Deutsche

National-Litteratur



Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag,
Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. K. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof.
Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

146. Band

Erster Teil

Arnim, Klemens u. Bettina Brentano, J. Görres

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Arnim, Klemens

und

Bettina Brentano, J. Görres

Erster Teil

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Max Koch



Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Vorwort.

Von Friedrich Schlegels Auftreten in Berlin an bis zur Gegenwart sind die verschiedenartigsten Definitionen „über den Begriff des Romantischen“*) aufgestellt worden. Ebenso hat man dem ersten, zwischen „romanisch“ und „romantisch“ unbestimmt hin- und herschwankenden Auftauchen des Wortes nachgeforscht.**) Von den Gegnern der Romantik wurde gerne ein bitterböser Ausspruch Goethes wieder und wieder vorgebracht: Klassisch sei das Gesunde, romantisch das Kranke. Allein dem aus augenblicklicher Verstimmung entspringenden kurzen Verwerfungsurteile stehen eine Reihe sachlich abwägender Erörterungen Goethes gegenüber, die seine Schätzung der romantischen Bestrebungen und Leistungen von Schlegel bis Immermann doch in ganz anderem Lichte zeigen als jene Stachelrede erwarten ließe. Auf Goethe darf sich gewiß nicht berufen,

*) Über den Begriff des Romantischen. Von J. H. Schlegel. Wertheim a. M. 1878.
**) Zur Geschichte des Romantischen. Von Alfred Biese. Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1888. N. F. I, 259, 396; III, 491.

wer mit dem Anspruch eines Geschichtsschreibers der romantischen Schule auftritt und sein Urteil dahin zusammenfaßt: „Im großen und ganzen betrachtet ist die deutsche Romantik Reaktion.“ Wie scharf und geistvoll Georg Brandes auch einzelne Charakterbilder zu entwerfen vermag, eine Geschichte der romantischen Schule in Deutschland, wie der Titel seines so vielfach anregenden Werkes sie verspricht, hat er uns im zweiten Bande seiner „Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen“ nicht gegeben. Wenn man die etwa von 1798 bis zur Julirevolution auf allen geistigen Gebieten sich geltend machende romantische Bewegung auch nur auf rein litterarischem betrachten will, so läßt sich auch hier nicht von einer „romantischen Schule“ sprechen. Ganz verschiedene und keineswegs auf die gleichen Schulanregungen zurückführbare litterarische Bestrebungen machen sich hier geltend. Nur im Anfange der Bewegung taucht eine geschlossene Schule auf, die im „Athenäum“ der Brüder Schlegel (Berlin 1798—1800) und in dem von A. W. Schlegel und Tieck herausgegebenen „Musenalmanach für das Jahr 1802“ geschlossen hervortritt. Diesen ersten Abschnitt der Romantik, die Jahre 1797 bis 1802, hat Rudolf Haym in seinem mustergültigen Geschichtswerke: „Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes“ (Berlin 1870) erforscht und dargestellt.

Auch im späteren Verlaufe der romantischen Bewegung haben sich persönlich befreundete Männer zu gemeinsamer Förderung bestimmter litterarischer Anschauungen zusammengethan, Zeitschriften und andere Werke sind aus ihren Kreisen hervorgegangen. Allein nur im Anfange der Bewegung war es möglich, daß ihre sämtlichen Führer in einem einzigen litterarischen Freundeskreise vereinigt waren. Sobald von dieser Schule aus die romantischen Lehren weitere Verbreitung gefunden hatten, war ein solch schulmäßiger Mittelpunkt nicht mehr möglich. „O wie sind,“ schrieb Karoline Schelling zu Anfang des Jahres 1804, „die einst zu Jena in einem kleinen Kreis Versammelten nun über alle Welt zerstreut, und lehren alle Heiden.“ Zwar einmal noch, zwischen 1805 und 1808 in Heidelberg, bildete sich wieder eine Vereinigung, welche man als die zweite romantische Schule bezeichnet hat. In Wahrheit umfaßte aber auch der um Arnim und Brentano sich scharende Freundeskreis nicht mehr die romantische Schule. Nicht nur daß die Schlegels, Fichte, Schelling dem Heidelberger Kreise ferne standen; neben der einen romantischen Genossenschaft in Heidelberg stand selbständig der jüngere romantische Freundeskreis in Berlin, der seit 1804 sich um den von Chamisso und Varnhagen herausgegebenen grünen Almanach scharte. A. W. Schlegel, Fichte, Schelling,

Fouqué, Werner standen mit diesem Kreise in Verbindung. Im gleichen Jahre, in dem Arnim seine „Zeitung für Einsiedler" zum Mittelpunkte der romantischen Bewegung machen wollte, haben Heinrich von Kleist und Adam Müller in Dresden eine Vereinigung aller jung aufstrebenden Kräfte für ihren „Phöbus" angestrebt; vergl. Nat.-Litt. 149 I. LII u. folg. So waren an die Stelle der einen romantischen Schule, die wir zwischen 1798 und 1802 in Berlin und Jena antrafen, verschiedene romantische Kreise getreten, die alle ihre Anregungen von der Schlegelschen Kunstlehre, der Novalis-Tieckschen Dichtung und der Fichte-Schellingschen Philosophie empfangen hatten, aber überall hatte man verschiedenes diesen Anregungen entnommen und die empfangenen Keime verschiedenartig entwickelt. An Stelle der „romantischen Schule" müssen wir von 1802 an „die Romantik" setzen.

Die Romantik hat leider noch nicht gleich der romantischen Schule ihren Geschichtsschreiber gefunden. Und doch muß bei der Vorführung einzelner romantischer Dichter, wie sie innerhalb des Rahmens der National-Litteratur stattfindet, immer auf die ihnen gemeinsame Grundlage der ganzen romantischen Bewegung verwiesen werden. Denn vielleicht noch entschiedener als in andern Abschnitten unserer Litteraturgeschichte sind gerade innerhalb der Romantik die einzelnen nur dann gerecht zu beurteilen, d. h. in ihrem eigentlichen Wesen und ihrer geschichtlichen Bedeutung zu verstehen, wenn wir sie als Vertreter nur einer Richtung, und daher meistens einseitige Vertreter, einer der vielen Bestrebungen, die innerhalb des weiten romantischen Gebietes nach Geltung ringen, betrachten.

Die Anerkennung, welche die sechs in diesem Bande vereinten Romantiker während ihres Lebens wie später gefunden haben, ist eine sehr verschiedene; des Schicksals Eigensinn und Laune haben es durchaus anders gewollt und gestaltet als das Urteil der Litteraturgeschichte dem einzelnen Dichter und seinen einzelnen Werken bestimmen würde. Eichendorffs Lyrik hat die verdiente Anerkennung vor allem von Seite der Tonsetzer gefunden und selbst die ihm nicht geneigten müssen ihn als den romantischen Lyriker schlechtweg anerkennen. Arnim und Brentano werden als Herausgeber altdeutscher Volkslieder stets rühmend zusammen genannt. Bettinas Gatte ist aber mit seinen ganz eigenartigen, durch und durch poetischen Gebilden niemals über einen sehr engen Leserkreis hinausgedrungen, während ihr Bruder durch die starr religiöse Wendung seiner Lebensrichtung ein einseitiges Lob der streng katholischen Leser für den reuigen Sünder mit durchaus ungerechter Zurücksetzung der das Urteil

über den Dichter schließlich bestimmenden Kreise erwarb. Die Verdienste des jugendmutigen Görres um die Wiedererweckung nationalen Sinnes in Litteratur und Politik sind durch seine spätere Parteistellung in ungerechtfertigter Weise verdunkelt worden. Bettina ist Lob und Tadel in reicher Weise zu teil geworden. Die unerschöpfliche Fülle ihrer Poesie kann auch die Gegenwart noch unmittelbar berühren. Fouqué, im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts der am meisten gelesene deutsche Dichter, mußte die kurze, über Verdienst genossene Gunst der Leser mit einer dauernden, ebenfalls zu weit gehenden Nichtachtung von Seite der Leser und Kritiker büßen.

Breslau.

Max Koch.

Einleitung.

I.

Arnim schritt durch eure Mitte, wie ein träumender Gigant,
Süßen Tiefsinn auf den Lippen, doch ihr habt ihn nicht erkannt.

E. Geibel 1841.

Der auf seinem altererbten Gute hausende märkische Landedelmann Ludwig Friedrich Achim von Arnim, erfüllt von verehrungsvoller Liebe für Luther und sein Werk, und der aus italienischem Blute stammende Frankfurter Kaufmannssohn Klemens Brentano, dessen unstät wilder Geist nur in Anschauung der stigmatisierten Nonne Katharina Emmerich Beruhigung fand, erscheinen beim ersten Blicke als so entgegengesetzte Persönlichkeiten, daß ihr Zusammenschließen und -Wirken selbst schon wie ein Stück Romantik herauskömmt. Tritt man näher, so bleibt der tiefe Gegensatz in dem Wesen der beiden Freunde und Schwäher voll bestehen, es zeigt sich daneben indessen auch so manch verwandter Zug, daß ihre enge Verbindung keineswegs zufällig erscheint. In jedem Falle ist in dem für die deutsche Litteraturgeschichte wichtigsten Abschnitte ihres Lebens ihre Thätigkeit eine gemeinsame, bleibt die Betrachtung des Lebensganges eines jeden einzelnen von ihnen untrennbar mit der des andern verbunden.

Es giebt kaum einen neueren deutschen Dichter, über dessen Jugend wir so schlecht unterrichtet wären, wie über Arnims Bildungsgang. Ganz beispiellos vollends bleibt es, daß in der Blütezeit der litterarischen Brief-

wechsel wir so wenig über die Entwickelung eines Mannes erfahren, dessen nächster und ziemlich umfangreicher Freundeskreis uns so wohl bekannt ist und ihn so oft erwähnt. Allein ein eigenes Mißgeschick scheint in litterargeschichtlicher Hinsicht über Arnim und seinen Werken zu walten, denn selbst die zweimal ausgegebenen Bände seiner (angeblich) sämtlichen Werke sind nur selten in Vollständigkeit anzutreffen. Kein litterargeschichtliches Handbuch giebt über ihn mehr als ein paar ungenügende Jahreszahlen.



Ludwig Friedrich Achim v. Arnim.

Nicht eine volle Seite hat ihm Hettner in der Allgemeinen deutschen Biographie (I, 557) gewidmet, und der autobiographische Artikel in Ed. Hitzigs „Gelehrtes Berlin im Jahre 1825" enthält außer einem ungenauen Verzeichnisse seiner Veröffentlichungen nur die zwei Zeilen: „von Arnim (Ludwig Achim), Gutsbesitzer zu Wiepersdorf im Ländchen Beerwalde. Geboren zu Berlin den 26. Januar 1781" (Goedeke, Grundriß III[1], 37 und Hettner nennen den 26. Juni). „Viele eigne Arbeiten", die er Ende 1807 als Reisebeschreibung bekannt zu machen gedachte, sind ebenso ungedruckt

geblieben wie die für eine Zukunft, „wenn einmal die Parteien der Zeit sich anlachen" verschobene „eigne Reisebeschreibung durch das deutsche Volk" und eine 1810 in Angriff genommene Autobiographie. Die auf das „Wunderhorn" bezügliche „Korrespondenz zwischen Arnim und Klemens Brentano" wollte Bettina schon in der Mitte der fünfziger Jahre „demnächst veröffentlichen"; eine Sammlung von Arnims Briefen an die

Faksimile Ludwig Friedrich Achim v. Arnims.

Brüder Grimm hat Hermann Grimm 1880 als „in kurzem folgend" in Aussicht gestellt. Bis jetzt sind nur sehr wenige Briefe von Arnim öffentlich bekannt geworden.

Das in vielen Linien gegliederte Geschlecht der Arnims*) gehört dem eingesessenen und reichsten Adel der Altmark an. Von Arnims Eltern

*) Arnim=Criewen, Beiträge zur Geschichte des Arnimschen Geschlechts. Erster Teil Berlin 1883.

und den Verhältnissen, unter denen er aufwuchs, wissen wir fast nichts. Der Vater Achim Erdmann von Arnim war kgl. Kammerherr. Der Dichter wurde von seiner „verehrten Großmutter aufgezogen". Auf sie übertragen dürfen wir wohl vom Dichter selbst sagen, was Graf Karl in der „Dolores" rühmt: „die sorgfältigste Erziehung seiner Mutter hatte alle Fertigkeiten und Kenntnisse der gebildeten Stände in ihm gesammelt." Des Hofmeisters mit seiner Vorliebe für Gellert wird in der das „Wunderhorn" begleitenden Abhandlung gedacht. Ein tief religiöser Sinn muß in ihm von Jugend an geweckt worden sein. Autobiographisches Gepräge tragen einzelne Züge, die in der „Dolores" aus des Grafen Karl Jugend berichtet werden. Bei der Ernte überfällt ihn die liebe vieljährige Erinnerung, wie er „als Kind schon die schweren Garben zusammenzutragen suchte und sie doch hinter mir herzog, wie ich dann, alles mit durchspielend, mich zu dem Bierfasse setzte und einen Schluck des Getränkes jauchzend leerte, und mir ein kleines Mädchen aufsuchte, daß sie mir einen Strauß mit Silberband schenkte, daß ich auch geschmückt wie jeder Mäher einherziehen könnte". Volksfeste und mit ihnen Volkslieder lernte so der spätere Sammler als Knabe lieben. Auch an der Jagd durfte der Knabe teilnehmen und den erlegten Falken an die Thüre seines Gärtchens annageln. „Wie er dann befriedigt die Schätze der dunkelen Erde aufgewühlt, sie ruhig besät und bepflanzt habe, feurig in der Lust seiner Kraft, welche den Spaten Stoß auf Stoß durch den tückischen Bau der Regenwürmer trieb, daß er wie ein Schlangentöter unter dem ringelnden Gewürme stand." Des Dichters Bruder, der sogenannte Pitt-Arnim, später vorübergehend Intendant des Berliner Theaters, war in Göttingen gleichzeitig mit Arnim.

Frühreif müssen wir uns den jungen Arnim in jedem Falle vorstellen, und einen tüchtigen Unterricht muß er auch noch außerhalb des von ihm besuchten Joachimsthalschen Gymnasiums genossen haben. Am 10. Mai 1798 wurde er als stud. juris an der Universität Halle eingetragen*) und bereits im folgenden Jahre konnte er ein physikalisches Buch herausgeben.

Nur einige, weder ganz sichere noch sehr weit führende Andeutungen über die Studentenjahre in Halle lassen sich aus dem Roman Gräfin Dolores und dem Studentenspiel Halle entnehmen; weitere Spuren hat Minor in Arnims erstem Roman: „Hollins Liebeleben" (Göttingen 1802)**) nachgewiesen. Nur eine verkürzende Umarbeitung dieses Erstlingswerkes ist 1810 in die Gräfin Dolores (zweite Abteilung, neuntes Kapitel) und mit ihr in die sämtlichen Werke übergegangen. Im Studentenspiel tritt uns der junge Privatdocent Cardenio noch als das Ideal eines Studenten entgegen, ebenso eifrig im Studium wie kühn und gewandt als Fechter, beliebt bei Lehrern und Genossen. Es ist der ritterliche junge Arnim

*) Gefällige Mitteilung des kgl. Universitätssekretariats Halle a. S.

**) Neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von J. Minor. Freiburg und Tübingen 1883.

selbst, der sich im Bilde Cardenios spiegelt. Hallenser Erinnerungen durchziehen die ganze erste Hälfte des Spiels; an das Hallesche Waisenhaus wird erinnert, die Feste der Halloren vorgeführt. Hollin schildert uns den Einzug des Fuchsen in die Universitätsstadt. „Himmel! welch ein Gefühl, als ich die ersten Spitzen der Türme, und immer mehr, endlich die ganze herrliche Freistatt der Jugend aus der Ebene hervortreten sah! Noch ist er nicht verhallt in mir der innere Ruf nach Freiheit, der mich damals bei dem Aufgange der Morgenröte zu den kühnen Spielen als Kind schon auftrieb, die mir so hart geahndet wurden. Alle Wärme, alles Gefühl der Jahre, die bedächtig langsam mir auf den Schulbänken entflohen, drängte sich auf diese Minuten zusammen, eine neue Sonne schien mir aufgegangen, klar vor mir ausgebreitet lag alles Künftige, Wissenschaft und wechselnd Leben buhlten um mich, da traten Philosophie und Poesie herbei, und Wissenschaft und Leben war verschwunden, mit Blüten bekränzt war ernsthaft der Scherz und der Ernst Scherz geworden. Ich erwachte aus meinem Sinnen und sehnte mich nach dem Ziele meiner Wünsche, der Morgen schien mir unerträglich langsam fortzuschleichen, ich hob mich tausend Mal vom Sitz und fluchte des schlechten Weges. Bald kam eine Schar in wunderbar herrlicher Kleidung, wie Ritter mit Helm und Schwert, ohne einen von uns zu kennen, mit allen freundlich, und voll Zutrauen und Scherz. Es waren Studenten und Landsleute, sie gesellten sich als künftige Brüder zu uns, wir frühstückten zusammen in einem freundlichen Dorfe, das rings um den schönen Park eines Gutsbesitzers liegt." Dies fröhliche Studententreiben schildert auch das sechste Kapitel in der „Gräfin Dolores". „Die Art, wie ihnen die Tracht steht, wie sie um sich schauen und singend ihre Straße ziehen, die fröhlichen Züge der Studenten!" Die frische Schilderung ihres Frohmuts und Geldmangels erinnert ganz an Eichendorffsche Lieder. Arnim denkt mit Humor sich selbst in solchen Mangel an der Reisezehrung hinein, obwohl die Lage für seine Studentenzeit, denn an dieser Stelle ist er selbst „Graf Karl", nicht ganz paßt. „Er besaß ein artiges Vermögen, ungeachtet ihm die vormundschaftliche Verwaltung aus Klugheit nur sehr wenig für seine Studienzeit auswarf, die ihn nach ihren Absichten zum wissenschaftlichen Landwirte ausbilden sollte, da die Verwaltung seiner Landgüter seinem Vermögen und seiner Natur angemessener schien als Dienste eines Fürsten." Auch wenn Hollin von seinem Beitritte zu „einer heimlich-öffentlichen Verbindung unserer Landsleute" berichtet, mag dies für Arnim selbst gelten. „Es ist ein schöner Kreis, der sich mir eröffnet, auf mein Vaterland schon in den Frühjahren nützlich zu wirken, wo man gewöhnlich nur für sich emportreibt ohne andern Schatten zu geben. Ich verkenne es nicht, daß die Eitelkeit, vielen meines Alters als Führer vorzugehen, mich befeuert, aber wahrlich darum ist es nicht allein. Es regt sich in mir ein bestimmtes Gefühl, daß ich früh anfangen soll, die Schuld gegen das Vaterland

abzutragen. Zu den Waffenübungen kommen wir auf einem großen Saale mit eingeschlagenen Fenstern zusammen. Meine Schulübungen im Fechten setzten mich in den Stand, es mit den meisten aufnehmen zu können. Hier werden auch die Angelegenheiten unserer Landsmannschaft besprochen, die jetzt in einem Kampfe gegen alle übrigen begriffen ist. Darin verwickelt ist ein gemeinschaftlicher Krieg gegen die Orden. Zur Entschädigung für diese Abhaltungen müssen sie nachher alle meine Lieblingsdichter und Philosophen sich vorlesen lassen; die meisten finden schon Geschmack daran, die übrigen wollen wenigstens davon mit reden können. Wird es finster, so gehen wir gemeinschaftlich auf Abenteuer aus, man stellt uns nach, ohne uns zu erraten." Wir erinnern uns daran, daß auch Theodor Körner an den Händeln der Studentenverbindungen sich eifrig beteiligte.

Gleichzeitig mit Arnim waren die später als Dichter hervortretenden Freunde Contessa und Houwald (vgl. Nat.-Litt. Bd. 151 S. 459) und als Stubengenosse der Vater des Grafen Adolf Friedrich von Schack in Halle Studenten. Nach einer unverbürgten Brentanoschen Familienüberlieferung, die durch Fr. A. von Schacks Erinnerungen I, 12 an Glaubwürdigkeit gewinnt, soll auch Klemens Brentano 1797 „eine Zeit lang in Halle gewesen sein". Mit seinem älteren Berliner Landsmann Tieck scheint Arnim während seiner Halleschen Studentenzeit in Giebichenstein zusammengetroffen zu sein; daß Beziehungen zum Reichardtschen Hause bei dem Musik liebenden Arnim von Berlin her bestanden haben, darf man als sicher voraussetzen. Wie Giebichenstein wird auch Lauchstädt*) Anziehungskraft auf Arnim ausgeübt haben; war er auch kein so leidenschaftlicher Theaterfreund wie vor und nach ihm die Hallenser Studenten Ludwig Tieck und Karl Immermann, unter den „leidenschaftlich fordernden Jünglingen", welche den Weimarischen Schauspielern in Lauchstädt zujauchzten, hat Arnim gewiß nicht gefehlt. Von den Festlichkeiten, welche der Besuch des Königspaares in Halle im Juli 1799 hervorrief, entwirft Arnim in der zweiten Bearbeitung von „Hollins Liebeleben" eine farbenprächtige Schilderung.

In Halle wirkte seit 1793 Friedrich August Wolf, auf dessen Homerstudien eine Stelle in der Einleitung zum „Wunderhorn" anspielt. Ob Arnim auch andere als juristische und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, wissen wir nicht. Daß er es mit seinen Studien ernst nahm, geht schon aus der Thatsache hervor, daß der Neunzehnjährige eine wissenschaftliche Arbeit in Buchform herausgeben konnte: Versuch einer Theorie der elektrischen Erscheinungen. Halle bey Joh. Jac. Gebauer 1799 (146 S. 8°, mit einer Kupfertafel). Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft bezeichnet er als die „Grundgesetzgebung, die ich

*) G. Wustmann, „Lauchstädt. Ein Modebad der Leipziger im 18. Jahrhundert" in den gesammelten Aufsätzen „Aus Leipzigs Vergangenheit". Leipzig 1885.

hier als angenommen und eingeführt voraussetzen muß". Entschiedenes Selbstgefühl ohne jede Spur von Anmaßung, klarer bestimmter Vortrag sind dem „Werkchen" eigen, welches „die Grundzüge einer neuen Theorie der elektrischen Erscheinungen den Fortschritten der Naturwissenschaft angemessen darzulegen" strebt. Der jugendliche Verfasser sucht „das Ebenrechte hier, wie bei allen entgegengesetzten Meinungen, die sich lange erhalten haben, auf dem Mittelwege, der Mittelweg mag noch so selten an der Tagesordnung sein. Ich würde raten, in der Naturlehre weder den Schein des Wissens anzunehmen, wo im Buche der Natur eine unleserliche Stelle ist, noch, wie jener Homerische Freibeuter, die Fußstapfen umgekehrt zu zeigen, und die Leser bei dem erreichten Ziele über den zurückgelegten Weg in Ungewißheit zu lassen."

Arnims Arbeit wurde schon in Nr. 144 der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung (10. April 1799) ziemlich ausführlich besprochen; der Recensent vermochte jedoch Arnim nicht gerecht zu werden. Er tadelte Arnims Erklärungsart, welche sich auf die ganz willkürlichen Begriffe von positiv und negativ elektrisch gründe. Mit Recht verwahrte sich Arnim in einer Anmerkung der Fortsetzung seiner elektrischen Versuche (Gilberts Annalen V, 34) gegen die „Recension jener kleinen Schrift" und betont die Vorsicht, mit welcher er verfahren, um nicht die Theorie durch eine schwankende Erfahrung irre zu leiten. Arnims wissenschaftliche Thätigkeit ist eine viel ausgedehntere gewesen als aus den bisherigen Berichten ersichtlich wurde. Sein Lehrer war Ludwig Wilhelm Gilbert (1769—1824), der von 1795 bis zur Aufhebung der Universität als Lehrer der Mathematik und Physik in Halle lehrte. Seit 1798 leitete Gilbert die von Gren gegründeten „Annalen der Physik" (Halle, in der Rengerschen Buchhandlung), für die Arnim eine ganze Reihe von Beiträgen, zum Teil ziemlich umfangreichen, geliefert hat.*) In dem „Allgemeinen Journal

*) 1. Vorschläge zur Vervollkommnung des Areometers (1799. I, 412). — 2. Anweisung zum Gebrauch des Areometers von Say, ohne Barometerbeobachtungen; allgemeiner Beweis des Mariottischen Gesetzes und Bemerkungen über dieses Gesetz (II, 238). — 3. Beschreibung eines Thermometrographen. — 4. Beschreibung neuer Barometer mit einigen Zusätzen. — 5. Einige Bemerkungen über das Heberbarometer. — 6. Ideen zu einer Theorie des Magneten (1800. III, 48—64, auch in Sonderausgabe erschienen). — 7. Nachtrag zu den vorhergehenden Abhandlungen des Herrn Alexander v. Humboldt [Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises]. Über einige bisher nicht beachtete Ursachen des Irrtums bei Versuchen mit dem Endiometer. — 8. Beobachtungen über scheinbare Verdoppelung der Gegenstände für das Auge. — 9. Anmerkungen zu Patrik Wilsons [vorangehender Abhandlung] über die Bewegungen kleiner brennender Dochte, wenn sie in einem Becken mit Öl schwimmen. — 10. Gesetze für die Stärke der Schallfortpflanzung durch feste und flüssige Stoffe (Bd. IV). — 11. Beiträge zur Berichtigung des Streites über die ersten Gründe der Hygrologie und Hygrometrie. — 12. Anmerkungen zu Hassenfratz über einige scheinbare Anomalieen im spezifischen Gewichte der Verbindungen einzelner Stoffe mit Wasser. — 13. Elektrische Versuche (V, 33—78). — 14. Übersicht der magnetischen nicht-metallischen Stoffe. — 15. Anmerkungen zur Lichttheorie. — 16. A. v. Humboldts Entwickelungsgerät zum Salpetergas-Endiometer. — 17. Einige elektrische Bemerkungen. — 18. Über einige bisher nicht beachtete Ursachen des Irrtums bei Versuchen mit dem Endiometer. — 19. Ideen zu einer Theorie des Magneten, über die Polarität (1801. Bd. VIII). — 20. Bemerkungen über Voltas Säule in [drei] Briefen an den Herausgeber (auch Ritter veröffentlichte in den Annalen „Versuche und Bemerkungen über den

der Chemie“ von Alexander Nik. Scherer erschienen 1800 (Juniheft von Bd. IV) „Vermischte chemische Beobachtungen von Hrn. L. A. v. Arnim“. Die am Schlusse für eines der folgenden Hefte versprochene Fortsetzung findet sich in Scherers Journal nicht. In den „kritischen Annalen der chemischen Litteratur“, herausgegeben von Fr. Wolff (Berlin 1803, sie bilden den V. Bd. von S. Fr. Hermbstädts Bibliothek der neuesten physikalischen u. s. w Litteratur) sind die Arbeiten nicht unterzeichnet. Arnims Autorschaft kann nur für die Besprechungen über Volta und Ritter in Frage kommen. 1809 wohnte er eine Zeit lang in Berlin mit K. Ph. Heinr. Pistor zusammen und beschäftigte sich mit dessen Herstellung meteorologischer und optischer Instrumente. Görres, der selbst eifrig Physik trieb und an der Koblenzer Sekundärschule lehren mußte, suchte Arnim in Heidelberg und später noch bei der Physik festzuhalten und durch den Umgang mit Pistor wurde Arnim wieder zu seinem Studium zurückgeführt. Bei Gründung der Berliner Universität dachte er an eine Professur, allein die Pläne zerschlugen sich. Außer dem Büchlein über elektrische Erscheinungen sind nur die Ideen über den Magnetismus aus Gilberts Annalen im Sonderdruck ausgegeben worden.

Der Physik war innerhalb der romantischen Schule eine Rolle zugefallen, wie wir sie der exakten Wissenschaft kaum zutrauen möchten. Allein gerade damals schienen neue Entdeckungen der Physik eine neue, mit mystischem Reize bekleidete Welt zu öffnen. Erst 1791 hatte Galvani den Erdmagnetismus, 1800 Volta die nach ihm benannte Säule bekannt gemacht. Die magnetischen Kuren, in der Folge ein so beliebtes Motiv der Novellendichtung (Nat.-Litt. Bd. 160 I, S. VI), gewannen an Ansehen. Und gerade innerhalb der romantischen Schule selbst hatte Johann Wilhelm Ritter (1776—1810) schon 1798 das Gesetz der Voltaschen Säule aufgestellt. Von 1795 bis 1804 lebte Ritter in Jena und Weimar. Goethe nahm, ob er sich „gleich in seine Behandlungsweise nicht ganz finden konnte, doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte und was er nach seinen Bestrebungen sich ins Ganze auszubilden getrieben, war“. Vor allem durch Ritters Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität erhielt die Physik in den Augen der Romantiker den Reiz des geheimnisvoll Wunderbaren. In Schellings Naturphilosophie wurde der Physik und Elektricität eine hervorragende Stellung eingeräumt; neben die Transscendentalphilosophie Fichtes sollte eine „spekulative Physik“ treten (Haym, romant. Schule S. 599 u. folg.). Ritter wirkte nicht nur auf Schelling, auch Fr. Schlegel und Novalis schlossen sich ihm

Galvanismus der Voltaschen Batterie“ in Briefen an den Herausgeber, VIII, 3, 326 polemisiert er dabei gegen Arnim). — 21. Wiederholung der Grunerschen Versuche (Bd. IX). — 22. Über die Benennung der Endpole der Voltaischen Säule. — 23. Über Voltasche Säulenapparate (1802. Bd. XI). — 24. Barzelloti über Muskelzusammenziehung und Prüfung der Theorie Prochaskas. (1803. Bd. XIII). — 25. Neuere Beobachtungen über sogen. unterirdische Elektrometrie. — 26. Steinregen (1806. Bd XXII). — 27. Eine Berichtigung die Haarröhrchen betreffend (1807. Bd. XXVI).

an. Man braucht nur das jetzt den „Heinrich von Ofterdingen" schließende Märchen anzusehen, um die Stellung der Physik innerhalb der romantischen Schule zu erkennen. Fr. Schlegel nennt Physik und Poesie die zwei Sphären, in denen „jetzt der revolutionäre Geist fast am schönsten wirkt". An Ritter schloß sich denn auch Arnim, als er in Jena weilte, aufs engste an. Der neueste Beurteiler Ritters (Allgemeine deutsche Biographie XXVIII, 675) sieht in ihm „gerade wegen seiner wirklich großen Bedeutung das schlagendste Beispiel dafür, wie weit die Physik in Deutschland durch ihre Unterordnung unter naturphilosophische Spekulationen zurückgeworfen wurde". Anstatt einer festen Methode nach Voltas Beispiel zu folgen haschte er nach „jener vermeintlichen höheren Physik, nach Analogieen und Gegensätzen und suchte statt in der mechanischen in der idealistischen Konstruktion der Erscheinungen ihr Verständnis".

Gerade dieses Erliegen des Fachgelehrten unter der übermächtigen romantischen Strömung macht uns die vorsichtige Zurückhaltung des romantischen Dichters doppelt bemerkenswert. Es ist offenbar eine Absage an die Schellingsche Richtung, wenn Arnim sich gegen jene Klasse von Physikern verwahrt, „welche unbekümmert über den Ausgang ins Blaue experimentiert", und hinzusetzt, man dürfe diese Klasse ja nicht bloß auf die Alchemisten einschränken. „Die deutsche Sprache nennt den Physiker mit vielem Nachdrucke «Naturforscher», aber um zu forschen, muß man zweifeln; alle, welche die Natur wirklich erforschen, zweifelten, daß die wahrscheinliche Wahrheit schon erforscht sei, und wer von ihnen gefürchtet hätte, seine bessere Überzeugung zu bekennen, der wäre nicht wert gewesen, die Entdeckungen größerer Männer bewundert zu haben."

Bei aller überschäumenden Phantastik steckt doch ein unverlierbarer Kern ruhiger Besonnenheit in Arnims Wesen. Als ein praktischer, keineswegs überspannter Mensch erschien er seinen Studiengenossen. Und diese ruhig sachliche Auffassung herrscht in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten vor; er blickt nicht auf die Schellingsche Naturphilosophie, sondern auf Priestley, Kant, Volta, Lichtenberg. Da Lichtenberg am 24. Februar 1799 gestorben ist, hat Arnim, der von Halle nach Göttingen übersiedelte, den berühmten Physiker und Humoristen nicht mehr kennen gelernt. Das Studentenleben in Göttingen scheint Arnim weniger als das in Halle befriedigt zu haben. Nach Köpkes Mitteilung (Ludwig Tieck I, 334) verkehrte Arnim in Göttingen viel mit dem jüngern Dieterich, dem Sohne von Bürgers Freund und Verleger. Im Verlage Heinrich Dieterichs sind dann auch Arnims beide Romane herausgekommen. An der Universität Göttingen ist Ludwig Achim von Arnim am 20. Mai 1800 als Studierender der Mathematik immatrikuliert worden.*) Am 30. Mai 1800 wie am 10. März und 22. Mai 1801 sandte er von Göttingen aus Beiträge in Gilberts Annalen. Es ist also ziemlich sicher, daß er drei Semester in

*) Gefällige Mitteilung des kgl. Universitätssekretariats zu Göttingen.

Göttingen studierte. Im Sommer 1801 hat er in Göttingen die Bekanntschaft Goethes gemacht oder erneuert.*) Über die gesellschaftlichen Verhältnisse Göttingens und das Benehmen der dortigen Professorentöchter spottet er in der „Ehenschmiede“, wo Aura fast an Karoline Michaelis (Böhme-Schlegel-Schelling) mahnen könnte. Aus „Hollins Liebeleben“ erfahren wir mit Sicherheit, daß Arnim von Göttingen aus einen Ausflug nach Goslar machte, dessen Altertümlichkeit ihn tief rührte, auf einer Harzreise die Bielshöhle besuchte, den Brocken und die Roßtrappe bestieg. „Auf der höchsten Spitze Norddeutschlands“ rief er „der deutschen Freiheit ein herzlich Lebehoch!“ Wir besitzen Goethes Berichte über seine Brockenfahrt; bei ihm herrscht ausschließlich das geologische Interesse neben der Freude an der Naturschönheit. Der Romantiker Arnim richtet seinen Blick in die geschichtliche Vergangenheit. „So hoch in den Lüften läßt sich nicht ruhen, lange vor dem Aufgange der Sonne ging ich schon umher auf dem Berge. Wie viel Grundsteine alter Gebäude fand ich rings um den Gipfel; ein glückliches Völkchen bewohnte ihn, den jetzt nur Neugierige auf einzelne Tage beleben. Diesen Stammvätern waren alle die Bergwege, die wir mit Ermüdung als Arbeit besteigen, die Straße, die sie unzählige Mal, wie wir den Weg nach dem Acker, hinabstiegen, um erst zur Arbeit zu gelangen. Ist es denn wohl noch unglaublich, daß es ein Geschlecht gegeben habe, das alle diese Bergmassen zu seiner Sicherheit und Belustigung, wie wir die Sandhügel in englischen Gärten aufgetürmt haben? Ich verlor mich in dem Gedanken eines Menschengeschlechts, das alle jene Naturwirkungen, Erdbeben, Ungewitter, die jetzt über uns unabänderlich herrschen, sich unterworfen hätte, ich dachte: ob wohl je alle unsere Künste des Lebens dahin führen könnten!“

Ein ganz anderer Geist, als er im „Athenäum“ waltet, spricht aus diesen Träumereien. Das liebevolle Versenken in die Vorzeit vereint mit dem thätigen Glauben an eine Neubelebung deutscher Art ist Arnim von Hause aus eigen. Eine Verwandtschaft mit der von Novalis im „Heinrich von Ofterdingen“ eingeschlagenen Richtung ist unverkennbar; man würde aber richtiger von einem Zusammentreffen als von einer Beeinflussung zwischen Arnim und Hardenberg reden. Von Tiecks poetischem Spiele mit der religiös-ritterlichen Vergangenheit scheidet sich Arnim durch seine ernst geschichtliche Auffassung.

Während der Ferien des Jahres 1800**) trat Arnim in den romantischen Kreis ein, der sich um die Schulhäupter in Jena gebildet hatte. Von den Brüdern Schlegel scheint er sich damals wie später fern gehalten zu haben. Mit Tieck, der Jena Ende Juli 1800 verließ, konnte Arnim in Jena nicht mehr zusammentreffen; eine nähere Verbindung zwischen ihm

*) Goethes Tagebuch: Montag den. 8. Juni. Bei Kestner von Hannover und den Gebrüdern von Arnim. Dienstag den 21. Juli. Nach Tische Biblioth., nachher v. Arnim.

**) In Jena ist Arnim niemals immatrikuliert gewesen; gefällige Mitteilung des großherzogl. Universitätssekretariats Jena.

und Arnim erfolgte erst im Spätherbst 1806 in Sandow. Mit Schelling ist Arnim kaum in persönliche Berührung gekommen, Steffens war im Sommer 1800 in Freiberg. So waren es von dem ersten romantischen Bunde nur Novalis und Ritter, mit denen Arnim in ein näheres Verhältnis trat, vor allem mit Ritter verband ihn gemeinsames physikalisches Studium. Wichtiger aber noch als die Verbindung mit Novalis und Ritter wurde das Zusammentreffen mit Klemens Brentano, sei es nun, daß dieses hier zum erstenmal erfolgte oder nur Erneuerung einer bereits in Halle geschlossenen Bekanntschaft war. Jedenfalls fanden erst bei diesem kurzen Zusammensein in Jena die beiden so viel Gefallen an einander, daß der Wunsch nach einem längeren Zusammenleben auftauchte. Wahrscheinlich noch im Spätherbste 1800 folgte Arnim dem Freunde auf Savignys Landgut Trages bei Gelnhausen. Daß Arnim die Nachbarschaft benutzte, um in den Trümmern der alten Kaiserpfalz zu Gelnhausen zu dichten und zu phantasieren, zeigt der Anfang der „Kronenwächter". Mit Savigny selbst, der am 31. Oktober 1800 in Marburg promovierte und mit dem Wintersemester dort zu docieren begann, kann Arnim damals nur in flüchtige Berührung gekommen sein. Allein selbst bei kurzem Zusammensein mußte der in beiden rege geschichtliche Sinn Arnim und Savigny einander näher bringen. Savigny vermittelte die Bekanntschaft zwischen Arnim und den Brüdern Grimm, wofür Jakob ihm noch in der Widmung der Grammatik besonderen Dank entrichtete. Wie innig Brentano sich in Trages an Arnim angeschlossen, geht aus Stephan August Winkelmanns Nachschrift zu Brentanos Roman „Godwi" hervor. Der Held des Romans, Maria, in dem Brentano sich selbst schilderte, stirbt auf dem Landgute. „Die letzten hellen Tage und Stunden verdankt er dir, Arnim! Deine Ironie, dein reines Gefühl und dein jugendliches poetisches Dasein heiterten den Kranken, ach, wie sehr! auf. Nun sterbe ich ruhig, sagt Maria einst lächelnd, ich habe den Humor gesehen. Die Freude, die dir in Tiecks Dichtungen geworden, mag dir belohnen, was du an ihm gethan. Bleibe um Gottes willen so lustig, wenn du ein großer Physiker wirst." Arnims Freude an Tiecks Dichtungen wird von Brentano auch in einem Briefe an Tieck vom 11. Januar 1802 betont. „Arnim, den Sie kennen und sicher lieben, schreibt mir seinen ersten Brief von Regensburg, und schreibt mir so viel sein Entzücken über Sie, ich weiß sicher, daß vielleicht Arnim der einzige Deutsche ist, der Sie liest, wie Sie es meinen. Wenn irgend ein Mensch gerne für Sie sich regt und opfert, so ist es sicher Arnim und Brentano, er für den Frohsinn, ich für die Wehmut Ihrer Muse."

Angeblich Mitte Mai 1801*) konnte Klemens Brentano seiner Schwester „in wenig Worten eine recht erfreuliche Antwort" auf ihren „lieben tollen wunderlichen Brief" geben: „Den 1. Juni bin ich in Frankfurt, und den

*) Die angeführten Zeitangaben des „Frühlingskranzes" sind völlig unhaltbar, da Goethe am 8. Juni und 21. Juli Arnim in Göttingen sprach.

1. Juni ist mein lieber Freund Achim von Arnim in Frankfurt! Ritters großer Nebenmann in der Physik. Die eigentliche große Freude, die mich hinzieht, ist, daß Du meinen lieben göttlichen Arnim kennen lernen wirst, und ein freundliches Bild mehr in Dein Leben tritt. Du weißt nicht, wie ich mich freue, daß Du ihn und er Dich sehen soll, er ist gar zu lieb und lustig wie wenige Menschen auf Erden." Zwischen Ritter, „dem wundersüßen Wunder heiliger Gesänge", und Bettina hatte Klemens schon früher einen brieflichen Verkehr anzubahnen gesucht, wie es scheint ohne Erfolg. Da es ihm eine Notwendigkeit war, immer von Bettina zu sprechen, wird auch Arnim mit Spannung der Bekanntschaft mit der Schwester seines Freundes entgegengesehen haben. Acht Tage verbrachte Arnim in Frankfurt und Offenbach, wo Bettina im Hause ihrer Großmutter sich aufhielt. Vielleicht hat der „schöne muntere vollblühende preußische Jüngling" schon damals Bettina zu der etwas später an die Günderode geschriebenen Beobachtung veranlaßt: „Man könnte in den Gesichtern alter Geschlechter darauf kommen, nachzuspüren, was wohl für eine Art von Begeisterung den Keim zu diesen veredelnden Zügen, zu dieser erhabenen Vornehmheit legte, ob es kühnes Dringen, mutige oder selbstverleugnende war, was diese Liebesopfer einst vom Ahnen heischten — das ist mir schon bei Arnims Zügen eingefallen." Als der Bruder und Arnim Frankfurt verließen, begleitete sie Bettina zum Mainzer Schiff und machte dann der Günderode „die Beschreibung von euch zwei, wie Arnim so schlampig in seinem weiten Überrock, die Naht im Ärmel aufgetrennt, mit dem Ziegenhainer, die Mütze mit halb abgerissenem Futter, das neben heraussah, du so fein und elegant, mit rotem Mützchen über deinen tausend schwarzen Locken, mit dem dünnsten Röhrchen, einem lockenden Tabaksbeutel aus der Tasche, und wie Arnim unterwegs die Bemerkung machte, die Mädchen am Brunnen sähen dir mit Wohlgefallen nach, daß du da unterwegs gethan hast, als verständest du das nicht, und nachher es dem Arnim zuschobst, aber doch gleich sehr viel schärfer auftratst, als wenn dir wer weiß welcher originelle Geist so ganz durch den Leib gefahren wäre."

Siebenundzwanzig Jahre früher hatte ebenfalls ein jugendmutiger Frankfurter Dichter mit einem von der Ferne hergereisten Freunde eine fröhliche Rheinfahrt unternommen, Goethe mit Lavater, denen sich noch Basedow gesellte; und bei Düsseldorf hatten dann Goethe und Fritz Jakobi ihren Freundschaftsbund geschlossen. Das linke Rheinufer mit Düsseldorf und Pempelfort war seitdem ein Teil der französischen Republik geworden; die Kantsche Philosophie und die Romantik hatten in Deutschland eine Umwälzung auf geistigem Gebiete bewirkt. Als Vertreter einer neuen Zeit und Dichtung grüßten jetzt Brentano und Arnim den zum Grenzstrom gewordenen Rhein. Auch in ihrem Leben bildete jene Rheinfahrt einen unvergeßlichen, von dichterischer Glut verklärten Höhepunkt. In der letzten Novelle des „Wintergartens" gedachte Arnim acht Jahre später des Freundes, wie er ihn damals gesehen, „die blaue Blume" — von Novalis' „Heinrich von Ofter-

dingen" bis Spielhagens „problematischen Naturen" das Wahrzeichen der Romantik — „auf deiner Guitarre, wie du in fröhlichen Liedern zum erstenmal die Gegend mir ausgedeutet, klingend und singend zu den schwebenden Schäflein auf Himmelblau wie in die schwarze Tiefe bei Osteins Felsenburg, glänzend deine Augen zum prasselnden Donner, zum brausenden Regen, der uns in alten Ritterburgen belagert hielt, spielend deine Worte am warmen stillen Abende vor den Thüren in Weinlauben am rauschenden Ufer, wenn du den schönen Töchtern des Städtleins neue Melodieen lehrtest für ihre alten Lieder von dem goldnen Hause auf Bergen. Waren wir nicht fromme Pilger nach Not Gottes und hielten den singenden Engeln so treulich die Notenbücher, und doch mußten wir fortziehen, wir beide, auch du, der du so nahe geboren. Soll ich deiner, mein Klemens, und des Rheins noch lange entbehren, nur einmal im Jahre atme erinnernd in meine Brust diese Frische des ersten Eindrucks jener schönen Welt, der wie der kühlende Sternenwind des Abends von den Bergen herab alles Bezwingende des Sommertages überwältigt." Brentano seinerseits hat noch viel später im „Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf" erzählt, wie am Hause der Frau Lurely ein Schifflein zog „und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andere traurig mit schwarzen Haaren, als sie an dem Fels waren, riefen sie:

Lurely! Lurely!
Es fahren zwei Freunde vorbei."

Die gemeinsame Reise währte übrigens nicht lange. In Koblenz geriet Brentano, wie nach Bettinas Spott es ihm bei jedem Ausflug an den Rhein erging, in Liebeshändel, und Arnim reiste voraus nach Düsseldorf, dort den Freund zu erwarten. Bettina riet dem Bruder ohne Verzug nachzureisen. „Der heitere Jugendmutige wird dich vom Schwindel befreien." Allein Brentano konnte sich nicht losreißen und dem Freunde nur in einem Briefe an Bettina einen Abschiedsgruß widmen.*) „Arnim, Arnim, dir ruf ich ewig nach, nur neben dir mag ich leben und sterben, beides muß ich, seit ich dich kenne, mag ich es auch. Du freue dich meinen Teil, du weine meinen Teil, ich gönne dir beides und wäre zufrieden mit dir, und so wenig als einer sich selbst gewährt, der kein Verlangen nach mehr hat. Neben dir ist mir's traurig ergangen und doch konnt' ich in dich als in den Frühlingshimmel schauen! Dich hab' ich als einen solchen gefunden und mein selbst vergessen. So bist du mir entgegengekommen, und hast mich solchermaßen geliebt! O Jugend, o Leben, o Liebe, o Tod, o Webstuhl der Zeit! O Teppich, o Gastmahl, o Rausch, o Kopfweh, o Nüchternheit der Gegenwart. O notwendige Ewigkeit der Gemeinheit und Ungemeinheit, o Allerheiligstes, o Allerunheiligstes."

*) Ich schreibe nicht Klemens sondern Bettina das Eigentumsrecht an diesem leidenschaftlichen Ergusse zu. Über die Unzuverlässigkeit der im „Frühlingskranz" mitgeteilten Briefe vgl. S. XXXI.

Arnim traf auf der Rückkehr vom Rhein in Frankfurt noch einmal mit Bettina und ihrer Freundin Karoline von Günderode*) (1779—1806) zusammen. Auf einem gemeinsamen Spaziergang wurden sie von einem Gewitter überrascht, während dessen der königlich aussehende Arnim seinen grünen Mantel um die Mädchen breitete. Bettina fand an dem bösen Abenteuer ein Weilchen Gefallen. „Arnim ist nicht in der Welt zum zweitenmal, die Günderode auch nicht. Arnims wunderschöne Jugendnähe elektrisierte mich, ich opponierte dem Gewitter mit allerhand vom Zaun gebrochner Philosophie, die nicht Hand und Füße hatte und nasse Flügel, die ließ sie hängen." Arnim übernachtete im Stifte, nur durch eine dünne Wand von der Freundinnen getrennt, die sich von ihm unterhielten. Erst wollte keine ihre Liebe zu Arnim gestehen, dann jede großmütig der Freundin den Geliebten abtreten, bis Arnim durch Husten und Räuspern auf seine Anwesenheit in Hörweite aufmerksam machte. Man würde die ganze Geschichte vielleicht als Erfindung Bettinas anzweifeln, wenn nicht eine ähnliche Scene in „Hollins Liebeleben" ein derartiges Erlebnis für Arnim bezeugte. Am andern Morgen gab Arnim beiden Mädchen Vergißmeinnichtsträuche, Bettina ließ er einen zum Flicken übergebenen Handschuh als Andenken zurück. Beim Abschied suchte Arnim „einen Stern aus, den wir alle drei wollten sehen, wenn wir aus der Ferne an einander dächten". Bettina bat ihren Bruder, in seinen Briefen Arnim zu sagen, daß sie ihn noch recht lieb habe, „aber nicht so deutlich sage es ihm, wie hier in diesem Brief"; Klemens versprach den Auftrag auszurichten, da Arnim sich's auch nicht anders erwarte, „denn er hat dich gewiß ebenso lieb". Es scheint jedoch, daß Klemens selbst erst Ende des Jahres aus Regensburg die erste Nachricht „von dem Jungen" empfing.

Ob Arnim bereits bei jenem Frankfurter Scheiden eine tiefere Neigung zu Bettina empfand, wissen wir nicht. Unter seinen Gedichten giebt es einige, die sich für diese Lage und den Zeitpunkt deuten ließen, doch möchte ich mich nicht auf eine so unsichere Auslegung stützen. Er war eben im Begriffe die Reise anzutreten, welche man im 17. und 18. Jahrhundert als le grand tour zur höheren Ausbildung junger Edelleute für nötig hielt. Seinem Hollin legt Arnim die Worte in den Mund: „Will ich auf Menschen wirken, muß ich Menschen kennen, nicht bloß den biedern Kreis der Jugend und des Landvolks, auch die kalte seelenlose Welt der höheren Stände muß ich fassen, die Welt des Sprechens ohne Denkkraft, des freudenleeren Scherzes, der Formen inhaltleere Form, des Lachens lächerliches Reich." Ende Oktober 1801 hielt sich Arnim in Berlin auf; im Januar 1802 schrieb er von Regensburg aus den ersten (Reise-) Brief an Brentano; am 2. Januar hatte er, ebenfalls von Regensburg aus, einen Beitrag an Gilberts Annalen gesandt. Den Besuch der Gemäldesammlungen in München und Wien

*) Bettina spricht in allen ihren Werken von der Freundin; den idealisierten Briefwechsel der Freundinnen enthalten die beiden von Bettina herausgegebenen Bände: „Die Günderode". Grünberg und Leipzig 1840; Neudruck Berlin 1890.

bezeugen die in „Ariels Offenbarungen" gedruckten Sonette. Aus Mailand berichtete er an Brentano in einem Briefe, der ohne Verliebtheit, doch mit freundlicher Achtung und Annäherung für Bettina erfüllt war, daß er viel gedichtet habe. Auch von Briefen an Bettina selbst hören wir, und Klemens erbietet sich, ihre Antworten seinen Schreiben an Arnim beizulegen, doch wußte er selbst nicht immer den Aufenthalt seines Freundes. Er erwähnt „einen schrecklich langen Brief aus Bern"; Mitte Dezember 1802 spricht er von einem Briefe Arnims aus Genf, in dem er Genua, wo er zuerst das Meer erblickte, Marseille und Paris als nächste Aufenthaltsorte angebe. Eine Scene aus dem Hafen von Genua schildert Arnims später dem Roman „Gräfin Dolores" einverleibte „Elegie aus einem Reisetagebuche in Schottland" (Zeit. für Einsiedler Nr. 9 . Der Einfluß von Goethes „römischen Elegieen" und „Alexis und Dora" ist in dem Gedichte unverkennbar, das aber Selbstempfundenes und Erlebtes in plastischer Anschaulichkeit, wie sie Arnims Gedichten leider selten eigen ist, vorführt; s. Gedichte S. 89. Ein andermal schreibt Klemens an Bettina: „Eben erhalte ich Briefe von Arnim mit seinen Reiseplänen schon unter Segel, er geht übers Meer; unsere guten Wünsche, mögen sie ihm gute Engel der Begleitung sein; lese selbst," und klagt bald darauf, daß er ihm nicht nach England schreiben könne. Zwischen der Nachricht über Arnims Brief aus Bern und seine Seefahrt giebt Brentano jedoch eine wichtigere Mitteilung: „Arnim läßt Euch grüßen; er schrieb mir von Genua, Nizza und Paris. Mein Lustspiel wird jetzt zugleich mit einem Buch von Arnim in Göttingen bei Diedrich gedruckt." Minor stellt als dies Buch „Hollins Liebeleben" mit Brentanos Lustspiel „Ponce de Leon" zusammen; allein das bereits im Sommer 1801 geschriebene Lustspiel [s. unten] ist erst 1804 in Göttingen erschienen, zugleich mit „Ariels Offenbarungen" von Arnim, und nur den Ariel, nicht Hollin konnte Brentano im Epilog zum Ponce als „liederreich" bezeichnen.*) Die undatierten Briefe im „Frühlingskranze" sind von Bettina wohl nicht in streng zeitlicher Reihenfolge nach ihrer ersten Entstehung geordnet. Jedenfalls war Arnim im Spätherbst 1804 von seinen Reisen zurückgekehrt, den Dezember verbrachte Brentano in Berlin in Arnims Gesellschaft. Weitere Nachrichten über die Reise können wir nur aus zufälligen Bemerkungen in den Schriften entnehmen. Die Nachtfahrt auf holländischen Kanälen, Windstille und Sturm im Mittelländischen Meere, die Sehnsucht nach dem Vaterlande im Gewühle von London, das auf Arnim entschieden den nachhaltigsten Eindruck gemacht hat. Immer wieder streift seine Schilderung die Londoner Verhältnisse; in der Novelle „Mistris Lee" führt er uns die große italienische

*) Auch lass' mich, da du gütig zu mir blickst,
Die freudige Nachricht, Lieber, mit dir teilen,
Denk' unsre Freude, von derselben Schwelle
Und zu derselben Zeit geht in die Ferne
Von dir ein frohes, liederreiches Kind.
So sind wir dann zur Wanderschaft Gesellen,
Und wollen uns wie unsre Väter lieben,
O liebe mich [die Hauptheldin des Stückes], wie ihn, der dich nur liebt!

Oper mit ihrem pedantischen Zwange vor. In den Gerichtshöfen Londons staunt er über die englische Gesetzgebung. Dem Ausfluge nach Wales verdanken wir die Novelle „Owen Tudor. Eine Reisegeschichte“ im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen f. 1821“; sämtl. Werke II, 255. Eine schlane Walliserin erzählt im Postwagen die Liebes- und Ehegeschichte der Witwe König Heinrichs V. mit dem wallisischen Stammvater Heinrichs VII. und Elisabeths. Der Ausflug nach Schottland erregte Arnims Teilnahme für die Stuarts und das Schlachtfeld von Culloden: das pedantische Wesen der Schottländer stellt er in der „Ehenschmiede. Novelle aus den Denkwürdigkeiten eines Naturforschers“ den freieren Umgangsformen der Deutschen gegenüber (Werke II, 3). Der eifrig Käfer sammelnde Naturforscher ist Arnim selbst und die Verspottung Kotzebues zeugt für die Entstehungszeit dieser Novelle während oder unmittelbar nach der Reise. Die Ehenschmiede selbst ist der ja bis in unsere Tage bestehende schottische Zufluchtsort für Liebende Gretna Green (vgl. Felix Dahns Operntext „Der Schmied von Gretna Green“). Von der Schweizerreise, Pilgerfahrt zu Huttens letzter Ruhestätte auf Ufenau, erzählt die ganz verfehlte Geschichte Aloys und Rose. Französische Miscelle aus Wallis (Tübingen 1805; in den von Helmine v. Chézy herausgegebenen französischen Miscellen als: Schweizer Novelle, Werke X, 305). Daß er das schottische Hochland in seiner Novelle geschildert habe, ehe es durch Walter Scotts Dichtungen Mode geworden, hebt Arnim selbst in einer Anmerkung eigens hervor.

Aus Arnims Mailänder Brief an Brentano erfahren wir, daß er während seiner Reise litterarisch thätig war. „Das Fahren,“ sagt Hollin, „hat immer auf mich eine sonderbare Wirkung gehabt. Meine ganze Phantasienwelt scheint durch die Stöße des Wagens aufgeregt wie ein stehendes Gewässer, worin die Kinder ihr Wesen getrieben, nicht so bald wieder klar zu werden.“ Der Plan, eine Beschreibung seiner Reisen zu veröffentlichen, ist leider nicht ausgeführt worden. Wir besitzen außer kleineren physikalischen Berichten nur eine unmittelbar aus den Beobachtungen der Reise hervorgegangene, in die Werke nicht aufgenommene Arbeit: „Erzählungen von Schauspielen“. In Paris wird Arnim mit Friedrich und Dorothea Schlegel zusammengekommen sein und von Friedrich die Aufforderung zur Teilnahme an seiner Zeitschrift „Europa“ erhalten haben. Im ersten Heft des zweiten Bandes (Frankfurt a. M. 1803) erschien mit einer „Vorerinnerung des Herausgebers“ ohne Namensnennung Arnims Gespräch über das französische Theater. Im ersten Stücke des dritten Bandes der Goetheschen „Propyläen“ waren 1800 Wilhelm von Humboldts Briefe „über die gegenwärtige französische tragische Bühne“ erschienen. Der interessante Vergleich zwischen Humboldts und Arnims Bericht über denselben Gegenstand fällt nun freilich entschieden zu Ungunsten des jüngeren Romantikers aus. Schlegel lobt den Beitrag Arnims, weil er nicht bloß Fakta und Resultate mitteile, „sondern auch die Ansichten und Standpunkte, aus

denen die Fakta gesammelt und nach denen die Urteile gefällt worden, hinlänglich" entfalte. Fr. Schlegel gefiel es gewiß auch, daß Arnim die im „Athenäum" für litterarische Auseinandersetzungen beliebte Gesprächsform nachgeahmt hatte. Die Teilnehmer des Gespräches sind: die Kranke, die Gesunde, der Erzähler, der Weltfreund, außer ihnen noch in echt Tieckscher Ironie der das Gespräch aufzeichnende Schreiber. An Tieck erinnert auch das warme Lob des Berliner Schauspielers Fleck. Von einer sachlichen Beurteilung des französischen Theaters ist keine Rede, selbst über Molière wird kurzweg abgeurteilt. Von der deutschen Bühne meint der Erzähler: „Wir haben nur zwei Volkstheater. Eins in Wien*) in der Sprache, im Stile der unteren Volksklassen; wir finden" — Arnim war in Wien gewesen — „manche Ausbeute dort, aber so stark versetzt, daß ein ungeheures Feuer und viel bleierne Geduld zum Kuppelieren erfordert würde; das andere zu Weimar, im Geist der Gebildetsten und da scheint man alle Kraft erst im Altertum zusammenziehen zu wollen, um dem Lustspiele einen neueren weiteren Aufschwung zu geben. Wir haben schöne Hoffnungen, aber viel mehr als Hoffnungen haben wir doch nicht." Das über die Oper Gesagte, wobei Arnim seiner Bewunderung für Gluck Ausdruck giebt, ist recht unbedeutend. Die Verballhornung, welche damals der Zauberflöte als Mystères d'Isis, wie in einem späteren Zeitabschnitte mit Le Freischutz geschah, angethan wurde, ärgert Arnim mit Grund. Jede Nation habe das Recht, ihren Geschmack zur Geltung zu bringen; „wo ich eigene Kunst finde, da freue ich mich, wenn mir das Eigene auch nicht gefällt". Solch ein Verfahren aber „entcharaktert" (das Wort fehlt im Grimmschen Wörterbuch) ein Werk. Eingehend erörtert Arnim die Bedeutung des Tanzes und seine Gegenüberstellung des charaktervollen Nationaltanzes zum Gesellschaftstanze gemahnt bereits an den Volksliedersammler. Von diesem Gegensatze aus findet er den Übergang zu den kühnsten allgemeinen Betrachtungen. „Die Gesellschaft ist überhaupt nur eine ganz verfehlte Erfindung, und was sie eigentlich sein könnte, das läßt sich kaum ahnden aus dem allgemeinen Ekel und Stumpfsinn, den sie jetzt mit der Schlangengeißel der Langenweile verfolgt. Durch ihre Plagen soll sie die Notwendigkeit der Kunst den Ungebildeten ebenso fühlbar machen, wie die Pocken das Studium der Arzneikunde. . . Der Mensch hat die Fähigkeit alle Kunst in sich aufzunehmen, also ein liebendes Kunstwerk zu werden. Der Mensch bewahrt alle Kunst in sich und schaut endlich über die Erde wie die Kolossen des Monte Cavallo über das zerstörte Rom, als das vollendetste aller Kunstwerke, als ein Künstler, der alle vor ihm erschienenen vernichtet und wieder durch die nachfolgenden verdunkelt und endlich auch vernichtet wird." Die Forderung nach einer Lebenskunst als der höchsten von allen Künsten war bereits im „Athenäum"

*) In der „verhängnisvollen Gabel" rühmt Platen an Deutschlands östlichem Punkt
„Wien, Augarten und Prater
Und ein Volkslustspiel, das lustiger ist als sämtliche deutsche Theater."

erhoben worden. An unklare Schellingsche Ideen erinnert es, wenn Arnim fortfährt: „So wie alle Wissenschaft vom Menschen aus über die Natur sich verbreitet, das Klima die Gewässer der Erde austeilt, die Tiere erzieht, so kehrt die gesamte Natur in der Kunst zum Menschen zurück. Der Mensch nimmt die ganze Natur auf und wird vielleicht, wenn er in seinen sich stets mehrenden Zeugungen alles Organische verschlungen, von einer andern höheren Bildung aufgenommen, der wir mit aller unserer Bildung wiederum nicht anders erscheinen, wie uns die starrenden denkenden Haustiere. Wo dieser neue Blütenstaub der ewigen Blume befruchtende Kreise, welchen wir bewohnen werden, wer mag das sagen, keiner kann durch den betäubenden Duft der Blume schauen, er thut jedem wohl, aber wer ihn durchbrechen will, dem thut er nicht wohl; aber klar liegen hinter uns ihre abgefallenen Blätter und die Samenkapseln in der Geschichte, freilich tot und starrend, wenn wir es nicht durch unsere Anschauung beleben."

Der Zusammenhang zwischen diesen naturphilosophischen Phantasieen über eine fernere Erziehung des Menschengeschlechts, die man freilich nicht in einer Beurteilung der Pariser Theater suchen würde, und „Ariels Offenbarungen" wäre deutlich, wenn der kühne Gedankengang auch nicht mit Bildern aus der Edda schließen würde. Die goldenen Scheiben, welche in der verjüngten Welt die Götter im Grase wieder finden werden, deutet Arnim auf die Kunst, die dann allen gemeinsam sein wird: „Alle trinken da den Tau der Begeisterung, denn ehe der Wolf Fenris die alte Norne, das alte Leben verschlungen, hat sie eine schönere Tochter geboren, die neue Zeit mit hellerm Angesicht. Dann sind wir gar nicht mehr und doch leben wir dann erst." Was hier phantastisch als Traum eines neuen goldenen Weltalters sich äußert, gewinnt einige Jahre später in der Einleitung zum „Wunderhorn" faßbare Gestalt, wenn eine Wiederbelebung des Volkstums und daraus eine Neugebärung Deutschlands erhofft und angestrebt wird.

An Arnims physikalische Arbeiten erinnert in dem Gespräche nur mehr die Erwähnung des Galvanismus und die auffällige Einteilung in positive und negative Schauspiele. An die Stelle der naturwissenschaftlichen Arbeiten waren dichterische getreten. Noch während Arnim auf Reisen war, erschienen 1802 und 1804 in Göttingen seine beiden ersten Romane, anonym „Hollins Liebeleben", mit Namensnennung „Ariels Offenbarungen".

Hollin gehört durchaus in die Reihe der durch „Werthers Leiden" hervorgerufenen Dichtungen. Nicht nur die Form, im Nachlaß gefundene Briefe, hier jedoch auch die Briefe des Freundes, Odoardo, und ein erzählender Bericht über die Schlußkatastrophe, vor allem Hollins Charakter mahnt an Werther. Mit Werther teilt Hollin die Liebe zu Natur und Poesie. Wie Werther und Lotte in gemeinsamer Begeisterung für Klopstock, so erkennen Hollin und Maria in ihrer Bewunderung von Tiecks Magelone sich als verwandte Seelen. Die Satire, welche sich gegen die Goethe und Tieck verkennenden Philister wendet, ist dagegen Eigentum

der romantischen Schule. Der Unterschied von Werther und Wertherzeit tritt auch sonst hervor. Bei aller Empfindsamkeit ist Hollin doch eine ungleich kräftigere Natur als Werther. Ein flotter Student, ficht er für seine Landsmannschaft siegreich eine Ehrensache aus, befreundet sich mit dem schwerverwundeten Gegner und gewinnt die Liebe seiner Schwester Maria Leonardo. Gleich Wilhelm Meister gerät er darnach unverschuldet in Liebeshändel mit Schauspielerinnen. Maria glaubt ihn ungetreu und er selbst meint in seinem Freunde Odoardo den beglückten Nebenbuhler zu erkennen. Bei einer Aufführung von Schillers „Maria Stuart" übernimmt er die Rolle des Mortimer und ersticht sich. „Nur im Tode ist Freiheit und jeder Tod ist für die Freiheit." Die von ihm schwangere Maria „starb eine Woche später in der frühzeitigen Geburt. Auch sie begrub Odoardo außer der Kirchhofsmauer neben ihm, und das Kind zwischen ihnen und alle Rosen und andere süße Erinnerungen ihrer Liebe". Die Beilage aus Odoardos Papieren „Erinnerung an Horace Benedikt von Saussure" ist aus Arnims naturwissenschaftlichen Studien hervorgegangen, paßt aber noch weniger als Werthers später angehängte Schweizer Briefe zu dem Roman. Bettinas Namen finden wir neben einer Schauspielerin Hermine unter den Nebenpersonen. Die Einstreuung des ins „Wunderhorn" aufgenommenen altdeutschen Liedes „Es ritten drei Reiter" zeigt, daß Arnim schon früh den Volksliedern seine Teilnahme zugewandt hat. Den Unterschied der ersten Fassung des selbständigen Romans von der in die „Gräfin Dolores" eingeschalteten Erzählung hat Minor im Vorwort seines Neudrucks klar zu stellen gesucht. Er verweist auch auf die Verhöhnung dieses „wahren Jammerromans" durch Schink in der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek 82, 362.

Während Arnims erster Versuch im Roman in veränderter Gestalt Aufnahme in eine seiner schönsten Dichtungen und damit auch in die Sammlung seiner Werke gefunden hat, ist die zweite seiner selbständig erschienenen Dichtungen weder, wie es ursprünglich im Plane lag, weiter geführt noch jemals wieder gedruckt worden. Freilich sollte man überhaupt nicht von einem Plane dieser Dichtung reden, denn unter den vielen Absonderlichkeiten, welche die Romantik gezeitigt, sind an phantastischer Willkür kaum zu überbieten: Ariels Offenbarungen. Roman. Herausgegeben von L. A. von Arnim. Erstes Buch. Göttingen, 1804. Bei Heinrich Dieterich 276 S. 8°.). Das aus Lukrez (V. 280) entlehnte Motto*) mag Köpke und Koberstein zu der Behauptung veranlaßt haben, Arnim habe in diesen Offenbarungen „seine naturphilosophischen Ansichten mit den Ergebnissen seiner Studien der germanischen Urzeit verbunden". Arnims eigene „Bemerkung über die wahrscheinliche Bedeutung des Gedichts" und Ansätze zu einem Kommentar sprechen aber

*) Unaufhörlich daher ist zur Luft von den Dingen der Wechsel
Und zu den Dingen von ihr, denn gewiß strömt alles beständig.
(Knebels Übersetzung.)

so wenig wie der allerdings sehr dunkle Inhalt selbst für diese Deutung. Goedeke meinte, es sei überhaupt „völliger Unsinn in Versen". Dabei ist übersehen, daß diese Verse nach der Anlage des Romans so wenig seinen eigentlichen Inhalt bilden sollten, wie vergleichsweise das Zwischenspiel „Der letzte König von Orplid" den Inhalt von Mörikes „Maler Nolten" ausmacht. Freilich ist man jetzt, da der erste auch der einzige Teil geblieben ist, erstaunt, am Schlusse der zwei Gesänge des „Heldenlieds von Hermann und seinen Kindern" zu erfahren, daß dieses wie die zwei folgenden Gesänge „Heymars Dichterschule: Unterricht nach Gemälden und Erzählungen. — Anwendung zu Gemälden und Erzählungen von seinen Schülern" von der Geliebten des Sängers Ariel nach seinem Verschwinden aufgefunden und mitgeteilt werden. Zwischen der Briefschreiberin, Kryoline, und dem Dichter Ariel sollte dann im zweiten Teile der eigentliche Roman sich erst entwickeln. Die Einreihung von Tagebüchern, Dichtungen und Ähnlichem in einen Roman hat nichts Auffälliges. Selbst Goethe hat seine Übersetzungen aus Ossian in den Werther und alle möglichen, teilweise für ein junges Mädchen gar nicht passenden Reflexionen in Ottiliens Tagebuch eingeschaltet. In Arnims Buch geht aber die romantische Willkür so weit, daß der kleine Kern des Romans unter der verwirrenden dichterischen Blütenfülle kaum mehr auffindbar bleibt. Und doch haben wir diesen Kern zu beachten. Minor hat (S. XVII seines Neudrucks) nachgewiesen, daß schon in „Hollins Liebeleben" Beziehungen Arnims zu Bettina hineinspielen. In Kryolinens Brief muß jedem, der Bettinens Briefdichtungen gelesen hat, die Verwandtschaft von Stil und Gedankengang auffallen. Der Brief ist ganz in Bettinens Art abgefaßt. Ich glaube, wir dürfen Kryoline mit Bettina und die Empfängerin des Briefes Kyane mit Karoline von Günderode, die den Dichternamen Tian gebrauchte, zusammenbringen. Der im „Wintergarten" wieder auftretende Dichter Ariel, „der leichte Tänzer, der auch einige derbe Gelehrsamkeit sich angeschafft hatte", ist zweifelsohne Arnim selbst. An den Schwank des Sängers Grünewald zur Tilgung der Wirtshausrechnung, welchen Arnim in der Widmung des „Wunderhorns" an Goethe später so hübsch verwertete und in den „Kronenwächtern" noch einmal erzählte, werden wir erinnert, wenn Ariel das Interesse der Wirtin auf seine Dichtungen lenkt und ihr diese Papiere an Zahlungs Stelle überläßt. Kryoline löst sie dann sich ein. Mitteilungen aus Hazzis Bayrischen Alpenliedern zeigen uns, daß diese Papiere dem Sammler der alten deutschen Lieder angehören. Arnim erkennen wir auch in Preise „der Minnesänger, die Teutsche einst so hoch erfreut", und dem Lobe der Wartburg,

Wo unser starker teutscher Mann
Traf milden Schutz in seinem Bann,
Und uns das heil'ge Buch gegeben,
Wodurch wir alle nun freudig leben.

Da laſſ't euch denn recht innig rühren
Mit klingendem Flügel Begeiſt'rung führen:
Gedenket der großen Vergangenheit,
Der Teutſchen in ihrer Gottſeligkeit,
In ihrer Kraft und tiefem Beginnen,
In ihrem ſüßen Mayen-Minnen!
Das mag uns lehren den feſten Willen,
Das Höchſte nur kann die Sehnſucht ſtillen,
Und wer im Herzen will das Schöne,
Daß den ein Schein vom Himmel kröne.

Allein dieſe prächtigen Verſe ſind in ſchlimmerer Geſellſchaft als Goethes Proſerpina beim Prinzen Oronaro. Kryoline entdeckte „der luſtigen Vögel Nachſpiel zur erſten Aufführung von Herrmann und ſeinen Kindern am Weihnachtabend. Das Sängerfeſt auf Wartburg". Mit der Sage vom Wartburgkriege hat das tolle Ding nichts gemein; eher mag man an Goethes Umdichtung der Ariſtophaniſchen „Vögel" denken. Der Dichter Gukuck, Anführer der reiſenden Sängergilde, der alte und der junge Schwan, Jungfer Taube und ihr Sohn, Hebe in Nachtigallenmaske, Chor der Greiſe ſind die Mitſpieler dieſer anſpielungsreichen Farce. In dem Notarius Rabe, dem Verehrer der Proſa, wird die Aufklärung verſpottet; nachdem er die Vögel zu Menſchen umgewandelt und verheiratet hat, verwandelt er ſich in den Vogelfänger Papageno. Wir ſtehen hier auf dem Boden von Tiecks und Brentanos romantiſchen Satiren; aber auch das Heldenſpiel „Herrmann" ſelbſt mahnt in Einzelheiten, wie im Vorſpiel zwiſchen Bergwind und Thalwind an Tieck. Herzog Herrmann aus dem Geſchlechte des Teutoburger Helden lebt vertrieben als Hirte unter dem Namen Odin mit den von einer Hirtin ihm gebornen Kindern Heimdall und Freya. In die düſtere gramerfüllte Verborgenheit der Familie bricht ein fremder Held mit ſeiner Kriegerſchar und gewinnt beim erſten Anblick Freyas Liebe; ſofort ſoll die Hochzeitsfeier ſtattfinden. Von Eiferſucht getrieben entdeckt Heimdall dem Vater, daß er ſelbſt in Blutſchande mit ſeiner Schweſter lebe. Der ſchwermütige Greis, ſchon vorher mit dem Gedanken an die Opferung ſeines Sohnes erfüllt, ſtößt ihn in die Höhle der Druiden, deren Dünſte jeden Eintretenden ſofort töten. Die Mutter eilt ihrem Sohne nach. Darauf tritt Odin zur Hochzeitsfeier Freyas mit dem Fremdling. Es ergiebt ſich, daß dieſer der junge Herzog Herrmann, der einſt ausgeſetzte Sohn Odin-Herrmanns iſt. Als er trotzdem den Ehebund mit ſeiner Schweſter Freya begehrt, enthüllt der Vater ihr Verhältnis zu Heimdall. Freya ſtirbt und Herrmann trägt ſie in die Höhle der Druiden, der Vater folgt ſeinen Söhnen in den Tod. Vor dem Todesgange in die Höhle hat der junge Herrmann ſeine Krieger und die Herrſchaft der Erbtochter des feindlichen Geſchlechts abgetreten, dem Kinde Aslauga, das der Sänger Heymar in ſeiner Laute verborgen gerettet hat. Fouqué hat

diese nordische Sage im Vorspiel zu seinem Heldenspiel „Aslauga" dramatisiert. Arnim läßt den Stammvater Herrmann und Thusnelda an der Grabeshöhle erscheinen. Freyas verklärte Gestalt mit einem Kinde verwandelt sich in die leuchtende Irmensäule.*)

Arnim selbst giebt folgende Deutung: „Odin war der höchste Wille, der erste Gott unserer Voreltern, Freya die höchste Zuneigung, ihre Göttin der Liebe, sie hielten die Perioden ihrer Menschwerdung, wie in den andern Religionen die hohen Wesen; hier lösen sie einen langwierigen Streit unter ihrem Lieblingsvolke, sie wirken, sie leiden, sie vollenden als Menschen, dann kehren sie zu ihren höheren Wohnungen zurück. Das neugeborne Kind würde dann die neugeborne Menschheit, die neue Periode ihrer Entwickelung bezeichnen." Die Ausführung der Dichtung könnte kaum ärger mißlungen sein als sie es ist; als ein Wegzeichen von Arnims hohem ernsten Streben verdient sie indessen nicht ein Urteil wie Goedeke es gefällt hat. So phantastisch das Ganze ist, Arnim giebt für Einzelheiten historische Belegstellen, die wenigstens ein Studium der deutschen Altertumskunde bezeugen. Von einer dramatischen Form ist bei diesem dialogisierten Heldengesang kaum mehr zu sprechen. Arnim bezeichnet „das ganze für die musikalische Begleitung gedichtet, also ungefähr das zu sein, was gewöhnlich eine Oper genannt wird". Die Lyrik überwuchert das Ganze; Freya, Herrmann und Heymar tragen balladenartige Gesänge vor. Der von Heymar vorgetragene „Geister-Kiltgang" behandelt das Motiv der Lenorensage,**) das auch Brentano in einem Gedichte des Godwi ergriffen hatte. In Rücksicht der „abwechselnden Versmaße und Reime" erscheint es Ariel-Arnim gewiß, „daß jedes Einzelne sich für den einzelnen Punkt der Empfindung rechtfertigen läßt. Silbenmaß und Reim sind nicht bloß für das Ohr, sie sind die notwendigen Begrenzungen der Pole, ohne welche alle Rede der Empfindung ins Unbestimmte oder in Stummheit sich verliert; ich glaube keinen zur Darstellung berechtigt, der sich nicht gezwungen fühlt, jedes in seiner gewissen, bestimmten Form mitzuteilen".

Die zwei Gesänge aus Heymars — des Sängers und Retters von Aslauga — Dichterschule enthalten ein buntes Mancherlei von Dichtungen, als deren Verfasser Ariel, Adolf Treubold, der Jude Rabuni, der Grieche Iliades und Pauline genannt werden. „Dichtertod" bietet ein Beispiel, wie ein Stoff der Ovidischen Metamorphosen — Phaeton — von einem Romantiker aufgefaßt und umgedichtet werden kann; vielleicht dürfte man mit der kleinen Ballade Heinrich von Kleists Umwandlung des antiken Amphitryon in Paralelle setzen. Der von Petrarca und Boccaccio in die Litteratur eingeführte Griseldisstoff wird in Heymars Dichterschule unter dem Titel „Die zweite Hochzeit" behandelt, jedoch mit tragischem Ausgange.

*) Jak. Grimm hat 1815 seine mythologische Abhandlung „Irmenstraße und Irmensäule" veröffentlicht, jetzt wieder abgedruckt im 8 Bde. der kleineren Schriften.

**) Karl Krumbacher, „Ein Problem der vergleichenden Sagenkunde und Litteraturgeschichte". Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1887 I, 214.

Die geprüfte Fischerstochter verzeiht dem Gemahl und seinen Brüdern, sie ermahnt aber sterbend ihre zwei Kinder:

Ach folget nur dem hohen Triebe,
Treibt nie mit heil'ger Liebe Scherz.
Die Prüfung hat mir Kraft genommen
Zu der Erkennung Freudenfest,
Von Freud und Leid gleich schnell entnommen,
So Lieb als Leben mich verläßt.

Die Anerkennung der Unmöglichkeit eines ferneren Zusammenlebens der Gatten zeugt jedenfalls von einer tieferen Auffassung der Ehe als sie der Fabel ursprünglich inne wohnt;*) auch Halm hat in seinem Drama „Griseldis" der rühmlich bestandenen Prüfung eine endgültige Trennung folgen lassen.

„Die Verwandlung von Gemälden in Gedichte" hatte Aug. W. Schlegel 1799 im dritten Stücke des „Athenäums" durch Rat und Beispiel empfohlen. Arnim giebt eine Reihe von Sonetten, in denen er nach der in der Renaissance so viel geübten Sitte einzelne Gemälde rühmend schildert. Arnims ganzer Stellung entspricht es, daß er, hierin nicht Schlegel folgend, meistens weltliche Gegenstände wählt.

II.

„Wir finden in der Geschichte unserer Poesie kaum eine Gestalt, an der uns so deutlich würde, welcher unendliche Reichtum inneren Lebens in der traditionellen litterarhistorischen Charakteristik verloren gehen kann, als an Klemens Brentano." W. Hemsen.

Wenn Arnims Familie und Jugend sich uns ins Dunkle hüllt, so sind wir über Brentanos Haus und Entwickelung desto besser unterrichtet. Nicht nur als Jugendgeliebte Wielands und Goethes mütterliche Freundin nimmt die Großmutter der Geschwister Brentano, Sophie von La Roche, ihren Platz in der Litteraturgeschichte ein. Die Verfasserin der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" mochte sich rühmen, die eigene schriftstellerische Begabung auf ihre Nachkommen zu vererben. Aber selbst ihre Freunde empfanden es peinlich, wie Frau von La Roche als Mutter gar nichts von der in ihren Romanen überquellenden Empfindsamkeit bethätigte; sie führte darin, recht im Gegensatze zu ihren Enkeln, doppelte, streng gesonderte Buchführung. Im Herbste 1772 hatte Joh. Heinr. Merck seinen von Wetzlar her liebeskranken jungen Freund in das gastliche Haus zu Ehrenbreitstein eingeführt, und Goethe fühlte sich von der Zeit an leidenschaftlich zur lieben Max hingezogen. Frau von La Roche nötigte indessen

*) M. Landau, „Die Quellen des Dekameron". Stuttgart 1884 S. 156. — Fr. v. Westholz, „Die Griseldissage in der Litteraturgeschichte". Heidelberg 1888 führt Arnims Dichtung nicht an.

ihre Tochter, am 9. Januar 1774 sich mit Peter Anton Brentano zu vermählen. Die nach vorangehender klösterlicher Erziehung in schöngeistigen Kreisen gebildete Braut war noch nicht ganz 18 Jahre alt (31. Mai 1756 — 19. November 1793). Der ernste ältere Kaufherr (geb. 1734;



Klemens Brentano.

gest. 9. März 1797), dem sie folgen sollte, war in früher Jugend mit wenig Barschaft aus seinem lombardischen Heimatsorte an den Ufern des Comersees,*) wo eine Tradition die Brentanos von den Viscontis ab-

*) Im „Uhrmacher Bogs" heißt es mit Beziehung darauf von Klemens Brentano, „der Kerl sei ein Bilderhändler vom Comersee aus Tremozzo, der nicht an den Takt glaube, und sich studierenshalber in Heidelberg aufhalte über die Leute".

Die Einleitung des Briefes an Joh. Mozler, Antiquar in Freysingen, von dem hier der Schluß in Faksimile mitgeteilt wird, lautet:

Ich habe in Erwartung der Nachricht des Herrn von Savigny wohin seine Bücher zu versenden, etwas mit der Antwort gezögert, zugleich schreibt mir heute mein Bruder, Herr Franz Brentano, daß er keinen Handelsfreund in Freisingen habe, bei dem er ihnen für mich anweisen könne, er meint ich solle ihnen Anweisung auf Frankfurt geben, weil er glaubt, daß ihnen leicht solche dort abgenommen werde, da ich aber befürchte, daß ihnen vielleicht dieses nicht conveniren dürfte, so laße ich mir sogleich heute Anweisung nach München oder Augsburg für sie senden und übermache ihnen dieselbe mit nächster Post, nehmlich nach ihrer gütigen Einwilligung mir die Helfte des Renners auf einige Zeit zu credidiren, also nach Abzug dieser 25 fl. von denen ihnen zukommenden 75 fl. 57 kr.

für mich	50 fl.	57 kr.
für Herrn v. Savigny	26 fl.	9 kr.
	77 fl.	6 kr.

Herr v. Savigny bittet sie die Bücher an mich zu übersenden, denselben legen sie gütigst von den ihrem letzten Brief beigefügten Büchertiteln folgende für mich auf neue Rechnung bei

stammen ließ, nordwärts gewandert, hatte durch Heirat mit einer reichen Holländerin sein Glück gemacht, war Besitzer des hochangesehenen Handelshauses „der goldene Kopf“ in Frankfurt a. M. (Sandgasse) und 1774 kurtrierischer Resident geworden. Als Witwer und Vater von vier Kindern hatte er um das vom Dichter des „Götz von Berlichingen“ geliebte Mädchen geworben. Goethe suchte der jungen Frau so gut er konnte in seiner Vaterstadt zur Seite zu stehen, allein die Eifersucht des alten Italieners hielt ihn zeitweise von dem Brentanoschen Hause ferne. Im zweiten Teile von Werthers Leiden sind Züge des Ehepaars Brentano auf Albert und Lotte übertragen worden. In Goethes vertrauten Briefen treffen wir auf Geständnisse, die zeigen, wie tief die Mißhelligkeiten im Brentanoschen Hause, wo die Ehegatten auch später meist nur schriftlich mit einander sich besprachen, dem Freunde, der an Mutter La Roche über das Befinden des jungen Hausstandes berichten sollte,*) zu Herzen gingen. Maximiliane selbst weilte viel im elterlichen Hause zu Ehrenbreitstein, und dort kam als drittes Kind dieses an Alter und Wesen so verschieden gearteten Elternpaares Klemens Maria Brentano am 8. September 1778 zur Welt. Im zweiten Teile seines Lebens pries Brentano es als besonderes Glück, an einem so hohen Festtage der Kirche, Mariä Geburt, geboren zu sein, wie auch sein zweiter Name ihm zu Ehren seines Geburtstages gegeben worden war. Genannt wurde er nach seinem Paten, Erzbischof Klemens Wenzeslaus, dem letzten Kurfürsten von Trier. Erst sieben Jahre später, als die Großeltern bereits seit fünf Jahren zurückgezogen in Speier und Offenbach lebten, kam in dem „düster gelegenen Handelshaus“ zu Frankfurt am 4. April

1. Eine schöne und gottseelige Kurzweil 2 fl.
2. Johan de Cartheny des irrenden etc. 24 kr.
3. Nic. Uhlenhart (2) Historie von Isac Winterfelder 36 kr.

Für die dem abgesendeten Buch gütigst beigelegten Kupferblätter vom Heidelberger Schloß danke einstweilen. Die beigelegten Cataloge nennen sie LII und LVI. Letzterer ist — wenn sie sich nicht verschrieben haben — ja ihr neuster, welchen sie mir zugesandt u. durch welchen unsere Bekanntschaft entstanden. Ich sehe dem Erhalt noch entgegen.

Sollten sie das Blatt von Alb. Dürer besitzen auf welchem Franz von Sickingen ausreitet u. vom Teufel versucht wird, so melden sie es mir nebst Preiß.

Noch mahls muß ich ihnen auseinandersetzen auf waß ich eigentlich sammle, es kömmt ganz darauf an, daß man sich recht versteht, der alte Roman, Ritterbücher, wie sie wißen, vorzüglich aber auch intreßiren mich alte weltliche Lieder, sowohl Liebeslieder, als Romanzen, von welchen viele noch in den fliegenden Blättern auf Jahrmärkten herum getrieben werden, die meisten, oft besten im Munde des Volks endlich untergehen, solche sowohl schriftlich als gedruckt, haben für mich, wenn sie besonders eine Liebesbegebenheit oder eine andere Handlung enthalten, je älter, je kindlicher sie sind, einen großen Wehrt als vieles andere. Vorzüglich finden sich solche Lieder noch am besten Erhalten in denen Ende des 1500 biß Mitte 1600 von manigfaltigen Musikern gedruckt herausgekommenen mit Musiknoten versehenen Liedlein, Galliaden, Reuterliedlein, etc. meistens quer 8° oder Folio, und 4°. Solche Bücher finden sich wohl manchmal bei Cantoren, alten Musikern etc. Solche Lieder wie und auf welche Art sie mir dieselben verschaffen können, sind mir unendlich lieb, weil ich über das alte deutsche Volkslied, und besonders die Romanze eine kleine Schrift ausarbeite. Auch in Historischen Werken finden sich solche Lieder oft eingedruckt, wenn es heißt, bei dieser Begebenheit ward dieses oder jenes Lied gesungen. Geistliche Lieder intereßiren mich weniger, wenn sie nicht auch im Romanzenton geschrieben sind etc.

Ich wünsche (folgt das nachgebildete Stück).

*) Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausg. von G. v. Löper. Berlin 1879.

1785 Bettina (Anna Elisabeth) als siebenter Sprosse der kinderreichen Ehe zur Welt. Ihrer Geburt folgte noch die von fünf weiteren Geschwistern.

Klemens verbrachte seine zwei ersten Lebensjahre bei den Großeltern, dann kam er in das Haus der Tante Luise in Koblenz, einer Schwester seiner Mutter, die noch unglücklicher als Maximiliane mit einem ganz verwilderten Trunkenbolde, dem reichen Hofrat von Möhn, verheiratet war. In den Qualen dieser Ehe war Tante Luise selbst hart und kalt geworden; Klemens behauptet, er habe sie nur lachen sehen, wenn er bei der eiskalten Abgießung des Morgens Gesichter schnitt. Im übrigen kümmerte sie sich wenig um die Kinder, Klemens und seine zwei Jahre ältere Schwester Maria Sophia. Im „Godwi" und dem von Bettina herausgegebenen Briefwechsel ihres Bruders mit ihr sind anschauliche Bilder aus Klemens' Jugendjahren gegeben; man wird jedoch gut thun, auch in dem letzteren poesievollen Buche eher die Brentanosche Gabe, die Wirklichkeit phantasiereich umzugestalten, zu bewundern, als an ein aktenmäßiges Briefmaterial zu glauben. „Klemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte", ist zwei Jahre nach dem Tode des Bruders von Bettina herausgegeben worden (Charlottenburg 1844), als das vierte Werk in ihrer erst 1835 begonnenen Schriftstellerlaufbahn. In ähnlicher Weise wie die vorangegangenen Briefdichtungen von Goethe und Karoline Günderode*) sollte der „Frühlingskranz" von dem Bruder ein Idealbild aufstellen. Der erste Band ist auch der einzige geblieben und unverändert dann wieder als erster Band von Bettinas sämtlichen Schriften abgedruckt worden.

Unbedingteren Glauben als den Briefen im „Frühlingskranz" dürfen wir den schönen Terzinen schenken, welche ursprünglich als Einleitung zu den „Romanzen vom Rosenkranz" bestimmt, nun als „Rückblick in die Jahre der Kindheit" die gesammelten Schriften eröffnen. Später erfreute Brentano sich einer unverwüstlichen Gesundheit; von den ersten Kinderjahren dagegen erzählte er:

Viel war ich krank, kam wenig an die Sonne,
    Die bunte Decke war mein Frühlingsgarten,
    Die Mutterpflege war mir Frühlingswonne.
Ich konnte oft den Abend nicht erwarten,
    Wenn sie die Wunder-Märchen uns gesungen,
    Daß rings die Kinder in Erstaunen starrten,
Und keines ist mir so ins Herz gedrungen
    Als von des süßen Jesus schweren Leiden.

*) Klemens selbst schrieb am 28. Dez. 1840 über „das neue Buch, die Günderode. Es ist ein wunderbares Bild eines Teiles unseres Jugendlebens, nur wußte ich nur wenig von dem inneren Treiben dieser Naturen; es ist übrigens in allen diesem nichts Gemachtes, es ist damals so geschrieben." Über den „Frühlingskranz" urteilt Carriere, der beide Geschwister kannte, „die Briefe von Klemens wie von Bettina tragen nicht das Gepräge naiver Jugendlichkeit, aber eines edel milden Sinnes; sie scheinen mir stark überarbeitet, wenn sie nicht überhaupt nachträglich verfaßt sind." Das letztere glaube ich allerdings nicht.

Wenn der Märchendichter Brentano gleich dem Sohne der Frau Rat die Lust am Fabulieren von der Mutter ererbte, so fehlte ihm doch die treue unersetzbare Mutterpflege.

Getrennet lebte fern ich von den Meinen
In strenger und unmütterlicher Zucht.
Denk' ich der Zeit, sah ich sich mir versteinen
Die Tage in des Lebens Blumenflucht,
Wie kleine Gärten zwischen steilen Mauern,
Die nie ein Sonnenstrahl hat heimgesucht . . .
Ihr kennet wohl des Knaben einsam Trauern,
Ich fühlte elend mich und tief verwaist.
Du Schwester, die die trüben Tage teilte,
Du fühltest auch, was fremde Pflege heißt.
Den Genius, der früh bei mir verweilte,
Den sah ich dort zuerst, als unerkannt
Er mir das junge Herz begeisternd heilte.

Die Terzinen, welche uns erzählen, wie am Tage der Firmung, im siebenten Lebensjahre, zum erstenmal der scharfe Pfeil des kleinen Liebesgottes das Herz des Knaben getroffen habe, erinnern zu sehr an Dantes erste Begegnung mit Beatrice, um mehr denn ein geschickt verwendetes Motiv aus der vita nuova zu erscheinen. Gerne dagegen glauben wir es dem Herausgeber des „Wunderhorns", daß er und die Schwester ihre Furcht mit dem Singen von Volksliedern („Großmutter Schlangenköchin") beschwichtigten, wenn die strenge Tante die Kinder in einen halbdunklen Gartensaal einsperrte. Der Lieblosigkeit gegenüber, die verbitternd auf das für alles empfängliche Kinderherz wirken mußte, lernte der Knabe allzufrühe die ihm von der Natur verliehenen Waffen üben, Witz und Spott, die den Erwachsenen zu einem unterhaltenden, aber nicht Liebe weckenden Gesellschafter machten.

Ende 1786 kamen Klemens und Sophie ins Elternhaus zurück, Klemens freilich nur vorübergehend, da er schon im Frühjahre 1787 in die Pension eines Exjesuiten zu Heidelberg geschickt wurde. Schon im Herbste kam er wieder nach Koblenz, wo er jetzt das Gymnasium besuchte. An der gleichen Anstalt, doch in höherer Klasse, lernte damals Joseph Görres; freundschaftlicher Verkehr zwischen Görres, Lassaulx und Brentano ergab sich schon in diesen Studienjahren, wenn er auch noch ohne tiefergehende Wirkung bleiben mußte. Die Liebe zum Rhein und seinen blühenden Ufern mag Klemens aus jener Koblenzer Zeit in Leben und Dichtung hinausgenommen haben.

Mit dem Tode des alten Möhn trat eine Änderung im Leben des bereits dichtenden Gymnasiasten ein. Er wurde 1789 ins Vaterhaus zurückgerufen, um als Lehrling in die Handlung einzutreten. Von 1789 bis 1793 dauerte dieser erste Versuch, Klemens zum Kaufmann heranzubilden. Das alte

Frankfurt, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ es noch geschildert, ging in eben der Zeit seinem Ende entgegen. Zwei Kaiserkrönungen, die zwei letzten (9. Okt. 1790 und 14. Juli 1792), hat der junge Handlungslehrling noch gesehen, aber auch die Überrumpelung der alten Reichsstadt durch die Franzosen und ihre Befreiung durch die Hessen und Preußen. Die Kaiserkrönung bereitete dem „träumerischen Knaben“ eine bittere Enttäuschung. Im Comptoir waltete „ein alter Diener des Hauses, Herr Schwab, der Buchhalter, an dessen Originalitäts-Staketen alle Reben, Geisblatt- und Bohnlauben unserer Phantasie hinangerankt waren“. Aus seiner das Verschiedenartigste umspannenden „Geschichtskarte der Phantasie“ schöpften Klemens und Sophie ihre Kenntnisse. „Dieser Janus, dieser Proteus, dieser Centaur von Scherz und Ernst“ hat es freilich nicht fertiggebracht, den seiner Leitung anvertrauten Prinzipalssohn zum Kaufmanne auszubilden; in die Litteratur aber hat er ihn eingeführt und sich die dauernde Dankbarkeit seines Zöglings erworben. Daß der Sonderling, dessen Leseeindrücke einen „kunterbunten Polterabend der alten und neuen Zeit“ darstellten, gerade nicht geeignet war, läuternd und ordnend auf die Phantasie des Knaben zu wirken, zeigt eben der Nachruf, den Klemens in der Widmung von „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ dem alten Faktotum spendete. Klemens und Sophie hatten in einem entlegenen Teile des Hauses sich ein altes Kaffeefaß als Ritterburg eingerichtet und nannten es Vadutz. In dem unvollendeten „Märchen von Komanditchen“ hat Brentano diesen Kinderpalast beschrieben; den dort vom guten Ladenpeter erzählten Streich, Syrup in ein Heringsfäßchen zu packen, hat er selbst als Lehrbursche gemacht. In mutwilliger Erinnerung an seine kaufmännische Lehrzeit hat er das Druckfehlerverzeichnis in seinem ersten Werke, dem „Gustav Waja“, in Kontoform als Soll und Haben vorangestellt. Auch die Verspottung der kaufmännischen Spekulationen im Märchen ist ein Nachklang aus seiner eignen Lehrlingszeit. Für Freiligrath wurden die Erzeugnisse des Südens, die durch des Lehrlings Hände gingen, das Zauberroß, das seine Phantasie an Mekkas Thore und durch die Wüste trug. Brentano spottete über den Handelsgeist von Seligewittibs Erben Risiko und Kompagnie. Seine Vaterstadt selbst blieb ihm wegen dieses einseitigen Handelsgeistes zeitlebens unsympathisch. In den „Biographie“ überschriebenen Einleitungsstanzen zur „Gründung Prags“ sagt er nach reichem Lobe der Vaterstadt Goethes, Klingers und Savignys:

Ob du auch Kränze, wonach Dichter ringen,
Geflochten, steht dahin. Die Nachwelt richte,
Denn trefflich schrieb dein Sohn dir die Geschichte.
Des Krams und der Gewerke Thor steht offen,
Die Kirche auch, und der Gerichte Haus,
Und strenggeschulte haben hingetroffen;
Doch Musenkinder stößt die Zunft hinaus.

In seinem alten Fasse erträumte der Knabe sich „eine Märchenwelt, die über der Wirklichkeit wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag". Während des Sommers in Heidelberg hatte er Armidas Zaubergärten in Tassos „Befreitem Jerusalem" kennen gelernt, jetzt entrückte die eifrige Lesung von Gozzis Märchen ihn der trockenen Comptoirarbeit. Zuletzt hielt er sich wirklich für den Fürsten von Vadutz und empfand es als bittere Enttäuschung, da er gelegentlich der Kaiserkrönung erfuhr, es gebe in der gemeinen Welt ein Ländchen und einen Fürsten von Vadutz. Die Hausgenossen verspotteten ihn, die alte Hausfreundin, Frau Rat Goethe dagegen tröstete: „Laß dich nicht irr machen, glaub du mir, dein Vadutz ist dein und liegt auf keiner Landkarte. Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen. Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verschütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen werden sie verwüsten, nein, baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie."

Was Frau Aja für Bettina war, wissen wir aus dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde. Auch Klemens fand bei ihr mehr Verständnis als bei der Großmutter, die den Phantasieergüssen ihrer Enkel mit der erstaunten Frage zu begegnen pflegte: „Kind meiner Max, woher hast du nur alle das wunderliche Zeug?" Frau Rat unterstützte auch Klemens, als er seiner Mutter den Wunsch anvertraut hatte, zu studieren. Ungern gab der Vater die Einwilligung und ohne genügende Vorbildung kam der Fünfzehnjährige im Herbste 1793 auf die erst seit kurzem bestehende Universität Bonn. Viel gelernt wird er dort nicht eben haben, als er im September 1794 wieder nach Hause berufen wurde, um von neuem — die mütterliche Fürsprecherin war inzwischen am 19. November 1793 gestorben — zum Kaufmann ausgebildet zu werden. Diesen Zweck besser zu erreichen, wurde er erst ein Jahr lang in die Handlungsschule zu Schnepfenthal, dann im Herbste 1795 in die Öl- und Branntweinhandlung eines väterlichen Geschäftsfreundes, Herrn Polex, in Langensalza geschickt.

Siebenunddreißig Jahre früher hatte ein junger Dichter in Langensalza Liebe und Freundschaft besungen. In dem unbedeutenden sächsischen Landstädtchen*) hatte sich seit den Tagen des Messiassängers das geistige Leben nicht gehoben, Erinnerungen an Klopstock und seine Fanny sind dem stutzerhaft gekleideten Commis aus Frankfurt dort gewiß nicht entgegengetreten. „Was schöne Künste und nützliche Wissenschaften betrifft", fand Brentano den Ort sehr beschränkt, dagegen alles von rasendem Jakobinismus durchfressen, das Frauenzimmer etwas aufdringlich, aber beide Geschlechter frei von Sittenverderbnis. Die jungen Leute nennt er garstig schneiderähnliche Lümmel, die Mädchen niedliche, ganz extraordinäre verliebte

*) F. Muncker, Fr. G. Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Stuttgart 1888. S. 188.

Äffchen. Der reiche Frankfurter in seiner auffallenden Tracht bildete eine Zeit lang das einzige Stadt- und Jungferngespräch. Seinen Prinzipal lobt Klemens außerordentlich, als aber Herr Poler bei seinem Untergebenen ein Spottgedicht auf seine herrschende Ehehälfte fand, war es mit Brentanos Lehrzeit in Langensalza schon nach einem halben Jahre zu Ende. Wieder mußte er im väterlichen Geschäfte arbeiten, bis er durch Karikaturen und Spottverse auf ernsten Geschäftsbriefen auch dem Vater die Unmöglichkeit, aus diesem Sohne einen Kaufmann zu bilden, bewies. Zum zweitenmale willigte Herr Peter Anton Brentano darein, daß Klemens die Universität beziehe; am 9. März 1797 starb er, das Geschäft ging in die Hände des ältesten Sohnes Franz über, und Klemens stand mit einem Vermögen, das ihm vollste Unabhängigkeit gewährte, als sein eigner Herr am Eingang eines neuen Lebens. In der erst 1877 veröffentlichten „Erzählung vom schönen Bettler" hat er den Gegensatz zwischen des Sohnes abenteuerlichem Streben in unbekannte Fernen und des sorgenden Vaters ernstgemessenen Sinn in Erinnerung an jenen Lebensabschnitt dichterisch ausgeführt.

Die Universität Bonn war unter der französischen Herrschaft aufgehoben worden. Durch Reinhold und Fichte hatte Jena, wo Schiller historische und philosophische Vorlesungen hielt, besondere Anziehungskraft erhalten. Seit dem Mai 1796 war August Wilhelm Schlegel, der eben im Begriff stand sich mit Karoline Böhmer zu verbinden, für die Universität, an der er 1798 zum Professor ernannt wurde, gewonnen und schon im August 1796 war auch Friedrich Schlegel, gleich Brentano zuerst zum Kaufmannsstande bestimmt, von Dresden aus dem Bruder gefolgt. Friedrich siedelte schon 1797 nach Berlin über, kehrte aber im Herbste 1799, gefolgt von seiner Freundin Dorothea Veit, nach Jena zurück und habilitierte sich an der Universität, wo Schelling in Fichtes Stelle eingerückt war. Schelling zog dann den Norweger Steffens an sich und neben dem Naturphilosophen experimentierte Ritter (vergl. S. XII). In Klemens' Briefen an Bettina erscheint Ritter ihm unter allen Mitgliedern der Jenenser Romantiker am innigsten befreundet. Hölderlin, für den, wenigstens nach seiner Erkrankung, Klemens und Bettina die lebhafteste Teilnahme zeigten, stand als Schillers Schützling abseits von diesem Kreise, als dessen vorübergehender Besucher Novalis häufig, Ludwig Tieck im Oktober 1799 zu längerem Verweilen nach Jena kam. Die Allgemeine Jenaische Litteraturzeitung ließ Jena als einen Mittelpunkt der ganzen deutschen Litteratur, wie früher Leipzig, erscheinen; die Nähe Weimars, wo Goethe, Wieland, Herder seit Jahrzehnten wirkten, stärkte das litterarische Element der Universitätsstadt.

Der philosophische Ruhm Jenas hat Brentano gewiß nicht, wie vor und nach ihm so viele andere, nach Norden gelockt, wo in nächster Nähe die Universitäten Heidelberg, Gießen und Marburg und an letzterer Savigny ihn anziehen konnten. Brentano hat sich zu keiner Zeit sonderlich um Philosophie gekümmert, die Philosophen aber jederzeit verspottet. Als

der von ihm verehrte Maler Runge ihn zu einem Ideenwechsel aufforderte, antwortete er: „Früh vernachlässigt, später im Kaufmannsstande nicht allzu weise angewendet, dann auf Irrfahrten nach dem goldenen Vließe seekrank, schiffbrüchig und in Sklaverei geraten: sind mir alle Thore philosophierender Abstraktion gänzlich verschlossen geblieben, und wenngleich mein ganzes Leben aus einer einzigen Reflexion und Beschauung bestanden, so war leider ihr Gegenstand kein besseres Kunstwerk als meine eigne arme Person, welche mir endlich beschämt und geärgert, daß ich ihr immer in die Augen sah, selbst den Rücken drehte. Die Kunstwerke, die ich gesehen, haben mir immer gefallen oder nicht gefallen, ohne daß ich nachdachte, warum.“ Noch weniger als die Philosophie kann etwa die Romantik Brentano nach Jena gelockt haben, denn von einer romantischen Schule war 1797 noch keine Rede. Nicht Jena, sondern Weimar übte Anziehungskraft auf ihn aus, und der Enkel von Frau von La Roche konnte bei Wieland, der Sohn der lieben Max bei Goethe freundlichster Aufnahme sicher sein. Als Brentano nach Jena kam, war Goethe freilich auf seiner vereitelten Reise nach Italien begriffen, erst in der zweiten Hälfte des Novembers kehrte er nach Weimar zurück. Dann aber fand Brentano auch an ihm wie an dem gutmütigen Wieland, dem der übermütige Student nicht sehr ehrfurchtsvoll gegenübertrat, einen väterlichen Freund. Es gereicht Brentano zur Ehre, daß er in dankbarer Erinnerung an Goethes Freundschaft auch später in seinem unduldsam katholischen Eifer sich stets von der in Friedrich Schlegels Kreisen gepflegten Gehässigkeit gegen den großen Heiden fern hielt. Einen erziehenden Einfluß hat Goethe freilich auf den Sohn seiner Freundin nicht ausgeübt, die absurde Gebärdung des Jenaischen Mostes wird ihn nicht gestört haben*) und Einwirkung auf eine einmal ausgeprägte Individualität zu versuchen, lag wenigstens in jenen Jahren nicht in Goethes Art. Eine unmittelbare Beeinflussung durch Goethe läßt sich höchstens in Brentanos Lyrik nachweisen, wie es denn auch gerade Goethes Lieder sind, die er in den Briefen an die Schwester mit Vorliebe verwertet.

Brentano ist länger als irgend ein Mitglied der romantischen Schule, deren Führer den jungen Studenten keineswegs neben sich gelten lassen wollten, in Jena geblieben. Es ist daher ein wirklicher Verlust, daß er den 1809 ausgesprochenen Plan, sein Leben, „worin das ganze Wesen zu

*) Einige Jahre später klagte er Zelter gegenüber (30. Okt. 1808), „ein halb Dutzend jüngere poetische Talente, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden", was ihn erfreuen könnte, brächten ihn zur Verzweiflung. „Werner, Öhlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben's immerfort; aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Sie suchen das, worauf es ankömmt, immer wo anders als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Spezifikation, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang.“

Jena vorkommen soll“, zu dem Leben der Bettina zu schreiben, nicht ausgeführt hat. Wir würden in seiner Schilderung ein lebensvolleres Bild, als Steffens es zu zeichnen vermochte, erhalten haben. Hat er doch in Jena das Aufblühen, den Höhepunkt und das Auseinandergehen der neuen Schule mit erlebt. Mit Unterbrechungen, die sich nicht bloß auf die akademischen Ferien beschränkten, hat er sich vom Herbste 1797 bis August 1803 in Jena und Weimar herumgetrieben. Während dieser Zeit kam auch Großmutter La Roche mit ihren Enkelinnen Sophie und Adelgunde Brentano nach Osmannstädt und Weimar und „diese seltsamen und man darf wohl sagen, unnatürlichen Erscheinungen“ machten, wie Goethe nach Jena berichtete, auf Heinrich Meyers reinen Sinn einen sonderbaren Eindruck (27. Juli 1799 an Schiller). Sophie Brentano, die Schwester, welche mit Klemens die gemeinsamen Leiden der Kinderjahre getragen hatte, fand Ende 1800 auf Wielands Landgut zu Osmannstädt ihr frühes Grab. Der Dichter widmete der Brünetten im „Godwi“ schmerzerfüllt einen lyrischen Nachruf

Wie war dein Leben
So voller Glanz,
Wie war dein Morgen
So kindisch Lächeln . . . .
Wie ist der Tag verstummt
In freundlichen Worten,
Wie ist sein Aug' gebrochen
In sehnenden Thränen,
Ach, da schweigen alle meine Worte,
Und meine Sehnsucht zieht mit dir!

Sophiens Tod bewirkte, daß Klemens sich inniger an Bettina anschloß, die er erst in den Osterferien 1798, sie war eben 13 Jahre alt geworden, kennen gelernt hatte. Für Bettina schrieb er nach Herders Tod die satirische Schilderung Weimars nieder: „Alles ist hier von einer Muse des Übermutes genährt, keiner geht über die Straße ohne persönliches Gefühl des Mitwirkens in die tolle Alltäglichkeit, selbst bis auf den Friseur, der einer der wichtigsten Kavaliere ist. Das ganze Windmühlenwerk der Künste ist fortwährend im Gang, die Hand des Tonkünstlers und der Fuß des Tänzers klappen ineinander, die Kunstreihe körperlich-geistiger Fertigkeiten wird durch einen Aufwand geistiger Regierung aufs höchste gesteigert. Fragen, Suchen und Finden sind drei verschiedene Ichs [Spott gegen Fichte], die überall sich beisammen finden, sie bilden wie eine Ölschlagmühle [der dänische Dichter Öhlenschläger war seit 1801 in Deutschland bekannt] eine Witzschlagmühle. Nun schlagen auch noch die Nachtigallen dazu. Zwischen den blühenden Büschen wandeln Deutschlands größte Geister, eingehüllt in den Nimbus ihres Namens; es ist für einen Anekdotenjäger das beste Revier; wärst du hier, wir würden die Zeit aufs beste genießen und du würdest auf dem Schmetterlingsflügel der Welt wie auf einem Teppich

dich tummeln, denn so möchte ich Weimar nennen statt deutsches Athen, mit welchem absurden Namen es sich prahlt."

Den Anekdotenjägern lieferte der tolle Brentano selbst den besten Stoff. Schon sein erster Eintritt in Jena war bezeichnend. Er traf im Wirtshaus eine Schauspielergesellschaft, die wegen Erkrankung des Komikus nicht spielen konnte. Nach Wilhelm Meisters Vorbild nahm Brentano sich ihrer an und erntete mit seinem improvisierten Spiele rauschenden Beifall. Überall begleitete ihn die Zither, nach seiner Behauptung die erste, welche man in Deutschland sah, auf seinen Wanderungen. Witze und Karikaturen machten ihn gefürchtet, während ihm selbst leider einmal der Mut fehlte, einer studentischen Ausforderung zu folgen. Das Studium Shakespeares und Calderons wird er unter Anleitung A. W. Schlegels, die Durchforschung der älteren deutschen Litteratur auf Anregungen Tiecks hin damals in Jena begonnen haben; wir wissen aber nichts von seinem Studium. Erst Anfang 1802 hören wir, daß er bereits eifrig ältere deutsche Volkslieder sammelte.

Wie vollkommen Brentano in jenen Jahren von der romantischen Schule abhängig war, ihre Freund- und Feindschaften teilte, zeigt in unerfreulicher Weise die erste Dichtung, mit welcher er an die Öffentlichkeit trat: Satiren und poetische Spiele von Maria. Erstes Bändchen Gustav Wasa. Leipzig 1800 bei Wilhelm Rein.*) Kotzebue hatte in der Posse „Der hyperboräische Esel oder die heutige Bildung, ein drastisches Drama" (Leipzig 1799) die neue Schule und vor allen Friedrich Schlegel parodiert. Brentano wurde durch die Weimarische Aufführung von Kotzebues historischem Schauspiel „Gustav Wasa" (gedruckt Leipzig 1801) zur rächenden Satire gegen Kotzebue angefeuert, noch ehe Aug. W. Schlegel selbst „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" errichtet hatte. Die im „hyperboräischen Esel" auftretenden Personen werden vom Fürsten eingeladen, einer Aufführung des „Gustav Wasa" beizuwohnen. Ehe das Theater sich öffnet, versetzt uns der Dichter in die Bibliothek, in der die Bücher unter sich und mit dem Bibliothekar streiten. Schillers „Glocke", welche auch Karoline Schlegel so überaus lächerlich fand, wird parodiert. Kotzebues Lakai fängt Monsieur Abonnement, der gehängt wird, abonnement suspendu. Im Theater sprechen die Logengeister, Säulen, Wände, Instrumente u. s. w., die Zuschauer unterhalten sich über das Stück, das Böttiger als Rektor Excerpino ihnen erklären will, Kotzebue selbst ist anwesend. Einzelne Scenen des „Wasa" werden parodiert aufgeführt, der Kater usurpiert eine selbständige Rolle; Humanität, englisch Humorbier, zwei junge Transcendentaltheologen, Leute, Menschen und Ich (Brentano) treten auf. Die Satire richtet sich nach den verschiedensten Seiten, gegen Herder, Jacobi, Einsiedel, Jean Paul, Schillers Schwägerin

*) Herausgegeben von J. Minor als Heft 15 der „deutschen Litteratur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken". Heilbronn 1883.

Karoline v. Wolzogen — die wohlgezogne Dame mit ihrem Roman „Agnes von Lilien" — und seine Schülerin Amalie von Imhoff — Im Hof, Lesbia, mit ihrer Idylle „die Schwestern von Lesbos" —, gegen die Jenaische und Erlanger Litteraturzeitung, gegen Theater und Publikum. Die formale Gewandtheit in Reim und Ausdruck, der Wortwitz und einzelne poetische Stellen legen trotz der Langweile des Ganzen Zeugnis ab für die ungewöhnliche Begabung des anonymen Verfassers. Allein die Abhängigkeit von Tiecks satirischen Märchenkomödien — vgl. Nat.-Litt. Bd. 144, I — läßt das ganze Bändchen doch nur als unselbständige Nachahmung Tiecks erscheinen, und während bei Tieck noch eine bestimmte Handlung dem ganzen Spotte eine Unterlage giebt, schwebt in Brentanos Satire alles völlig in der Luft. Nicht nur die Gattin des verspotteten Herders schrieb (10. Sept. 1800) an Knebel, der im Kopf hysterische Brentano habe „die Späße und Brosamen, die von der großen Herren Tische fielen, mit seinen eignen so kunstreich à la Tieck aufgetischt. Wenn Sie ihn sehen sollten, diesen hohl- und tiefäugigten insolenten Menschen, so würden sie ihm bald das Irrenhaus prophezeien". Trotz des Schlegel, den Fragmenten und der Lucinde — Lux inde — gezollten Lobes meinte Fr. Schlegel, man müsse sehr zum Lachen aufgelegt sein, wenn man den „Wasa" lächerlich finden wolle. Dorothea-Lucinde selbst äußert sich am 16. Juni 1800 Schleiermacher gegenüber: „Wir haben hier seit einiger Zeit hübschen Spaß mit einigen Bewundrern und Nachahmern von Tieck und Friedrich, die auch in Tiecks Journal tüchtig persifliert werden. Der eine ist Klemens Brentano; der legt sich darauf, Tiecks Nachahmer zu sein, und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben, "Gustav Wasa", worin er glaubt, der Tieck des Tieck zu sein; es ist aber herzlich dumm und toll, und klingt doch wie Tieck ungefähr, so daß sich dieser tüchtig darüber erbost, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im Journal." Im ersten Stücke des „poetischen Journals" (Jena 1800) veröffentlichte Tieck „Der neue Herkules am Scheidewege, eine Parodie". Der darin auftretende „Bewunderer" ist Brentano; er gesteht, daß er Tiecks Lieder und seine Manier im Spaßen nachahme. Fr. Schlegel ließ es sich angelegen sein, Brentano diese Züchtigung einzuhändigen, da er gerne „aus der ersten Hand zusehen wollte, wie er es nähme. Er hat es so genommen, daß ich hätte wünschen können, die Medizin wäre noch kräftiger gewesen: über die Sache selbst zwar hat er sich mit der gemeinen Lebensart geäußert, kurz darauf aber war seine Meinung von Dir (Tieck) sehr geändert". Halten wir Brentanos eigne Äußerungen über Tieck im Auge, so erscheint die Glaubwürdigkeit Fr. Schlegels, der hier keine schöne Rolle spielte, anfechtbar. Daß Brentano seit Jahresfrist eklatant mit Schlegel brouilliert sei, erwähnt J. Grimm in einem Briefe aus Paris (1. März 1805). Außerhalb des romantischen Kreises erfuhr man nicht ohne Schadenfreude von diesem Zwiespalt unter der Clique. „Da Tieck sein Abgott ihn in seinem neuesten poetischen Journal lächerlich gemacht und

seine ihm nachgeahmte Manier satirisiert haben soll," erzählt Karoline Herder, „so soll Brentano voll Wut Jena verlassen und sich geflüchtet haben. Dies Reich muß unter sich selbst uneins werden." Bettina wußte, so gern sie den Bruder auch bewunderte, doch mit Marias Satire nichts Rechtes anzufangen. „Große und kleine, thörichte und vernünftige Begebenheiten scheinen mir darin verflochten, und dann scheint es mir so sonderbar geschwärmt, und Höhen und Tiefen, die meinem Geist wie ein Rätsel daliegen."

Nicht Tiecks poetischer Spott war die Ursache von Brentanos zeitweiligem Scheiden aus Jena, eher mag die Abneigung, welche Friedrich und Dorothea Schlegel „allem Brentanismus" entgegenbrachten, zum Verlassen der romantischen Hochburg mitgewirkt haben. Wenigstens schrieb Fr. Schlegel am 22. August 1800 an Tieck: „Auch der junge Angebrannte ist dagewesen, um sich als Abgebrannten darzustellen. Er fiel mit einem unendlichen und unleidlichen Zutrauen über uns her, wurde aber dadurch der Veit und bald auch mir so fatal, daß ich ihn anfing mit einer gewissen Dosis Wahrheit zu behandeln, worauf er sich schleunig entfernte." Die entscheidenden Ursachen lagen jedoch nicht in Schlegels unschönem Benehmen, sondern in Brentanos angeborner Wanderlust und im Verhältnisse zu Sophie Mereau. Bereits Ostern 1798 hatte Klemens wieder das Vaterhaus besucht, ein Ferienbesuch, wie er bei den Verkehrsmitteln des vorigen Jahrhunderts außer aller Gewohnheit war; erst im Herbste 1799 kam er dann in Begleitung der Großmutter wieder nach Frankfurt. Ein Jahr später neckte Bettina den Bruder, wie oft er mit einer neuen Liebschaft in die Wochen komme. „Das erste Mal Walpurgis, das zweite Mal die Gachet, und nun Benediktchen, hinter all dem steckt nun noch Mienchen, da steckt die Günderode, da steck' ich auch, dahinter steckt auch die Eitelkeit." Mienchen sollte anderthalb Jahrzehnte später auch das Herz eines andern Dichters noch rühren, sie ist keine andere als Marianne Jung-Willemer, Goethes Suleika. Im Herbste 1798 war sie mit der Truppe des Balletmeisters Traub nach Frankfurt gekommen, 1800 nahm Willemer die sechzehnjährige in seine Familie auf. Die Familien Brentano und Willemer waren befreundet, Klemens lernte Marianne kennen*) und verliebte sich in sie, obwohl ihn bereits eine ernstere Leidenschaft in Jena ergriffen hatte. Der Eindruck, den Marianne auf ihn machte, war sogar ein viel nachhaltigerer, als Bettina meinte. In den Romanzen vom Rosenkranz hat er Marianne als Biondette verherrlicht, und Apone, der sie dem Theater raubt, soll an Willemer erinnern. 1838 hat er Marianne, dem liebsten Großmütterchen, sein Gockelmärchen herzlich zugeeignet. So oft er die Vaterstadt besuchte, erneuerte er den Verkehr mit der Jugendfreundin, der er „so viel Sinn und Talent" zuerkannte, daß er gerne ihr die Ordnung seiner Märchen anvertraut hätte. Für die Biographie ist die in der Widmung vor-

*) Th. Creizenach, „Marianne und Klemens Brentano" im Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer. Stuttgart 1877. S. 12—19.

getragene Erzählung vom Theaterbesuche mit Frau Aja nicht zu verwerten, so wichtig sie auch für die Erklärung des Gockelmärchens erscheint. Daß Brentano die Bewunderte aber wirklich auf der Bühne gesehen hat, scheint das um 1800 niedergeschriebene Lied „Es stehet im Abendglanze" an Marianne, „die ich ewig lieben werde", gerichtet, zu beweisen. Er klagt hier, daß Marianne das hochgeweihte Haus, das Theater, verlassen habe.

Ich will dein pflegen und warten
Im Herzen so treu, als ich kann;
Da seh' ich sie sitzen im Garten
Wohl bei einem reichen Mann . . . .
Da sah ich mein Liebchen so weinen,
Sie sieht zu mir heimlich herauf.
Die Sonne will nicht mehr scheinen,
Die Blumen, sie gehen nicht auf.
So hast du dann es verlassen,
Das schimmernde Götterhaus,
Deiner Locken Gold wird blassen,
Deiner Augen Licht gehet aus.
O Liebchen, o sei nicht so munter,
Du hast vergeudet dein Los.
Dein Sternlein, es gehet ja unter
Tief in des Meeres Schoß . . . .
Als Jugend um Liebe brannte
In irrem Liebeswahn,
Da wolltest du ihn nicht erkennen,
Die hell mich blickte an.

Das Gedicht „An Frau M. W. 1827 auf der Gerbermühle bei Frankfurt" beweist dagegen nur mehr, daß Brentano recht hatte, der Aufforderung der Freundin zum Schreiben entgegenzusetzen: „Was weiß ich denn, das nicht ein jeder weiß." Es sind fromme Betrachtungen ohne individuelle Bezüge.

In den Herbst 1799 werden wir den Höhepunkt von Brentanos Neigung für Marianne ansetzen müssen; den Winter verbrachte er in Jena, im März 1800 kam er, wahrscheinlich nur für die Ferien, zu Savigny nach Marburg; in den Sommer fällt der nähere Anschluß zwischen Arnim und Brentano. Etwa im August besuchte er Dresden, wo er wie so viele andere im Körnerschen Hause freundliche Aufnahme fand, und die sächsische Schweiz. Savigny, der den Sommer in Leipzig, Halle und Jena verbracht hatte, traf mit ihm zusammen und gemeinsam besuchten sie den Rhein, an dem Brentano sich dann noch einige Zeit allein herumtrieb. Im Herbste kam er noch einmal mit Arnim und Savigny auf des letzteren Landgut bei Hanau zusammen.

Während dieses Aufenthaltes am Rhein, in Rüdesheim im Anblick

des Binger Loches soll zuerst die Idee zum „Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf" dem Dichter aufgegangen sein. Jedenfalls sind auf diesen Fahrten wunderschöne Lieder von ihm gesungen worden, die er zum Teile der Schwester übersandte. Das schöne Schenkmädchen in Rüdesheim, von dem die Briefe an Bettina eine anmutige Novelle berichten, wie der Bettler ihren Kuß und einen Becher besten Weins gewinnt, regte zu Liebesliedern an; die imponierende Emigrantin de Gachet war durch ihre Erlebnisse im Vendéerkrieg für beide Geschwister mit romantischem Schimmer verklärt. Über seinen Reisebegleiter und späteren Schwager, den fast gleichaltrigen Friedrich Karl von Savigny, beschwert sich Brentano immer, wenn er mit ihm zusammen ist, und doch zieht es ihn immer wieder in die Nähe der Studiermaschine. Schon Savignys schweigendes Zuhören, auch wenn er durch Ruhe und anscheinende Gleichgültigkeit den ewig Unruhigen ärgert, ist dem ewig Erregten wohlthuend. Und jeder Tadel Savignys läuft bei Brentano in das Urteil aus, er kenne keinen Menschen, an dessen Vollendung er stärker glauben dürfe. „Du glaubst nicht, wie wenige man findet in der Welt, die ganz frei sind vom Schlechten und Gemeinen, und wie ein Mann gleich Savigny ein wahres Wunderwerk ist." In den Romanzen vom Rosenkranz hat Brentano dann den festen Freund und Schwager als Jacopone eingeführt. Wenn man in Brentanos Treiben hie und da den erziehenden Einfluß Savignys nicht zu erkennen vermag, muß man immer fragen, ob ohne seine Einwirkung es nicht noch toller zugegangen wäre. Klemens' wunderlicher Plan, unter Leitung der Gachet mit Bettina, die dazu wenig Lust zeigte, nach Spanien zu wandern, ist vielleicht wie so manches andere vor Savignys Kritik zerstoben.

Als Dorothea Veit in dem Briefe an Schleiermacher die Satire „Gustav Wasa" tadelte, erwähnte sie zugleich ein zweites Werk Brentanos: „Uns hat er den Anfang eines sentimentalen Romans zu lesen gegeben; der ist ungleich besser, und das verdrießt ihn nun wieder, er will von Teufels Gewalt satirisch sein." 1801 und 1802 erschienen zu Bremen (bei Fr. Wilmans) die zwei Bände: Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwildeter Roman von Maria (400 u. XXXIV, 455 S.). Der zweite Band war unabhängig Bettina gewidmet; vor dem ersten steht: „Den schönen Launen der lieblichen Minna, dem guten Geiste Juliens und dem stillen heitern Sinne Henriettens weihe ich dies Buch ohne Tendenz." Die Beziehungen dieser Widmung vermag ich nicht auszudeuten. Nach der Vorrede zum ersten Bande war dieser schon zu Anfang des Jahres 1799 vollendet. In Form und Inhalt lieferte Brentano hier eine Nachahmung von Tiecks „Geschichte des Herrn William Lovell" (Berlin 1795 u. 1796; Nat.-Litt. Bd. 144, I, S. V). Im Mai 1799 hatte Fr. Schlegel den ersten Band seiner „Lucinde", die noch im gleichen Jahre ausgegeben wurde, vollendet; unter ihrem Einflusse steht der zweite Band des „Godwi", in dem die Briefform des ersten auf-

gegeben ist. Die „Lucinde" muß einen sehr starken Eindruck bei Brentano hervorgerufen haben, der die von Schlegel entwickelten Ansichten zu seinen eignen machte. Manches im „Godwi" liest sich wie eine Ausführung mancher Paradoxe der „Lucinde";*) daneben fehlt es aber auch nicht an einzelnem Widerspruch gegen Fr. Schlegel. Im „Athenäum" hatte dieser die Erfindung einer neuen Mythologie gefordert. „Sie wollten," fragt Godwi II, 156 den Dichter Maria, „doch nicht etwa dem Mädchen eine neue Art Mythologie geben? So etwas für die lange Weile, aber ich fühlte zu sehr, daß ich die alte noch nicht verstehe. Eine neue Mythologie ist ohnmöglich, so ohnmöglich wie eine alte, denn jede Mythologie ist ewig; wo man sie alt nennt, sind die Menschen gering geworden, und die, welche von einer sogenannten neuen hervorzuführenden sprechen, prophezeien eine Bildung, die wir nicht erleben." Wer „Godwi" aufmerksam liest, wird den Grund der auffallenden Feindseligkeit von Friedrich und Dorothea Schlegel gegen Brentano nicht mehr zu suchen haben. Der vollständige Mangel an Gestaltungskraft in Schlegels Roman muß gerade bei der sachlichen Übereinstimmung im „Godwi" doppelt empfindlich berühren. Theoretisch stimmt Brentano mit den Grundsätzen der „Lucinde" überein, wenn er den Stand der freien Weiber preist; „wir werden einen Staat haben, wenn sich die Gesetze selbst aufheben, wir werden eine Liebe haben, wenn wir keine Ehe mehr kennen." Als Dichter läßt er dagegen die einseitige Vertreterin dieser Grundsätze, die Gräfin, elend zu Grunde gehen und beklagt Violetta, die neben einer solchen Mutter aufwachsen und verderben muß. Die andere Vertreterin der Emancipation, Lady Molly Hodefield, bemitleidet der Dichter als eine Verführte, die durch den tugendhaften Helden des Romans Joseph von ihren Ausschweifungen bekehrt wird. Brentano hat später von dem Jugendwerke nichts wissen wollen, und in die gesammelten Schriften (V. 285—326) ist nur ein Bruchstück, aus dem man den Charakter des Werkes nicht kennen lernt, aufgenommen worden. Allein trotz der stark sinnlichen Richtung des Werkes ist „Godwi" auch moralisch besser als die ästhetisch und moralisch gleich verunglückte „Lucinde". Eine leidenschaftliche Sinnlichkeit hat den Dichter des „Godwi" bis zu seiner Bekehrung, ich will nicht sagen beherrscht, aber doch stark beeinflußt. Die Parallele zwischen Brentano und Zacharias Werner darf auch nach dieser Richtung gezogen werden. Die sinnlichen Stellen im „Godwi" sind aber gedichtet, nicht reflektiert wie in der „Lucinde"; ein und das andere von Brentanos Liedern, denen gewiß bedenkliche Lebensverhältnisse zu Grunde liegen, gehören zum Besten, was wir in dieser Richtung besitzen. Man braucht nur zu erinnern an

*) Wenn R. Gottschall, „Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts" I^4, 138, von „Godwi" schreibt: „die Heldin Violetta ist eine Emancipierte im größten Stil, eine mänadische Prophetin der Wollust und Sinnlichkeit, voll Haß gegen die Ehe und den Zwang der Tugend", so beweist dies, daß er nur den zweiten Band flüchtig durchblättert hat. Violetta tritt erst im 32. Kapitel des zweiten Teiles auf, kann also nicht die Heldin des Werkes sein; was Gottschall und ihm gläubig folgend Brandes von ihr sagen, trifft aber keineswegs bei ihr sondern nur für ihre Mutter, die Gräfin zu. Dies eine Beispiel mag genügen, die Zuverlässigkeit der gewöhnlichen Urteile über Brentano zu beleuchten.

das Klagelied „O lieb Mädel, wie schlecht bist du!", in dem das Manon Lescaut-Thema von der Liebe zu einer Unwürdigen so ergreifenden Ausdruck gefunden hat, an „Treulieb, Treulieb ist verloren!", „Traum" u. a. An gelungenen Liedern, Sonetten und Kanzonen ist auch im „Godwi" kein Mangel; hier sind zuerst (II, 329) „die lustigen Musikanten", die dann zu einem eignen Singspiel erweitert wurden, mitgeteilt und (II, 392) „die Lore Lay", ebenso die ins „Wunderhorn" aufgenommenen Lieder: katholisches Erntelied „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" (II, 350), Großmutter Schlangenköchin (II, 114), o Tannebaum (II, 92; hier 10, im „Wunderhorn" 2 Strophen) und (II, 216) Brentanos rheinische Umdichtung der Lenorensage „Ein Fischer saß im Kahne". Nimmt man noch die umfangreiche „Scene aus meinen Kinderjahren" (I, 260), den tief empfundenen Nachruf an Sophie Brentano (II, 83), die Übersetzungen aus dem Italienischen hinzu, so bietet der einzige Brentano eine Fülle von lyrischer Poesie, die der Gesamtleistung der Schule in Schlegel-Tiecks „Musenalmanach für 1802", an dem Sophie Mereau, aber nicht Brentano teilnahm, zum mindesten nicht nachsteht.

Brentano war in jener Zeit vor dem Hervortreten Eichendorffs der weitaus begabteste Lyriker unter den romantischen Dichtern. In dem wüsten Gewirre des „Godwi" konnten aber die Gedichte nicht zur Geltung kommen. „Ein krankes krüppelhaftes Kind, das teils nicht verstanden und meistens verachtet wird", nannte er im Briefe an Tieck vom 11. Januar 1802 den „Godwi", der seine Bezeichnung eines „verwilderten Romans" mit Recht führt. „Die Begebenheit," meint der Dichter in der Vorrede zum zweiten Teile, „steht zuletzt wie ein schwankendes Gerüste da, das die Behandlung nicht mehr ertragen kann, und jagt dem Leser Todesangst für sich und sein Interesse ein"; er vermag es aber nicht, sein Werk „rein zu erhalten von dem Übermute einzelner Kräfte, die roh und gewaltig wie ewiger Sturm die schöne Thätigkeit der Ruhe in mir vernichten". Die Briefe des ersten Teiles weisen nur auf ungelöste Rätsel hin. Der alte Kaufherr Godwi hat seinen Sohn nach Italien geschickt, da sein Anblick ihn an eine dunkle Schuld mahnt; der Sohn treibt sich aber in Liebesabenteuern in Deutschland herum. Dies erfahren wir aus dem Briefwechsel zwischen dem jungen Godwi und seinem Freunde Karl Römer. Eine abenteuernde Engländerin Molly, ein unschuldiges Landedelfräulein Joduno und eine mignonhafte Einsiedlerstochter Ottilie fesseln gleichzeitig die Neigung Godwis, der etwas an Wilhelm Meister, mehr an William Lovell*) erinnert. Briefe Jodunos und ihres tölpelhaften

*) Chamisso schreibt am 23. Mai 1806 an Varnhagen: „Ich lese den 'Godwi'; nur die ersten Blätter, aber welch ein Kernteufel scheint in ihm zu hausen! Verhält er sich nicht zu Wilhelm Meister wie der gährende Most zu Lacrimä Christi? Wenigstens ist es ein Buch, worin etwas steckt, und um von ihm zu reden, muß man wohl erst die Übersicht haben, und dann es lesen. Ich glaube schon gesehen zu haben, daß Brentano selbst die Briefe für alle seire Figuren geschrieben hat, ahnde aber auch, daß es ihm gar nicht darauf ankommen möchte."

Bruders Jost von Eichenwehen, Mollys und Antonio Firmentis, dessen Schreiben eine kleine Novelle für sich bilden, kommen hinzu. Kassel und Wilhelmshöhe und die Brentanosche Familie im „goldnen Kopf" zu Frankfurt (Sophie Butler, die Brünette = Sophie Brentano; der Allzudeutliche = Savigny*); der Deutliche = Anton Brentano; der Undeutliche = Klemens Brentano) werden geschildert. Selbstbekenntnisse spricht Brentano mehr als einmal aus. „Ich will," schreibt Godwi an Römer, „über die Alpen des Lebens glimmen, wo grenzenlose Aussichten die gebundene Allgemeinheit in meinem Busen lösen, wo mir euer Sonnenadler zur Schwalbe wird, die mit ihrer silbernen Brust an die Erde streift, später sehe ich die Sonne am Abend und früher am Morgen, ich kann dann euren bürgerlichen Kalendertag weit mit dem Tage meines Geistes überreichen, und wenn ihr glaubt, ich lebe aus dem Stegreif, so werde ich euer metrisches Leben, ohne daß ihr es merkt und noch viel mehr gelebt haben. Ich will durch die Thäler des Lebens wandeln, wo die Schönheit in der Spiegelfläche meiner Phantasie scherzt, wo die Wollust von mir errungen wird, wo ich ihr Meister bin, und sie mir mehr als sich selbst, mir auch die Ruhe und den Genuß des Genusses giebt. Laß mich immer die Blumen meines Weges pflücken, Braut- und Trauer- und Dichter-Kronen draus winden, meinen Becher mit ihnen kränzen, sie über das Lager der Liebe streuen, und endlich sie mit dem Salze der Erfahrung zu einem Potpourri umschaffen, um sie, wenn die Kunst eintritt und ich auf Rollwagen meine mangelhafte Natur als Greis in der Familienstube herumbewege, in der Urne meiner begrabenen Jugend auf den Schrank zu stellen, in dem die Sparbüchsen meiner Kinder stehen." Im Anfange des zweiten Bandes wagt sich Brentano an eine theoretische Abhandlung, ein „allgemeines Gespräch über das Romantische" (S. 58—66). Ossian, Tasso, Dante und Shakespeare werden dabei genannt; zu einer halbwegs faßbaren Begriffsbestimmung gelangt er nicht. „Das Romantische selbst ist eine Übersetzung." Dagegen bezeichnet Godwis Spott über seine Abenteuer nicht übel die Entwicklungsphasen der Brentanoschen Romantik selbst: „Von dem Landhause einer Engländerin in die Burg eines Landedelmanns, von da zu einer Ruine, zu einem Einsiedler; ist das nicht der Lauf der Zeit?"

In der Vorrede zum ersten Bande warf Brentano der eignen Dichtung eine falsche Sentimentalität vor; er habe es geschrieben, als er sich noch nicht der Kunst geweiht, bereits erscheine es ihm nur mehr als

*) „Er ist der juristische Kodex des Familienarchivs und läßt in seinen Urteilen das Ur und Ur Ur noch stark hören. Er steht wie eine Eule geneckt unter den vielen leichten Vögeln. Er trägt die Jurisprudenz, wie Atlas die Welt auf seinem Nacken, und hat das Schöne und Wahre in das Chaos versinken lassen, als er diese Welt auf seinen Nacken packte. Sein Kopf ist gedrückt, sein Leben gebückt, doch schlägt sein Herz edel und frei, denn da liegt ein liebevolles Naturrecht drinnen, das dem Ballen positiven Rechts, in dem sein Kopf wie ein Türk im Turban bis über die Augen steckt, die Spitze bietet. Er ist ein sonderbares Wesen, ganz für sich und in sich, und selten in den anderen, die er doch alle liebt, die ihm alle nichts geben, und denen er gern giebt, wenn er hat."

die erste, sehr niedrige Stufe; da das ganze Buch „nur zu sehr mehr von mir als sich selbst durchdrungen ist“, so wolle er sich gleichsam selbst vernichten, um schneller zur Macht der Objektivität zu kommen, er übersehe die Mängel des Buches; „sie alle zu verbessern, dazu müßte ich auf der letzten Höhe stehen, die ewig vor uns flieht“. Nach diesem Geständnisse kann es nicht wunder nehmen, wenn Brentano nun die selbstvernichtende romantische Ironie gegen sein Werk anwendet. Im zweiten Bande begegnet uns der Dichter Maria und erzählt, wie er ohne Neigung zur Abfassung des ersten Bandes getrieben worden sei; weitere Briefe stünden ihm nicht zu Gebote, drum geht er auf das Landgut des jungen Godwi und ersucht ihn, selbst seine Geschichte fertig zu erzählen. Godwi thut das, unter Anführung der Seitenzahlen des ersten Bandes, so rasch als möglich. Lady Hodefield war von dem alten Godwi verführt worden, Karl Römer ist die Frucht dieses Vergehens; er heiratet Joduno, während der Maler Franzesko Firmenti, dessen erste Frau gestorben, die Tochter des Einsiedlers Ottilie heiratet; der Einsiedler selbst ist Joseph, den der alte Godwi um seine Braut Maria Wellner (= Meline Brentano), die Mutter des jungen Godwi, betrogen hatte. Annunciata Wellner (= Bettina Brentano) ist identisch mit der schweigsamen Kordelia, die in ihrem Naturkultus als Nachbildung Mignons erscheint. Der junge Godwi erlebt verliebte Abenteuer in einer rheinischen Burg; er liebt die Tochter der philinenhaften Gräfin Violetta, kann sich aber nicht zur rechten Zeit aus den Armen der Mutter losreißen; so trifft er erst nach der Rückkehr aus Italien Violetta als Freudenmädchen wieder; nach einer Prüfungszeit verbindet er sich mit ihr, sie stirbt am Morgen nach ihrer Vereinigung und Godwi läßt im selben Parke, in dem das steinerne Bild seiner ertrunkenen Mutter steht, auch Violetta ein Denkmal errichten. Diese Liebesgeschichte Godwis steht in der „Fragmentarischen Fortsetzung dieses Romans während der letzten Krankheit des Verfassers teils von ihm selbst, teils von seinem Freunde“. Brentanos von Humor und Sinnlichkeit sprühende Kapitel der Liebesgeschichte wechseln hier mit den Krankheitsschilderungen des an der Schwindsucht sterbenden Dichters Maria. Vielleicht sind auch diese von Stephan August Winkelmann (Braunschweig 1780—1810), der dem Schlusse (S. 430) noch „Einige Nachrichten von den Lebensumständen des verstorbenen Maria. Mitgeteilt von einem Zurückgebliebenen“ beifügte. Diese Nachrichten sind als Schilderungen Brentanos in seiner Jenenser Zeit von einem vertrauten Freunde äußerst wertvoll. „Seine äußere Erscheinung bizarr oder angenehm, aber immer anziehend, seine Unterhaltung schnell, sehr lebhaft, immer witzig, vielen fremd, einigen sehr lieb, in seinem ganzen Dasein ein gewaltsames Ringen seines Gemüts und der äußern Welt.“ Friedrich und Dorothea Schlegel, Tieck, Ritter, Klingemann, der spätere Braunschweiger Theaterleiter und -Dichter, Arnim, Savigny werden als Marias nächste Freunde genannt. Einen andern Jenenser, den Tassoübersetzer Gries, hat Brentano im „Godwi“ als Dichter Haber

verspottet. Der öfters auftretende und in weitausgedehnten Allegorieen durchgeführte Spott gegen die jungen Philosophen, Kantianer, Fichtianer, Schellingianer traf die Studentenschaft im allgemeinen. Als Mittelpunkt des Freundeskreises preist Winkelmann den Geist von Goethes Werken. „Marias poetisches Talent war früher von einem andern Dichter [Tieck] berührt und seine dunkle verstimmte Jugend konnte sich lange dem heitern Genius nicht vertrauen; aber bald verdankte er ihm, daß sein Schmerz Klage, sein Unglück Kraft, seine Trauer um Liebe Streben nach Kunst wurde."

Von Maria=Brentanos unglücklicher Liebe, die der Inhalt seines ganzen Daseins war, weiß Winkelmann ebenfalls zu berichten:

Sophie Schubert, seit Anfang der neunziger Jahre mit dem Professor der Rechte Fr. Ernst Karl Mereau in Jena verheiratet, war fünf Jahre älter (geb. 27. März 1773*) zu Altenburg) als Brentano. Mit ihrem Gedichte „Die Zukunft" (unterz. Demoiselle S—t) hatte Schiller 1791 den dritten Band der „Thalia" geschlossen und seitdem ward sie Mitarbeiterin an den Schillerschen Musenalmanachen und den „Horen". Wie Amalie von Imhoff, Luise Brachmann, Karoline von Wolzogen u. a. hat auch Sophie Mereau sich unter Schillers Leitung herangebildet; als „belehrendes Beispiel, was Kritik sein kann, wenn sie ein frommes Geheimnis zwischen zween, keine feile Öffentlichkeit ist", haben die Herausgeber der Einsiedlerzeitung (Nr. 19) „Auszüge aus Briefen Schillers an eine junge Dichterin" aus Sophiens Nachlaß**) veröffentlicht. Das erste Bändchen der „Gedichte von Sophie Mereau" (Berlin 1800; zweites Bändchen 1802) hat Herder (sämtliche Werke XX, 394) in den Erfurter Nachrichten als schönen Garten gerühmt. Die Verfasserin trete „nie über die Grenzen ihres Geschlechts hinaus; ihre Empfindungen in Leid und Freude, in Kummer und Sehnsucht, in Hoffnung und Zufriedenheit, sowie ihre Malereien der Natur, selbst ihre ersten Vor= oder Grundsätze sagt sie aus dem Herzen, mithin weiblich". Sie selbst schrieb im Juli 1795 an Schiller „eine heitre ruhige Stimmung ist mir natürlich". Im Liede, vgl. Goethejahrbuch VI, 330, wie im gnomischen Distichon und Wechselgespräch wußte sie in löblicher Weise Goethes und Schillers Töne zu treffen, die beide das „seltene Verdienst" der „dichterischen Freundin" wiederholt anerkannten. In den sechs Gesängen des Gedichtes „Seraphine", das den zweiten Band ihrer Gedichte füllt, hat sie es verstanden, Wielands Erzählungskunst zu einer Zartheit und Milde abzutönen, die an den Sänger der „bezauberten Rose" (Nat.=Litt. Bd. 147) mahnt; unter der

*) Allgemeine deutsche Biographie XXI, 420; die gewöhnliche Angabe 1761 ist wohl falsch.

**) Fr. Pfaff bestreitet dies und nennt im Neudruck der Einsiedlerzeitung wiederholt Amalie von Imhoff als Empfängerin dieser Briefe; aber Sophiens Antwort auf Nr. 1 dieser Briefe ist abgedruckt im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta" Stuttgart 1876. S. 99. Auch ist Amalie von Helvig=Imhoff erst im Jahre 1810 aus Schweden nach Deutschland zurückgekehrt und dachte nie an Herausgabe eines Journals.

Einwirkung der „Sakuntala“ verlegt sie die Scene nach Indien, räumt aber auch der indischen Religion den Vorzug vor dem Christentum ein. Schiller hat 1797 Cotta den erfolglosen Vorschlag gemacht, ihr die Redaktion des „Damenkalenders“ anzuvertrauen; dagegen gab sie in der That den „Berlinischen Damenkalender“ auf das Jahr 1800 und den „Romanenkalender“ von 1799 bis 1801 heraus. Ein eigner größerer Roman in Briefen „Amanda und Eduard“ erschien Frankfurt 1803, eine „bunte Reihe kleiner Schriften“ 1805, von ihren Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen liebte Brentano vor allen ihre Übertragung von Boccaccios Fiametta (Berlin 1806). Fr. Schlegel hatte 1801 in der „Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio“ zur Bekanntmachung dieses „Vortrefflichsten und Größten“ ermahnt. „O möchte doch das Göttliche nicht immer verkannt sein und vergessen, so würde es von diesem Gebilde nicht eines litterarischen Berichtes bedürfen.“ So war auch Schillers frühere Schülerin mit ihrer letzten Arbeit völlig in den Dienst der Romantik getreten. Ihre früheren Arbeiten „Kalathiskos“ (Berlin 1801), an dem Brentano selbst mit gearbeitet hatte (15. Januar 1837 an Böhmer), waren von Friedrich und Karoline Schlegel um die Wette verspottet worden. Als Freundin Schillers war Frau Mereau den Schlegels von vornherein unsympathisch und Brentanos Hinneigung zu Sophie mag, obwohl er sich von Schiller stets ferngehalten hat, dazu beigetragen haben, ihn selbst bei Friedrich und Dorothea in Ungnade zu setzen. In jedem Falle war es keine unwürdige Neigung, für die Brentano Kämpfe nach innen und außen durchzuführen übernahm.

Die Mereausche Ehe war wenigstens von Seite des Mannes eine Liebesheirat gewesen, allein schon vor Brentanos erstem Auftreten in Jena hatte sich die Unverträglichkeit der Gatten herausgestellt. Im Herbste 1799 sollen Klemens und Sophie in einer Abendgesellschaft sich zuerst kennen gelernt und rasch muß ein leidenschaftliches Verhältnis sich zwischen ihnen gestaltet haben. Wie tief Sophie in dem Kampfe zwischen Pflicht und Liebe gelitten, spricht sich in ihren Gedichten, in denen sie den Geliebten als „Selmar“ anredet, aus. Sie preist in der „Seraphine“ das Weib, das mit leichtem sichern Tritt durchs Leben gehen könne.

> Doch öfters — ach! und dreimal weh der Armen,
> Die in dem Streit mit weicher Seel' erliegt!
> Geschieht es, daß ihr Schicksal, ohn' Erbarmen,
> In Widerspruch die Zartgeschaffnen schmiegt,
> Wo selbst die schönsten Triebe sicher sie zerstören.

Wohl nicht ganz freiwillig suchte sie zunächst in der Trennung vom Geliebten Ruhe zu finden. „Uns zwang Vernunft,“ klagt sie in dem Gedichte „Schwärmerei der Liebe“, „den holden Wahn zu meiden.“ Den ungeliebten Werber, der an Mereaus Stelle gedacht sein mag, bittet Seraphine, ihr nicht zu zürnen.

. . ist des Herzens Wahrheit leeres Spiel?
Vermagst du jene Neigung aufzuheben,
Mit welcher Götter meine Brust beleben? . . . .
Denn er ist mein! — was auch mit ihm geschehen,
Wo er auch sei, ich werd' ihn wiedersehen,
Und er gehört mir unverändert an! —

Wie aus einem Briefe Brentanos dagegen klingt es, wenn der geliebte Rodrigo schreibt:

Noch kenn' ich nicht des Lebens Gaben,
Doch strebt mein Geist nach vielen Wünschen hin.
Mich reizt das weite All; nichts zeigt bestimmt sich mir,
Und alles nehm' ich gern, nur Ruhe nicht, von dir.

Sophie Mereau reiste nach Italien, fand aber auch in den schönen Fluren Unruh wohnen:

Kein Land vertilgt des Irrtums bange Qual,
Es fliegt der Wunsch nach fernen Glückes Spuren.

Ohne es beabsichtigt zu haben, trafen im Sommer 1800 die Liebenden in Dresden zusammen,

Und wunderbar hat, die sich schon beweint,
Des Zufalls Spiel hier wiederum vereint.

Dies Wiedersehen finden wir im Anhang des „Godwi" geschildert. Vorerst war aber das Wiedersehen ein schmerzliches an einander Vorübergehen. Im Frühjahre 1801 wurde durch besondere Gnade Karl Augusts mit Umgehung des Konsistoriums „bloß auf ihre gegenseitige Übereinstimmung hin in diesem Punkte" die Ehe getrennt; Goethe hatte sich zu Gunsten der Dichterin, die nun zu ihrer verheirateten Schwester nach Kamburg reiste, verwendet. „Beide," schrieb Karoline am 18. Mai 1801 an ihren lieben Wilhelm, „können sich wieder vermählen, und Mereau sieht schon umher, wen er verschlingen will, ob er gleich sagt: j'ai aimé beaucoup ma femme, je l'aime encore et je l'aimerai toujours." Brentano, der während dieser kritischen Zeit in Marburg bei Savigny geweilt hatte, ging im Juni mit Arnim an den Rhein und trieb sich dann, mit der Dichtung seines „Ponce de Leon" beschäftigt, im Mosel- und Lahnthal herum, dann noch im Winter in Thüringen. Erst in der zweiten Hälfte des Januar 1802 kehrte er über Göttingen wieder nach Jena zurück. Einen Band „unbekannter alter spanischer Novellen" wollte er im Laufe des Winters übersetzen. Dazu kam es nicht, allein seine Studien betrieb er nun eifriger als bisher. Erst zur Herbstmesse kam er nach Frankfurt, machte dann einen Besuch in Koblenz und Köln und war Anfangs November in Düsseldorf, das damals noch die berühmte Gemäldesammlung beherbergte. Die herrlichen Altertümer in Köln und

die schönen Bilder in Düsseldorf entschädigten ihn für „die schlechten Menschen überall. Ich wohne wie ein Engel hoch in Lüften einsam und sehr schön. Mein Aufenthalt ist mir von großem Nutzen und ich bin sehr froh.“ Am Galeriedirektor J. P. von Langer, in dessen Familie er verkehrte, fand er einen freundlichen Lehrer der Kunstgeschichte. Der Kapellmeister Ritter bestimmte ihn, aus dem im zweiten Bande von „Godwi“ veröffentlichten Liede „Die lustigen Musikanten“ ein Singspiel auszuarbeiten, und so vergingen ihm mehrere Wochen in angenehm lehrreicher Weise. Im Dezember ging er nach Münster, um Savigny abzuholen, und traf in seiner Begleitung am 3. Januar 1803 in Marburg ein. Allein der Gedanke an die ferne einsame Freundin schlummerte nicht. Vielleicht daß der Aufenthalt am Schauplatze von Werthers Leiden im Frühjahre 1803 der alten Liebe neue Nahrung gab. Schon einige Tage nach seiner Ankunft in Frankfurt eilte er, ohne nur von Bettina, die sich auf ein längeres Zusammenleben gefreut hatte, Abschied zu nehmen, nach Weimar. Bald nach seiner Ankunft schrieb er der Schwester seinen Entschluß Sophie zu heiraten und den nächsten Winter mit ihr in Marburg zu verbringen. Bettina freilich hatte gar keine Lust, den ersten Platz im Geiste ihres Bruders an eine andere abzutreten. Von allen Seiten traten der Verbindung Schwierigkeiten entgegen. In Weimar sprach „vom Schuster bis zum Herzog alles“ von Brentano und der Mereau. „Wunderlich ist's, daß alle Leute, welche die Mereau kennen, sich ebenso wunderlich gegen unsere Verbindung wehren; wie ihr auf sie zürnt, so zürnen sie auf mich. Ja zieht und zerrt nur, wir lieben uns und ihr müßt euch einst noch freuen daran!“ Bruder, Schwägerin und Großmutter suchten gleich Bettina ihn von der Heirat abzuhalten. In dieser Lage, da es ihm selbst „wohl wie dem Jäger ist“, dichtet er das dann in die Einsiedlerzeitung aufgenommene „Liedchen: der Jäger an die Hirten, das Beste, was ich gemacht habe“ (vgl. S. 141)

Da die Entscheidung sich immer hinauszögerte, ging Sophie nach Dresden, Brentano im August zu Savigny nach Marburg. Von Marburg aus suchte er aufs neue die Einwilligung seiner Familie zu erlangen, er wollte alle Welt überzeugen, daß keine Liebeständelei ihn „und Sophie zusammenführte, sondern mannigfache Übereinstimmungen und Ergänzungen der Gemüter, der Ansichten, der Begriffe und der Ausführungen unserer Lebenspläne“; er nennt sie das einzige Weib, das ihn als Gattin glücklich machen könne. „Mit meinem guten Weib werde ich gerechter werden, da sie mild ist und doch unendlich lebensfrisch; da sie die Weltverhältnisse weit besser versteht als ich und die große Lebensklugheit besitzt, an die menschliche Gesellschaft keine Ansprüche zu machen, obschon sie allen Beziehungen in ihr genügen kann und mit ihrem Wohlwollen immer giebt, wo sie verlangen könnte; und ihre Liebe niemals aufdringt, in der Einsamkeit selbst ihren Reichtum an Geist niedergelegt hat, in dem sie schwelgen kann und reicher ist als andere, die sich im Besitz der Wohl-

habenheit fühlen. Es wird kommen und muß kommen, daß sie das Eis schmelze, denn sie ist der Frühling und hat den Geist des Belebens! und das gewinnt die Herzen!"

Der Widerstand der Familie war zum großen Teile durch religiöse Bedenken hervorgerufen. Als Katholik konnte Brentano eine geschiedene Frau, deren Mann noch lebte — Professor Mereau hatte schon im Juni 1802 eine zweite Ehe geschlossen — nicht heiraten. Allein endlich gab man in Frankfurt dem Drängen des Dichters nach und im Herbste 1803 wurde sein Ehebund mit Sophie Mereau-Schubert in Marburg von einem protestantischen Geistlichen eingesegnet. Mit der Eheschließung finden seine ersten Sturm- und Drangjahre ihren Abschluß, aber auch der Briefwechsel mit Bettina bricht hier ab. Nicht umsonst hatte die Lieblingsschwester eifersüchtig ihren Geistesbund mit dem Bruder durch die künftige Gattin bedroht gesehen. Er war stolz darauf gewesen, die Schwester, deren verwandten Geist er erkannte, zu leiten und zu erziehen. „Du und ich sind außer aller Ordnung," hatte er ihr einmal geschrieben, und fast ängstlich hatte er sie vor Zersplitterung gewarnt, sie gemahnt, ihre Kräfte zu einem großen poetischen Werke zusammenzuschließen. Als Bettina von 1835 an ihre poetischen Schätze ans Tageslicht stellte, hatte Klemens eine Weltanschauung gewonnen, von der aus ihm Bettinas Treiben abscheulich und sündhaft erscheinen mußte. Ein geistiges Zusammenleben wie zwischen 1798 und 1803 hat später nie wieder zwischen Klemens und Bettina stattgefunden.

Nur wenig über ein Jahr währte die Zurückgezogenheit des jungen Paares, dem im Frühjahr 1804 ein Söhnchen auf die Namen Achim Ariel Tyll getauft wurde, in Marburg. Gerade in dieser Zeit eröffnete Savigny sein Haus und seine Bücherei einem seiner Zuhörer, der durch einen Aufsatz über Collation seine Aufmerksamkeit erregt hatte, es war Jakob Grimm (Kleinere Schriften I, 6). Auch Brentano hat damals schon sich mit dem Studenten angefreundet, der in Savignys „reicher und auserwählter Bibliothek" zum erstenmale Bodmers Ausgabe der Minnesinger in die Hand bekam. Vielleicht war es auch Savignys Bücherei, in der Brentano zuerst die Limburger Chronik gefunden hatte und in ihr die Anregung, „mehrere schöne altdeutsche Erzählungen" als Rahmenerzählung zusammenzufassen. So lieb er aber das Gedicht auch hatte, es blieb liegen, und erst fünfzehn Jahre später (1818) ist ein verkürztes Bruchstück „Aus der Chronik eines fahrenden Schülers" veröffentlicht worden; über die gedehntere, jedoch ebenfalls unvollendete Bearbeitung aus dem Winter 1803 auf 1804 hat zuerst Diel-Kreiten Mitteilungen gemacht; erst 1882 wurde dann der Versuch unternommen, in einer mit sechs Holzschnitten Eduard Steinles, des von Brentano so hoch geschätzten Meisters, gezierten Prachtausgabe,*) den zuerst in Fr. Försters „Sängerfahrt" (Berlin) ver-

*) München in der Hoffstat (Max Huttlers Offizin) 1883. 99 S. Folio. — Die erste Spur von Brentanos Arbeit an der Chronik findet sich schon in einer Anmerkung im „Godwi"

öffentlichten und den in Böhmers Nachlaß vorgefundenen Text in ein Ganzes zu verarbeiten. Frau von der Elben (Auguste von der Decken) hatte schon 1880 Brentanos Dichtung fortzusetzen und zu vollenden (sechste Aufl. Heidelberg 1888) unternommen. Das Bruchstück von 1818 erzählt nur, wie der arme Johannes im Mai 1358 in der Burg des alten Ritters Veltlin von Türlingen Aufnahme findet und ihm von seinen frühesten Erlebnissen, besonders dem Tode seiner Großmutter vorliest. Johannes selbst ist der Sohn des Ritters Hans von der Laurenburg und der schönen Laurenburger Els, der Falknerstochter. Der religiöse Grundton ist wohl erst bei der Durchsicht für den Druck stärker aufgetragen worden. Das schöne Lied, gestellt bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm, ist unter dem ersten Eindrucke der Vaterfreude in Marburg entstanden. Der Marburger Zeit gehört auch das berühmte Nachtigallenlied der schönen Els an (vgl. S. 136). Das Fragment von 1818 bricht ab mit dem Tode von Agnes, der Mutter der schönen Els. Nach der älteren Fassung kommen während der Lesung die vier Töchter des Ritters in den Garten; Pelagia, ein Waisenkind aus dem Orient, eine zweite Pflegetochter Athala und die beiden wirklichen Schwestern, die fromme Ottilie und die auf ihren ritterlichen Bräutigam harrende Gundelindis, die ihren Namen von Savignys Braut Gundel empfangen hat. Jede dieser Töchter würde dann Heldin einer eignen Geschichte geworden sein und in die einzelnen Geschichten sollten teilweise bereits ausgeführte Parabeln eingefügt werden. Wenn wir des Dichters Bericht in der Widmung des Gockelmärchens (1838) Glauben schenken, so sind die „Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener Chronika eines fahrenden Schülers, welche ich noch nicht in die harmonische Haltung mit dem Tone derselben gebracht hatte, die ich aber zu meiner eignen Belustigung mit der Geschichte der Ahnfrau verwebte". Der Stil in der Chronik des Johannes und im Tagebuche des armen Kindes von Hennegau, wie es jetzt vorliegt, ist aber ein so grundverschiedener, daß die Entstehung beider schwer für dieselbe Zeit anzunehmen bleibt. Die Chronik eines fahrenden Schülers gehört zu den besten Erzeugnissen der Romantik.* Wenn sie an Farbenpracht hinter Novalis' „Ofterdingen" zurücksteht, so ist dafür der schlicht treuherzige Ton einer alten Chronik, den Sternbald nur affektiert, hier in unübertrefflicher Weise getroffen. Man möchte ihre dichterischen Gemälde den altdeutschen Bildern vergleichen, von denen der arme Johannes mit solcher Begeisterung spricht; es ist echte Poesie und Brentano war wohl berechtigt, im Vorwort „die altdeutschen Röcke sogenannter Romantik und allerneusten Ritterromandichter" tief unter

II, 71: „Ich besitze durch die Güte des Herrn Godwi jetzt diese Papiere [eines Straßburger Künstlers], die nichts anders als das selbstgeschriebene Tagebuch dieses höchst interessanten Menschen enthalten. Er lebte in dem fünfzehnten Jahrhunderte, und ich bin willens, so bald ich Muße habe, dem Publikum dieses interessante Manuskript mitzuteilen. Maria." Zwischen dieser Person und dem Straßburger Baumeister in Arnims „Kronenwächtern" mag ein Zusammenhang bestehen.

die „redselige Einfalt“ seiner Dichtung zu stellen. Der schlicht innigen Dichtung gebührt ein Ehrenplatz neben Arnims „Kronenwächtern“.

Leider machte das Ende des Marburger Aufenthaltes auch der Dichtung der Chronik ein Ende. Savigny, der inzwischen Brentanos Schwager geworden war, verließ mit dem Ende des Sommersemesters 1804 die Universität, um seine große wissenschaftliche Forschungsreise anzutreten, und Creuzer war einem Rufe nach Heidelberg gefolgt; da litt es auch Brentanos nicht länger an dem Orte, wo sie nun „allen Umgang verloren“ hatten. Gerne wäre er nach Dresden gezogen und hatte „diese große Translokation fest beschlossen“, als er durch Familiengeschäfte und Vermögensumstände, welche es ihm nicht erlaubten sich „weit von Frankfurt zu fixieren, in dieser Idee verhindert ward“. Schon im April 1804 war die Übersiedlung nach Heidelberg beschlossene Sache. Zunächst machte Klemens allein im Juni eine Reise nach Wien, wo sein „Ponce de Leon“ einstudiert wurde. Wahrscheinlich war es auf der Rückreise von Wien, daß er zum erstenmale, Ende Juli, nach Heidelberg kam. In Marburg fand er Sophie um den Verlust des Kindes trauernd. In den ersten Tagen des September schlugen Brentanos ihr Zelt in Heidelberg auf.*) In einem Briefe des Professors Karl Philipp Kayser vom 9. September 1804 heißt es: „Die Madame Brentano ist nun auch hier. Es ist eine niedliche kleine Figur. Einigen Reiz hat die Zeit schon von ihrem Gesichte abgestreift. Sie hat ein freundliches Wesen, spricht gern von litterarischen Produktionen, doch ohne Ziererei und ohne sich etwas darauf einzubilden. Selbst in der Botanik besitzt sie Kenntnisse. Als wir unlängst in Mannheim waren, examinierte sie mich auf einem Spaziergange auf die Mühlau und an die Nekarspitze. Noch ehe sie hier war, sagte Brentano, seine Frau habe sich vorgenommen, eine Flora von Heidelberg zu schreiben.“ Ungefähr zur selben Zeit, da Brentanos nach Heidelberg übersiedelten, war Arnim nach Deutschland zurückgekehrt. Klemens wollte nicht nur den Freund nach so langer Trennung begrüßen, sondern ihn und womöglich auch Tieck nach Heidelberg ziehen. In der ersten Hälfte des November ging er nach Berlin zu Arnim und nach Ziebingen, wo Tieck weilte. Als er Ende Dezember nach Heidelberg zurückkehrte, brachte er Arnims Versprechen, ihm in die Neckarstadt zu folgen, mit. Im Frühjahr des Jahres 1805 ist Arnim nach Heidelberg, wo Brentano eifrig sein Lob verbreitet hatte, gekommen, und damit war ein neuer örtlicher Mittelpunkt für die Romantik gegeben.**)

*) Klemens' undatierter großer Brief aus Jena an die Schwägerin Antonie ist in den gesammelten Werken VIII, 124 an unrichtiger Stelle eingeschaltet; es ist darin von Briefen an Bettina die Rede, welche vor der Heirat geschrieben sein müssen und im „Frühlingskranz“ auch dementsprechend benutzt sind. Auch der ganze Inhalt des Briefes paßt ganz und gar nicht für 1804 und die Zeit nach der Eheschließung. Diel-Kreiten ließ sich aber durch diese falsche Einreihung verleiten, für den Herbst 1801 eine Übersiedlung des Ehepaares nach Jena anzunehmen I, 201. Die unanfechtbaren datierten Briefstellen in Bartsch' Anmerkungen beweisen, daß dieser auffallende Zwischenaufenthalt in Jena zwischen dem Wegzuge von Marburg und der Übersiedlung nach Heidelberg niemals stattgefunden hat.

** Karl Bartsch, „Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804 bis 1808“. Heidelberg 1881. — Fr. Pfaff, „Romantik und germanische Philologie“. Heidelberg

Im achtzehnten Jahrhundert treten drei Universitäten für die Entwicklung der deutschen Litteratur entscheidend hervor. Von Leipzig aus ordnet und beherrscht der Wolffianer Gottsched durch seine Lehrbücher und Reinigung der Schaubühne Poesie und Prosa, von ihm abgefallene Schüler verbünden sich mit Klopstock, während der junge Student Lessing im Theater zu Leipzig an einen deutschen Molière denkt. Anderthalb Jahrzehnte später sammeln sich in Göttingen von Klopstock begeisterte Jünglinge zu einem litterarischen Freundschaftsbunde; die volkstümliche Ballade und Umdichtungen altdeutscher Minnelieder werden von Freunden und Genossen des Hains versucht. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts wird Jena die Hochburg des bald auch die Litteratur beherrschenden Kantianismus, neben Schiller und Goethe sammelt sich die romantische Schule, Brentano und Arnim selbst sind hier, der erstere längere, der andere kurze Zeit bei den Führern der Romantik in die Schule gegangen. Von 1805 bis 1808 wird Heidelberg der Ausgangspunkt einer Weiterentwicklung unserer Litteratur; es ist zugleich das letzte Mal, daß eine entscheidende litterarische Bewegung in Deutschland von einer Universität ausgeht. Heidelberg selbst hatte schon zwei Jahrhunderte früher einen befreundeten Dichterkreis, von dem eine weitreichende Einwirkung auf die deutsche Litteratur ausging, in seinen Mauern gesehen. In einer der wenigen ganz harmonisch durchgeführten umfangreichen Dichtungen, die wir von Brentano besitzen, hat er an die frohe Studentenzeit erinnert, die Martin Opitz von Boberfeld in Heidelberg durchlebte; Nat.-Litt. Bd. 27 S. XVII. Opitz' Namen führt er an in dem „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke; worin ein schöner Dialogus zwischen Frau Pallas und Karl Theodor. In der Nacht vor dem Dankfeste den 26. Juli 1808". Das Lied erschien in der Beilage zu Nr. 5 der kurfürstl. privilegierten Wochenschrift für die Badischen Lande.*) Die beste Art des 16. Jahrhunderts, wie sie etwa Fischart im „glückhaften Schiff" bewährt, hat Brentano, das lehrhafte Element glücklich durch ein echt poetisches ersetzend, mit vollendeter Kunst wiedergegeben. Auch Arnim hat in der Einleitung zum „Wunderhorn" an den Heidelberger Dichterkreis des 17. Jahrhunderts erinnert, indem er den Sammler der Poesieen jenes Kreises, Julius Wilhelm Zinkgref, rühmend nennt und Verse von ihm anführt. Opitzische Gedichte aus seiner Heidelberger Zeit fanden im „Wunderhorn" Aufnahme.

Die Universität Heidelberg selbst war eben zu der Zeit, da Brentano die Stadt zum Wohnsitz erwählte, nach langer Verkümmerung von neuem

1886. — Rudolf v. Raumer, „Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland". München 1870. S. 372 folgd. — Hermann Paul, „Geschichte der germanischen Philologie". Straßburg 1889. Grundriß der germanischen Philologie S. 59—63. — Heidelberger Romantik und die Anfänge der Sprachwissenschaft. Beil. z. Münchener Allg. Zeitg. 1886 Nr. 199. — W. Scherer, „Jakob Grimm". 2. Aufl. Berlin 1885. S. 63—153.

*) Mit Vorwort und Anmertungen herausgegeben von K. Bartsch. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. Neudrucke aus dem Mohrschen Verlage Heft 1 und von Ed. Henck, „Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts". Heidelberg 1886. S. 42.

frischen Leben erfüllt. „Dieses Heidelberg scheint mit Macht aufgehen zu wollen," schrieb Jakob Grimm 1805 von Paris aus an Wilhelm. „Es war eine zweite Stiftung, entstanden in einer völlig neuen Zeit und belebt von einem neuen Geist, die erste Universität, die aus dem neunzehnten Jahrhundert hervorging."*) Von Marburg aus war 1804 Georg Friedrich Creuzer, Brentanos „Freund, ein bescheidener geistvoller Mann", als Professor der Philologie und alten Geschichte nach Heidelberg berufen worden. Bettinas Herzensfreundin, Karoline von Günderode, hat sich 1806 aus Liebe zu Creuzer erstochen. Ganz von den Tendenzen der Romantik beherrscht hat er „der neueren Mythologie im weitesten Umfange das Ziel gezeigt, sie als Wissenschaft begründet" (Urlichs). Georg Lorenz Bauer kam 1805 als Vertreter der morgenländischen Litteratur aus Altdorf, aus Jena kamen der Anatom und Physiolog Jakob Ackermann, Schellings Gegner, der Philosoph Jakob Friedrich Fries und 1806 der Botaniker Schelver. Schelling selbst, dessen Philosophie in Heidelberg an Karl Daub einen einflußreichen Verfechter hatte, zu gewinnen, war schon im Juli 1803 ein vergeblicher Versuch gemacht worden; Savigny hatte 1804 die Berufung abgelehnt, sein Rat blieb jedoch bei der ganzen Neuordnung von Gewicht und sein Ansehen in Heidelberg kam auch seinem Schwager zugute. Die von Savigny abgelehnte Professur wurde 1806 Anton Fr. Justus Thibaut übertragen, der in seinen musikgeschichtlichen Studien Berührungspunkte mit Brentano und Arnim hätte finden können, den Romantikern jedoch entschiedene Feindschaft zeigte. 1807 wurde Fr. August Böckh Mitglied des Lehrkörpers, auch er war den Romantikern abgeneigt. In besonderer Ehrenstellung wurde der alte Homerübersetzer Johann Heinrich Voß 1805 zu Goethes Leidwesen von Jena weg nach Heidelberg berufen, und im November 1806 folgte ihm sein Sohn Heinrich als Professor für klassische Philologie. In ihm und seinen Freunden sollte dem romantischen Kreise bald eine erbitterte Gegenpartei entstehen. Noch von Marburg aus hatte Brentano durch Creuzers Vermittlung und dann später noch einmal durch die Autorität Savignys eine Professur der Ästhetik für Tieck durchzusetzen versucht. Creuzer stimmte dem frommen Wunsche aus voller Seele zu. „Wenn ich jetzt," schrieb er im April 1804 an Brentano, „bei meinen einsamen Wanderungen in den mächtigen Ruinen des hiesigen Schlosses unsere neue deutsche Kleinheit fühle, empfinde ich lebhaft, daß hier ein Ort für Männer sei, die das alte große Deutschland im Herzen tragen, für Dichter wie Tieck einer ist, die den alten romantischen Gesang in seiner Tiefe aufzufassen und auf eine würdige Art wieder zu beleben vermögen." Schon im Juli 1803 war Tieck in Heidelberg gewesen und hätte gerne dort seinen „Sternbald" vollendet. Brentano entwickelt in dem Briefe an Tieck vom 22. April 1804 einen Plan, wie in Heidelberg unter Tiecks Leitung eine ganze Gesellschaft die verschiedenen alten Heldengedichte, Nibelungen,

*) Kuno Fischer, Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Universität. Heidelberg 1886.

Parzival, Titurell in einer durch Tieck vorzuschlagenden Form verbinden und bearbeiten sollte. „Ich wollte gern auf alle eignen Arbeiten Verzicht thun und mein ganzes Leben für diese Arbeiten anwenden.“ Tieck hatte 1803 seine Bearbeitung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ herausgegeben und eine ähnliche Ausgabe der Nibelungen stellte er in nahe Aussicht. Trotz Savignys Fürsprache kam Tiecks Berufung nicht zustande; erst im September 1806 traf Meister Ludwig auf der Rückreise von Italien zu kurzem Besuche in Heidelberg ein. Für längere Zeit (Sommer 1806 bis Herbst 1808) wurde ein anderes Mitglied des alten Jenaischen Romantikerkreises, Johann Diederich Gries, der damals bereits seine Übersetzung Tassos veröffentlicht hatte, in Heidelberg seßhaft, in fröhlichem Kreis „als Student unter Studenten“ an seiner Verdeutschung des Ariost arbeitend, aber ohne die Sehnsucht nach seinem geliebten Jena über der „unbeschreiblich reizenden Gegend und dem heiteren sorglosen Leben“*) vergessen zu können. Gries scheint sich von Brentano, der ihn und seine Tassoübersetzung im „Godwi“ verspottet hatte, abseits gehalten zu haben, wie andererseits auch der „ganz unglaubliche Formengewandtheit und alles äußere Rüstzeug des Dichters“ besitzende Romantiker Graf von Löben (Isidorus Orientalis), der von 1804 bis 1807 in Heidelberg lebte, als Haupt einer eigenen kleinen Sondergemeinde Bewunderung suchte.

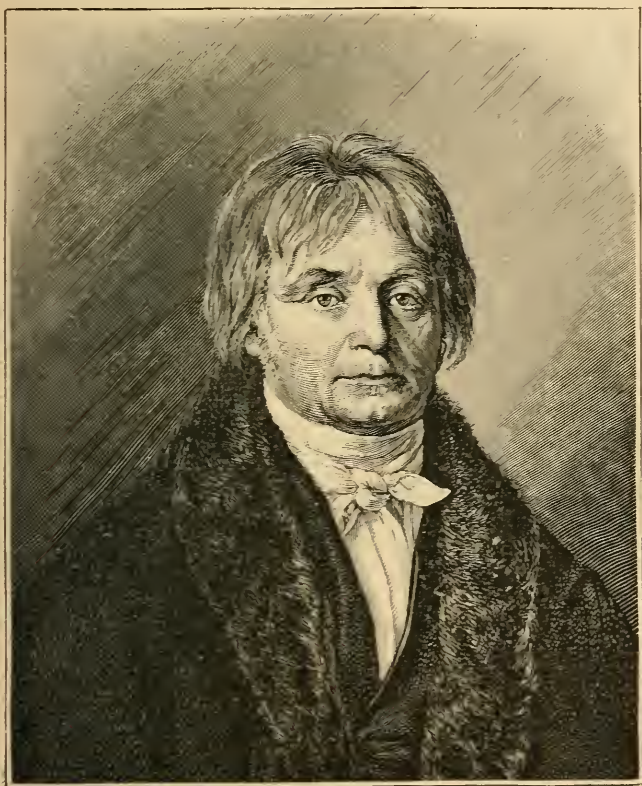
Mehr als ein bloßer Ersatz für Tiecks Wegbleiben war es aber, daß Brentanos alter Schulkamerad, Joseph Görres (geb. zu Koblenz 25. Jan. 1776, gest. zu München 29. Jan. 1848) im Herbste 1806 mit seiner Familie von Koblenz nach Heidelberg übersiedelte und am 14 Nov., ohne eine amtliche Stellung zu bekleiden, seine Vorlesungen eröffnete.

Was Görres, der „Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibende einsiedlerische Zauberer“, für seine Freunde und die Erweckung der Romantik unter der studierenden Jugend damals bedeutete und wirkte, das hat einer seiner Zuhörer in begeisterten Worten gepriesen. „Es ist unglaublich,“ schreibt Joseph von Eichendorff**) in der Erinnerung 'Halle und Heidelberg', „welche Gewalt dieser Mann über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnisvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl. Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen, Arnim und Brentano. Sie bewohnten im „Faulpelz“, einer ehrbaren aber obskuren Kneipe am Schloßberg, einen großen luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchturms ihre Sackuhr vorstellte. Beide verhielten sich zu Görres wie fahrende Schüler“ — Brentano besuchte

*) Aus dem Leben von Johann Diedrich Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. Als Handschrift gedruckt. o. O. [Leipzig] 1855.

**) Aus dem litterarischen Nachlasse Joseph Freiherrn von Eichendorffs. Paderborn 1866.

regelmäßig Görres' Vorlesungen — „zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mild-ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die wie Goethe ihre poetisch



Joseph Görres.

Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen, und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie ins Leben zu mischen, was denn häufig eine Konfusion und Verwickelungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rat und That zu lösen hatte. Auch äußerlich

zeigte sich der große Unterschied. Achim war von hohem Wuchs und auffallender männlicher Schönheit, sein Wesen hatte etwas wohlthuend Beschwichtigendes, Brentano war durchaus aufregend; jener erschien im vollsten Sinne des Wortes wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht,*) das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete, eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respektierte und auch von andern nicht respektiert wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eignen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktmäßig aufspürte und sich somit überall ingrimmige Feinde erweckte. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder oft aus dem Stegreif zur Guitarre sang. Dies that er am liebsten in Görres' einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten: und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florierenden ästhetischen Thees ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein: wie da die dreie alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen, und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischenfuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.

Noch ehe Görres' Beitritt das romantische Triumvirat herstellte, hatten Arnim und Brentano ihre Hauptwaffenthat ausgeführt: im Herbste 1805 ward der erste Band von „Des Knaben Wunderhorn" ausgegeben. Görres' Äußerung, der Taufschein des deutschen Volksliedes laute meist auf die Zeiten hinter Luther, bedarf jedenfalls insoweit einer Einschränkung, als gerade im Zeitalter der Reformation unser Volkslied am kräftigsten hervortritt. Im 13. Bande der National-Litteratur hat der hochverdiente Sammler der historischen Volkslieder der Deutschen „Deutsches Leben im Volkslied um 1530" in trefflichster Weise dargestellt. Dem Begründer der gelehrten neueren Kunstdichtung tönte gerade noch in Heidelberg das Volkslied entgegen, das dann von der Renaissance- und galanten Lyrik fast bis zur Vergessenheit zurückgedrängt wurde. Nicht zu völliger Vergessenheit. Nicht bloß der größte Dichter des siècle de Louis XIV. hat in der zweiten Scene des Misanthrope dem vieille chanson de nos pères, tout grossiers den Vorzug vor der kunstgefügten Modelyrik eingeräumt, auch andere wie z. B. Christian Weise (Nat.-Litt. Bd. 39 S. 246)

*) Marianne Willemer erklärte, Brentano könne nicht von sich sagen: „ich besitze Phantasie, sondern die Phantasie besitzt mich".

meinten, die alten Lieder, allen verständlich, reimten sich viel besser als die neuen Narrenpossen („Jakobs Heirat" 1682). Das Haupt der galanten Poesie in Deutschland, Hofmann von Hofmannswaldau, hielt es nicht unter seiner Würde, das Lied eines Lappländers zu bearbeiten, das nach manchen Zwischenwandlungen bei Chr. Ewald von Kleist 1757 wiederkehrt und das Interesse Lessings erregt, der den naiven Witz und die reizende Einfalt der littauischen Dainos preist. Seit Addisons überall verbreiteter „Zuschauer" (Nat.-Litt. Bd. 42 S. X) das Gefallen am gewöhnlichen Volksleben als Zeichen gebildeten Geschmackes gefordert hatte, begann, allerdings nur sehr langsam, eine Teilnahme für das Volkslied, zunächst für das englische zu erwachen. Die Einführung des gemeinen preußischen Grenadiers, mochte dieser auch nur in wenigen glücklichen Stellen den echten Volkston treffen, mußte der Richtung, die an Gerstenberg einen bereits auf das germanische Altertum hinweisenden Vertreter fand, zu gute kommen. 1765 gab Bischof Percy die Reliques of ancient english Poetry, das eigentliche Vorbild für Brentanos und Arnims Sammlung, heraus; Percys Sammlung regte Bürger zur volkstümlichen Balladendichtung an, aus ihr schöpfte er die Ansichten, welche sich bei ihm zu Daniel Wunderlichs Herzenserguß über Volkspoesie gestalteten (Nat.-Litt. Bd. 78). Nicolais Verspottung des Bänkelsängers Daniel Seuberlich, auf die noch Arnim in seiner Vorrede Rücksicht nimmt, kam der Sache des Volksliedes selbst zu gute. Schon hatte diese einen besonneneren Pfleger, als Bürger war, gefunden. Hamann hatte bei Herder die angeborne Neigung und das Verständnis für Volksdichtung geweckt, Ossians Gesänge wirkten neben Percys Balladen. In Straßburg hatte er dann den jungen Goethe mit seiner Begeisterung für das Volkslied erfüllt. Goethe sammelte im Elsaß Lieder und pries in der „Claudine von Villa Bella" den gescheuten Einfall unserer schönen Geister, alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge aufzusuchen und aus allen Sprachen zu übersetzen (Nat.-Litt. Bd. 88 S. 108), wieder zur Natur zu kehren. Die Teilnahme, welche er Herders geplanter Sammlung damals entgegenbrachte, gab ihm nach Herders Tode volles Anrecht auf die Widmung von Arnim-Brentanos Sammlung. Erst mit dem „Wunderhorn" wurde Herders ursprünglicher Plan, den er nicht hatte durchführen können, verwirklicht. Um „Beiträge zu deutschen Reliques of ancient Poetry" schrieb Herder am 14. August 1773 an Lessing. Allmählich aber pflichtete er der Ansicht von Lessing und Sturz bei, daß es „deutsche Lieder im vollen Kreis des Volkes entsprungen" nicht oder doch nur sehr wenige gebe.*) Wir dürfen mit gerechtem Stolze auf die Weltlitteratur in deutscher Sprache blicken, die Herder mit seinen „Volksliedern" (1778 und 1779) einleitete; im großen Maskenzuge von 1818 hat Goethe den Ergründer des tausendquellig

*) R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. I, 695. II, 93. Herders sämtliche Werke herausg. von Suphan und Redlich Bd. 25. Berlin 1885.

von Volk zu Volke fließenden Gesanges gefeiert. Allein für Herder selbst war es immerhin eine unerfreuliche Notwendigkeit gewesen, statt eines deutschen Percy eine Sammlung zu geben, in welcher den deutschen Nationalgesängen nur eine höchst bescheidene Rolle zufiel. 1773 hatte er gemahnt, mit Eifer deutsche Volkslieder zu sammeln, „jetzt! wir sind eben am äußersten Rande des Abhanges: ein halb Jahrhundert noch, und es ist zu spät!" Vier Jahre später mußte er glauben, selbst bereits zu spät, unwiederbringlich zu spät die Hand an den Pflug gelegt zu haben. Diese Thatsachen muß man im Auge behalten, wenn man Brentanos Geschick und Verdienst als Sammler, die geschichtliche Stellung und Bedeutung des „Wunderhorns" richtig würdigen will. Die zwei befreundeten Romantiker lieferten nicht eine bloße Ergänzung zu Herders Sammlung, sie erst führten das aus, was Herder ursprünglich gewollt und als unmöglich aufgegeben hatte.

Allerdings hatten nach dem Erscheinen von Herders Volksliedern der von Arnim eigens erwähnte A. Elwert (1784), H. F. Bothe (1795) und noch einige andere durch die Herausgabe ungedruckter Reste alten Gesangs und Volkslieder bewiesen, daß Deutschland daran nicht so arm sei, wie Herders Berater gemeint hatten. Trotzdem bleibt zwischen allen bis 1806 zusammengebrachten Resten deutschen Volksgesanges und der dichterischen Fülle des „Wunderhorns" ein ungeheurer Abstand. Gegen die ältere Meinung, die Überreste des deutschen Volksgesanges dürften sich nicht mit dem englischen messen, sprach sich Aug. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen (Winter 1803 auf 1804) aus. Er verwies auf Chroniken und alte katholische Gesangbücher als Hilfsquellen der Bereicherung. „Es fehlt uns noch," sagte der Führer der romantischen Schule und alte Schüler des Lenorendichters, „an einer Sammlung dieser Art, wie die Percysche, welche sich auf einheimischen Volksgesang beschränkte, und sorgfältig alles, was wahren Gehalt hat, sei es Ganzes oder Fragment zusammenstellte."*) Ein ähnlich entschiedenes Eintreten für das deutsche Volkslied findet sich in den vor dem Erscheinen des „Wunderhorns" gedruckten Kundgebungen der Romantiker nicht. Im mündlichen Verkehre wird wohl eher Schlegel von Brentano auf die katholischen Gesangbücher, die dem katholisch Erzogenen vertraut waren, aufmerksam gemacht worden sein, als daß er von dem protestantischen Schlegel einen solchen Quellennachweis erhalten hätte. Brentano muß als Sammler mit den Brüdern Boisserée zusammengestellt werden; das Gesammelte selbst hat er freilich, ihnen ungleich, wieder verschleudert, allein aus einem Teile seiner Sammlungen ist das „Wunderhorn" und Görres' Buch über die deutschen Volkslieder hervorgegangen. Nur auf Grundlage von Brentanos reichhaltiger Sammlung waren damals beide Werke ausführbar. Da man Brentano

*) A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst. Dritter Teil Geschichte der romantischen Litteratur. Heilbronn 1884. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken XIX, 160: Romanzen und andere Volkslieder.

so manche böse Charakterzüge nachträgt,*) muß seine bei einem so eifrigen Sammler fast beispiellose Gefälligkeit, ja Selbstlosigkeit hervorgehoben werden, mit welcher er nicht nur den Freunden Fries, Tieck, Görres, sondern auch so vielen Bekannten die Ausbeutung seiner Schätze freistellte. Handelte es sich um die Erwerbung eines altdeutschen Manuskriptes oder Altarbildes, dann ging freilich nach Görres' Erfahrung der Eifer des Sammlers der Freundschaft vor.

Hofrat Kohler erzählt, wie Brentano im Beginne des Jahres 1802 österreichische und schwäbische Volkslieder von ihm zu erbeuten suchte. Für Bettina hatte er 1801 mittelhochdeutsche Minnelieder bearbeitet, vielleicht im Wetteifer mit Tieck, dessen Sammlung 1803 herauskam. „Um dem Arnim ein Gedicht schicken zu können," reimte er 1802 Balladen im Volkstone, für die er den Stoff der Kölnischen Chronik entnahm. Unedierte Lieder aus dem 14. und 15. Säkulo dachte er im Frühjahr 1804 „nächstens bekannt zu machen". Das Hervortreten des Volksliedes im zweiten Bande des „Godwi" zeigt von Brentanos wachsender Teilnahme. Inzwischen hatte Arnim, der in seinem ersten Roman auch bereits ein Volkslied verwendet, auf seinen Reisen überall dem Volksgesange gelauscht und ward tief ergriffen, als ihm deutsche Lieder auf der London bridge entgegentönten. Bei dem Zusammensein Arnims und Brentanos in Berlin wurden zwei Unternehmungen zwischen ihnen verhandelt: die Gründung eines Journals, an dem nur Frauenzimmer mitarbeiten sollten, und die Sammlung ihrer eignen Gedichte unter dem Namen „Die Liederbrüder". Statt dessen wurde dann in Heidelberg die Sammlung des „Wunderhorns" und die „Zeitung für Einsiedler" im Mohr und Zimmerschen Verlage herausgegeben. Der Verleger Johann Georg Zimmer gehörte dem Arnim-Brentanoschen Freundeskreise an.**)

Im Intelligenzblatt der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung 1805 Nr. 106 erschien, nur A. unterzeichnet, die Ankündigung des zur Leipziger Michaelismesse auszugebenden Buches: „Wir zeigen die erste größere Sammlung älterer deutscher Lieder an, wie sie die Neueren unter dem Namen Romanzen und Balladen begreifen, wie die Vorzeit sie im Gesange erfand und überlieferte, wie sie von uns aus dem Munde des Volks, aus Büchern und Handschriften gesammelt, geordnet und ergänzt sind. Der Reichtum dieses nationalen Gesanges wird der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen, es wird viele überraschen, manche Bemühung unserer Zeit ergänzen oder aufheben. Wir erwarten sehr viel von der festen freudigen Lebensweise dieser Lieder, einen mannigfaltigen volleren Ton in der Poesie,

*) Dem gegenüber sollte man freilich nicht Jak. Grimms Zeugnis (16. Aug. 1809 an Wilhelm) übersehen: „Wenn ich dich nicht hätte, so giebt es nur den Klemens und den Savigny, an den ich vertrauen könnte", und 21. Oktober 1814: „Der Klemens ist gewiß ein guter Mensch, der mir seines Lebens wegen herzlich leid thut".

**) Joh. Gg. Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck u. a. Herausgegeben von Heinr. W. B. Zimmer. Frankfurt a. M. 1888.

einen Anklang von bestimmten, echt-eigenen Gedanken; in anderen eine Anregung mancher halbvergessenen Jugenderinnerung; sie werden nicht bloß gelesen, sie werden behalten und nachgesungen werden; sie umschließen ihrem Inhalte und ihrer Empfindung nach vielleicht den größten Teil deutscher Poesie, sie werden dadurch manches unbestimmte Verlangen befreien, was sich im Viellesen unberuhigt fühlt, sie werden dem deutschen Gemüte wie eine schöne Geschichte erscheinen, die zugleich wahr ist, dem Fremden sind sie eine wunderbare hohe, vielleicht schon untergegangene Bildungsstufe."

So angekündigt erschien im Herbste 1805 der erste, 210 Lieder enthaltende, Goethe gewidmete Band, dessen auf umstehender Seite wiedergegebenes Titelblatt den Namen des Werkes, mit dem auch das erste Gedicht der Sammlung sich befaßt, erklärt. Ein zweites Titelblatt lautet: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Bentano. Erster Band. Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1806. „Sr. Excellenz des Herrn Geheimrat von Goethe" ist das Buch in launig bewundernder Zueignung gewidmet; den Schluß bildet (S. 425—464) Arnims „Sendschreiben von Volksliedern", das teilweise schon vorher in „Reichardts Berliner musikalische Zeitung" abgedruckt worden war. Der zweite und dritte Band erschien im gleichen Verlage zu Heidelberg gegen Ende 1808; das Titelblatt des zweiten S. LXIV (in Arnims Werke aufgenommen) zeigt ein riesiges seltsam geformtes Trinkhorn, an dessen Griffende „drink aus", an der Mündung „o mater dei" steht, im Hintergrunde ein altes Bild von Heidelberg; das Titelblatt des dritten (gleichfalls in Arnims Werken) Bandes S. LXV füllten ein Guitarre spielender Mann und ein zur Harfe singendes Mädchen, zwischen beiden ein Papagei auf einer Stange. Mit eigner Seitenzählung bilden die, auch selbständig ausgegebenen „Kinderlieder"*) den Schluß des dritten Bandes. Nur der erste Band wurde von Arnim 1819 neu herausgegeben, bis auf die „zweite Nachschrift an den Leser" ein unveränderter Abdruck der Ausgabe von 1805. Wohl hatte Arnim Vorarbeiten für eine Umarbeitung des „Wunderhorns" begonnen, er kam aber nicht mehr zu ihrer Verwertung. Erst als Bettina seine Gesamtwerke herausgab, nahm sie die drei Bände des alten „Wunderhorns" als Band 13 (1845; 177 Nummern), 14 (204 Nummern) und 17 (1846; 335 Nummern) in diese Sammlung auf, „im Einverständnis mit den früheren Herausgebern nach den von Achim von Arnim hinterlassenen Vorarbeiten und Korrekturen gänzlich umgearbeitet, wie auch die von allen Seiten Deutschlands hinzugekommenen Varianten gesichtet und die besseren, d. h. ursprünglicheren, die poetisch und wissenschaftlich dem wahren Interesse am lebendigsten

*) Arnim an Zimmer: „In der Arbeit, wo sich eine außerordentliche Zahl schöner Kinderlieder fanden, entwickelten wir den Plan, sie zusammen als Anhang des Wunderhorns abdrucken zu lassen, so daß die ernsthaften Leser nichts damit zu thun hätten, und Sie den Vorteil des einzelnen Verkaufs; es werden vielleicht vier, fünf Bogen, aber wie ich glaube einzig originell, wie es kein Volk als die Deutschen aufzuweisen, so ganz ohne vornehme Herablassung gegen die Kinder, so ganz Kind mit."

Des Knaben Wunderhorn



Alte deutsche Lieder

L. Achim v. Arnim. Clemens Brentano.



Heidelberg, bey Mohr u. Zimmer.
Frankfurt bey J. C. B. Mohr.
1806.



Heidelberg. bey Mohr und Zimmer 1808.

Wunderhorn

Alte deutsche Lieder

A. von Arnim C. Brentano

III.



Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1808.

entsprechen, diesem Werke als ihm eigentümlich zukommend einverleibt worden sind.“ Als Band 21 der sämtlichen Werke fügte L. Erk 1854 noch einen vierten Band mit Register „nach L. von Arnims handschriftlichem Nachlaß“ hinzu. Die ganze Stoffmasse ist kritisch geprüft und verarbeitet worden in der zweibändigen Ausgabe von A. Birlinger und W. Crecelius (Wiesbaden 1873 und 1876), wozu Birlingers „Alemannia“ von ihrem dritten Bande an Nachträge liefert. Einen bloßen Abdruck der ersten dreibändigen Ausgabe besorgte Gustav Wendt (2 Bde. Berlin 1873; zweite Aufl. 1876). Dem Texte der alten Heidelberger Ausgabe folgten auch der Reclamsche Neudruck (Leipzig o. J. Nr. 1251—56) und Boxbergers zweibändige Ausgabe (mit Einleitung und Anmerkungen Berlin o. J.) in der Hempelschen Klassikersammlung. Für die Aufnahme des „Wunderhorns“ bei den Zeitgenossen hat Hoffmann von Fallersleben die Zeugnisse zusammengestellt.*)

Ein treffliches, unsere ganze poetische Kultur förderndes Werk ohne unverständigen Tadel und Widerspruch aufzunehmen, wäre unserer deutschen Gewohnheit vollständig entgegen gewesen. „Das öffentliche Urteil,“ schrieb Arnim in der Zueignung an Goethe, „ist wohl ein kümmerlicher Wirt, dem unsre Namen als Mantel dieser übelangeschriebenen Lieder die Schuld nicht decken möchten.“ Goethe**) täuschte die auf ihn gesetzte Hoffnung nicht und löste sie mit seinem Beifalle ein. In Nr. 18 und 19 der Jenaischen allg. Litt.-Zeitung (21. und 22. Januar 1806) begrüßte Goethe freudig die Sammlung, die in keinem Hause, wo frische Menschen wohnen, fehlen sollte; er warnte vor einer Kritik des mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit Zusammengebrachten und Behandelten; mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß sollten wir den Herausgebern danken. Seinerseits statte er diesen Dank ab durch die Charakterisierung jedes einzelnen der im ersten Bande enthaltenen Gedichte.

Da „unser Aller Meister“ den ersten Band „so recensive verherrlicht“ hatte, erließen im November 1807 Brentano und Arnim gemeinsam eine „Aufforderung altdeutschen Volksgesang betreffend“, in der sie um Einsendung alter Lieder, vorzüglich Romanzen und Balladen bitten. Mit besonderem Eifer bemühte sich Bettina, Lieder fürs „Wunderhorn“ aufzufinden, „dem Klemens und Arnim zu Gefallen“ (Die Günderode II, 147). Arnim selbst behielt das „Volksliederwesen fortdauernd lieb“ und freute sich des Reichtums im zweiten Teile, den er ohne

*) Zur Geschichte des Wunderhorns. Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst 1855. II, 251—282. — Über die Titelbilder vgl. Fr. Pfaff in der Heidelberger Festchronik Nr. 10 und in der Zeitschrift f. vgl. Litt.-Gesch. N. F. I, 264.

**) M. v. Waldberg, Goethe und das Volkslied. Berlin 1889. — W. v. Biedermann, Goethe und das Volkslied. Goethe-Forschungen Neue Folge, Leipzig 1886. S. 320. — Am 9. März 1806 schrieb Goethe (Strehlke, Goethes Briefe I, 42) an Arnim: „Durch das Wunderhorn haben Sie uns eine so lebhafte und dauernde Freude gemacht, daß es wohl billig ist, nicht dem Urheber allein, sondern auch der Welt ein Zeugnis davon abzulegen, um so mehr, da diese nicht so reich an Freuden ist, um reinen Genuß, den man so leicht und so reichlich haben kann, entweder aus Unwissenheit oder aus Vorurteil zu entbehren.“

kritisches Beiwort ausgab; „aufmerksam sind die Leute darauf gemacht, wenn sie ihn nicht verstehen, so sollte es nicht sein und der Teufel mag sie holen" In Übereinstimmung mit Grimms erklärte er sich dagegen, als Brentano (Intelligenzblatt zur Jenaischen allg. Litt.-Zeitung 8. März 1809) in einem Anhang zum „Wunderhorn" auf ein paar Bogen die Geschichte und Litteratur des Volksliedes geben wollte. Wenigstens drei Bände, meinte er, würden dafür erforderlich sein, „denn gerade die bedeutendsten Sachen für die Geschichte der Lieder enthält unsere Sammlung gar nicht, weil sie nie auf die Geschichte, sondern auf das Gegenwärtige Rücksicht genommen. Es ist mir das Ekelhafteste in unserer Litteratur, das viele Schreiben über die Dinge, welches den Dingen Platz nimmt, lieber ein paar Lieder mehr und etwas Gesichtspunkt weniger." Ein Jahr später hatte Arnim seine Ansicht geändert; nun (Intelligenzblatt zur Jenaischen allg. Litt.-Zeitung 10. März 1810) erklärten beide Herausgeber sich bereit mit „Hilfe unserer Freunde Grimm in Kassel den Litteratoren zu gefallen litterarische Anmerkungen zur Geschichte des Volksliedes und unserer Sammlung hinzuzufügen, was bisher außer unserem Plane lag". Sie versprechen einen vierten Band, wenn auch erst in den nächsten Jahren, und danken Goethe für das Eingehen auf ihre Gesinnung. Das breite litterarische Geschwätz, „das in überflüssigen Citaten stolziert", müsse dagegen lebendige Menschen von der Liebe zur älteren deutschen Litteratur zurückschrecken.

Die freudige Anerkennung, die Goethe dem „Wunderhorne" gespendet, fand wohl bei den deutschen Lesern, nicht bei den Recensenten einen Widerhall. Görres freilich erklärte in den Heidelberger Jahrbüchern, daß „die Herausgeber des Wunderhorns die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß sie retteten von dem Untergange, was sich noch retten ließ", und der junge Uhland besang mit begeistertem Gruße „die Lieder der Vorzeit". Um so entschiedener sprach sich Friedrich Schlegel, bei dem die alte Abneigung gegen Brentano mitwirken mochte, gegen das „Wunderhorn" aus. Im Namen der Wissenschaft trugen Büsching und von der Hagen ihre kritische Weisheit wortreich zu Markte; Arnims Abhandlung wurde von Falk wegen Mangels an Geschmack, üppigen Kolorits, Vernachlässigung des Stils, der Sprache und der Zeichnung angeklagt. Verschiedene Recensenten fanden sich, im Gegensatze zu Goethe, durch das, was die Herausgeber geleistet, gar nicht befriedigt. Joh. Heinrich Voß ging einen Schritt weiter, er erklärte im Morgenblatt 1808 die ganze Sammlung für „zusammengeschaufelten Wust, voll mutwilliger Verfälschungen, sogar mit untergeschobenem Machwerk". In seinen Jugendtagen zu Göttingen hatte Voß, mit Bürger befreundet, selber die Sammlung alter Gassenlieder und Geschichten befördert — Nat.-Litt. Bd. 49 —. Die Schlegels hatten aber den durch den allgemeinsten Beifall verwöhnten Verfasser der „Luise" durch die Verspottung im Athenäum schwer beleidigt, und auch ohnedies war in der ganzen romantischen Bewegung genug, was den alten ehrenfesten

Rationalisten mit Abneigung, ja Befürchtung für die freieren Errungenschaften der Aufklärungszeit erfüllen mußte. Als gewissenhafter Philologe fand er die Textbehandlung im „Wunderhorn" mit Recht von seinem Standpunkte aus anstößig; ob sein Standpunkt dabei der rechte sei, die Frage konnte ihm nicht kommen.*) Glaubte er sich doch auch von den in Heidelberg versammelten Romantikern verspottet und angegriffen, nachdem er Arnim freundlich in seinem Hause aufgenommen hatte. So trat er allmählich an die Spitze der weitverbreiteten, den Romantikern feindlich gesinnten Partei.

Goethe meinte einmal, auf Angriffe der Recensenten solle man nur antworten, wenn man beschuldigt werde, silberne Löffel gestohlen zu haben. Der von Voß im Morgenblatt (1808 Nr. 283—284) erhobene Vorwurf der Fälschung ging über das ästhetische Gebiet hinaus, und Arnim drohte im Intelligenzblatt der Jenaischen Litteratur-Zeitung mit gerichtlicher Klage wegen boshafter Verleumdung. Voß steifte sich darauf, daß die Herausgeber nur in der Voranzeige von einem Sammeln und Ergänzen, in der Ausgabe selbst bloß von einem Sammeln der Lieder gesprochen hätten. Arnim betonte dagegen in seiner zweiten Erwiderung, es sei kein einziges Lied aufgenommen, dem nicht ein „älteres Fragment oder Sage zum Grunde liegt, oder eine Änderung, für die ich keinen Grund anzugeben wüßte, aus höherer Kritik oder allgemeiner Verständlichkeit". Von philologischer Textbehandlung waren Arnim und Brentano weit entfernt. Man braucht zu ihrer Entschuldigung nicht erst darauf hinzuweisen, daß die Germanistik als Wissenschaft noch kaum vorhanden war, der unter den Germanisten selbst übel berufene von der Hagen ihre freie Textgestaltung tadelte, die Brüder Grimm dagegen die ihnen eng befreundeten Herausgeber unterstützten. „Ernste Kritiker hier," schrieb Arnim am 3. Dez. 1807 von Kassel aus an Tieck, „sind so wie ich ganz überzeugt, das Ganze müsse entweder mit neuem Saft durchdrungen sich selbst neue Wurzeln treiben, oder in seiner Altertümlichkeit ruhig trocken, unzerbrochen zwischen Papier von einem Geschlechte dem andern übergeben werden." Wilhelm Grimm erinnert in der an Bettina gerichteten Widmung der dritten Auflage der Kindermärchen (1837) sich mit Rührung daran, wie eben während jenes Aufenthaltes Arnim die Brüder zur Herausgabe der Märchen angetrieben hatte. Die Sammlung seiner altdänischen Heldenlieder hat W. Grimm 1811 „dem Freiherrn L. A. von Arnim und Kl. Brentano zugeeignet" und einen Sinnspruch aus der „Gräfin Dolores" vorangestellt. Um philologische Zwecke und Textkritik hat es sich bei der Entstehung des „Wunderhorns" nicht gehandelt. Darauf kam es an, im Augenblicke des Zusammenbruchs der deutschen Nation ihren alten Reichtum zu erschließen, von dem sie selber keine Ahnung mehr hatte. Er sollte nicht als ein schwer zugänglicher Hort aufgehäuft werden, sondern das Gold mußte soweit ungeprägt

*) J. Görres, Johann Heinrich Voß und seine Todesfeier. 1826.

werden, daß es im geistigen Handel und Wandel von einem zum andern gehen konnte. Freude und Stolz an der eigenen Kraft und Tiefe, Anmut und Lebenslust, die aus diesen Liedern tönten, sollten geweckt werden, so viel als möglich sollten sie wieder Eigentum des Volkes werden. Das lebendige Volkslied verändert sich aber fortwährend, diese Fähigkeit der Weiterbildung gehört zu seinem Wesen. Brentano und Arnim waren so durchaus berechtigt, als jüngste Träger des Liedes den Verhältnissen gemäß Änderungen vorzunehmen. Machte sich neben dem guten Dichtermute dabei auch einmal schalkhafter Übermut geltend, so war das noch kein Vergehen an der Wahrheit. Leichtsinnig sind die beiden Freunde nicht zu Werke gegangen, im Gegenteil hatte Arnim seine liebe Not mit Brentanos wechselnden Bedenklichkeiten, „der alle acht Tage, nachdem er sechs Tage daran gearbeitet, das streng Historische daraus zu vernichten, am siebenten behauptete, es solle eigentlich eine Historie des Volksliedes sein und ein paar Verse wieder ausstrich, die übrigen aber stehen ließ". (28. April an Görres 1809.) Um Arnim und Brentano gerecht zu werden, muß man daran erinnern, für wie schwierig ein so gut philologisch geschulter Germanist gleich Uhland die Behandlung der Volkslieder erklärte. Den buchstäblichen Wiederabdruck findet er (Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder II, 982) ebenso unthunlich wie „die leichten Flügel des Volkslieds mit einer gelehrten Fracht von Lesarten zu beladen". Auch er erlaubt sich Weglassungen und bei den Lücken beschädigter Exemplare Ergänzungen. Wenn Uhland 1845 unter allgemeiner Billigung so verfahren durfte, so kann die Volksliedersammler von 1805 kein begründeter Tadel für ihr Verfahren treffen. Nicht daß sie geändert, nur wie sie geändert, ob sie Geist und Ton des Volksliedes zu treffen gewußt, wird das Urteil über ihre Arbeit bestimmen. Und daß sie sich hierin als echte Dichter bewährt haben, beweist nicht nur der dauernde Erfolg des „Wunderhorns". Das Hauptverdienst hierbei darf wohl Brentano in Anspruch nehmen, der schon 1800 in eigenen Liedern den Volkston so herrlich wie vor ihm nur Goethe getroffen hat, während Arnims dem „Wunderhorn" gleichzeitige Dichtungen meist gesucht und verworren sind.

E. Grisebach*) nennt das „Wunderhorn" unser „allernationalstes Buch". Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts, aber nicht die deutsche allein,**) steht in ihrem größten und besten Teile unter dem bestimmenden Einflusse des „Wunderhorns"; es genügt zum Zeugnis hierfür Eichendorff, Uhland, Mörike, Geibel, Greif, Scheffel zu nennen. Die Tonsetzer haben von

*) Grisebach verweist in seiner trefflichen Charakteristik Brentanos — Gesammelte Studien über die deutsche Litteratur seit 1770. Vierte Aufl. Leipzig 1886. Das Goethesche Zeitalter in der deutschen Dichtung. Mit ungedruckten Briefen Brentanos. Leipz. 1891. — auf A. Schopenhauers Anpreisung des Werkes in „Die Welt als Wille und Vorstellung".

**) Kreiten führt Longfellows Urteil, der das Buch beinahe auswendig wußte, an: „Von all euren deutschen Büchern ist es das einzige, das den stürmischsten und zauberhaftesten (the most wild and magic influence) Eindruck auf meine Einbildungskraft bewirkt."

Reichardt bis Robert Franz und Brahms dem „Wunderhorn" neue Weisen entlockt. Die Brüder Grimm haben für ihre Arbeiten über Volkspoesie vom „Wunderhorn" die Anregung empfangen. Wilhelm Grimms erste selbständige Arbeit, die Übersetzung der altdänischen Heldenlieder, reiht sich unmittelbar den Bemühungen Arnim-Brentanos an. Allein auch das volkstümlichste Erzeugnis der verbundenen Romantik und Germanistik, die Märchen und deutschen Sagen der Brüder Grimm stehen in Verbindung mit dem „Wunderhorn". Ende 1805 war die Sammlung altdeutscher Lieder erschienen; 1806 hören wir zuerst von dem Plane der Brüder, altdeutsche Märchen zu sammeln. Das „Wunderhorn" war ja nur ein Glied in der lebendigen Kette, mit welcher die Romantiker Deutschlands Gegenwart und Vergangenheit wieder mit einander verbinden wollten. Brentano selbst beabsichtigte 1808, der Lieder- eine Märchensammlung folgen zu lassen, für welche die Brüder Grimm ihm das für ihre Kindermärchen Gesammelte herzensgern abtreten wollten. Er werde zwar anders damit verfahren als die Brüder selbst im Sinne gehabt, doch „es wäre schlecht, wenn wir seine Güte durch solche Kleinigkeiten nicht erkennen wollten" (Wilhelm 16. Aug. 1809 an Jakob). Noch im Juni 1810 forderte Brentano den Maler Runge auf, einige Bilder für die Sammlung Kindermärchen zu zeichnen, die er in Folio oder Großquart mit deutlichen, großen, bunten Bildern in Holzschnitt bei Zimmer drucken lassen wollte. Zwischen 1807 und 1810 machte Jakob Grimm „einmal dem Klemens einen weitläufigen Plan zu einem deutschen Sammler, darin alle mündlichen Sagen gesammelt werden sollten und ganz Deutschland in gewisse Sammelkreise geteilt war". Wie so viele Pläne Brentanos sind auch die für Sagen und Märchen gefaßten liegen geblieben, denn die testamentarisch verfügte Ausgabe seiner eigenen Märchen hat mit diesem Sammelwerke nichts zu thun. Zur Verwirklichung eines anderen Planes that Brentano wenigstens den ersten, aber auch nur diesen einzigen Schritt. Er wollte, nachdem Goethe mit großer Freude den Plan gebilligt hatte, eine „Sammlung deutscher Volksromane nach den ältesten Ausgaben" veranstalten, „durch Zuziehung der französischen Romane vervollständigt, zugleich gedrängt ohne verstümmelt, modern ohne neumodisch"; als ersten Band sandte er 1808 von Kassel aus an Zimmer das Manuskript des „Goldfadens". „Sie können ihn nur munter wegdrucken, er ist ganz wunderschön und lieblich und sehr selten; mir ist er einer der liebsten, auch weicht er in seiner Art viel von allen den anderen ab. Er ist nicht sehr stark, die Sprache ist sehr schön." So erschien Heidelberg 1809: Der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte, wieder herausgegeben von Kl. Brentano. Mit Vignetten. (371 S.) Die Erneuerung alter Volksbücher hatte Tieck schon 1796 (Nat.-Litt. Bd. 144 I) nicht eben in einwurfsfreier Art in Angriff genommen, Fr. Schlegel war 1806 seinem Beispiel gefolgt. Doch hatten sie wenigstens mit richtigem Griffe wirklich bedeutende ergriffen. Brentanos Wahl war dagegen eine un-

glückliche; Jörg Wickrams (Nat.-Litt. Bd. 24 S. VII; Bd. 33 S. IX) Erzählung*) enthält außer dem einen hübschen Zuge wie Leufried sich die Brust öffnet, um den Goldfaden, das Geschenk der geliebten Grafentochter, unverlierbar darin zu bewahren, nur eine unverbundene Zusammenstellung einzelner oft wiederkehrender Motive, die in ihrer Äußerlichkeit keine Teilnahme erregen können.

Viel wichtiger als Brentanos eigene Erneuerung des alten Volksbuches war die Unterstützung, welche er Görres für seine Arbeit gewährte. Auf Grundlage von Brentanos Sammlungen arbeitete Görres seine treffliche Brentano gewidmete Schrift aus: „Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche teils innerer Wert, teils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Heidelberg bei Mohr und Zimmer. 1807". Im ersten Bande der Heidelberger Jahrbücher (I, 5, 409) lieferte Görres im folgenden Jahre noch einen Nachtrag zu dem „großartigsten Versuch der Popularisierung dieser Litteraturgattung. Niemand hat vor und nach ihm so schön über die Volksbücher geredet" (Fr. Pfaff). Erst 1817 (Frankfurt) gab er dann aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek „Altteutsche Volks- und Meisterlieder" heraus, von denen Arnim im „Gesellschafter" „einiges Lob berichtete". Der in der Zwischenzeit erwogene Plan einer großen vierbändigen Ausgabe altdeutscher Gedichte des gotisch-lombardischen und normännischen Heldenkreises als Bibliotheca Vaticana ließ sich bei dem Mangel an Teilnahme nicht verwirklichen. Nur für die Ausgabe des Lohengrin (Heidelberg 1813) mit der „anfrischenden Einleitung" konnte Jak. Grimm in den Heidelberger Jahrbüchern (kl. Schriften VI, 134) Görres den wohlverdienten Dank aussprechen, nachdem er schon 1811 von der Hagens Angriff auf Görres' Schrift über die Volksbücher nachdrücklich zurückgewiesen hatte

Leider hat man weder in der Germanistik noch auf andern Gebieten in der Folge Jakob Grimms Urteile über Görres genügend beherzigt. Durch die Stellung, welche Görres in einem späteren Lebensabschnitte in religiös-politischen Fragen einnahm, ließ man sich das Bild trüben und überlieferte sein Andenken ohne weiteres einer Partei zur Ehrung und Ausnutzung. Auf Joseph Görres hat aber das ganze deutsche Volk Anspruch; und wer den ganzen Görres wegen der letzten Hälfte seines Lebens preisgeben will, der erwäge erst, wie viel Schuld die erbärmlichen deutschen Zustände daran tragen, daß der Mann unserem nationalen Leben sich entfremdete. Noch 1828 fand Leopold Ranke es billig und höchst vernünftig

*) Der Goldfaden. Eine schöne liebliche und kurtzweilige Histori von eines armen Hirten Son, Lewfrid genannt, welcher auß seinem fleißigen Studieren, Underdienstbarkeyt und Ritterlichen Thaten eines Graven Tochter uberkam, allen Jungen Knaben sich der Tugendt zu befleißen, fast dienstlich zu lesen, Neulich an Tag geben durch Jörg Wickram von Colmar. Getruckt zu Straßburg 1557. — Wickrams Historie vom Ritter Galmy uß Schottland hatte Fouqué schon 1806 in Verse umgearbeitet. — W. Grimms Recension des „Goldfadens" Kl. Schriften I, 260; dem Bruder gegenüber urteilte er: „es ist wenig verändert und ein angenehmes Buch."

vor einem solchen Manne beim Mitbewerbe um die Münchener Professur zurückzutreten. In der Geschichte der Romantik und vorab des Heidelberger Kreises steht der begeisterte Vorkämpfer für Wiedererweckung deutschen Altertums hinter keinem zurück. Er war es, der am 24. Juni 1808 „eine Vorlesung über die altteutsche Litteratur, die erste in ihrer Art", welche an einer deutschen Hochschule überhaupt gehalten wurde, eröffnete. Schöner und ergreifender als er es in dem, im vorliegenden Bande wieder abgedruckten Vor- und Nachwort zu den Teutschen Volksbüchern that, ist überhaupt niemals über die Bedeutung der Erkenntnis der nationalen Vergangenheit für unser Volkstum gesprochen worden. „Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen in die Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt." Im Studium der deutschen Litteratur gewann der ehemalige Franzosenfreund die vaterländische Gesinnung und Stärke, welche 1814 den „Rheinischen Merkur" beseelte.

Wenn wir Nachlebenden es auch in strenger Wissenschaftlichkeit bis an die Sterne weit gebracht haben, zu jener hingebenden, begeisternden Begeisterung, mit welcher die Romantiker, zu denen wir in diesem Zusammenhange auch die Brüder Grimm, Uhland, von der Hagen zählen dürfen, durch Erschließung der deutschen Vorzeit auf ihr tief gesunkenes Volk einzuwirken suchten, können wir nur mit Ehrfurcht und nicht ohne Beschämung emporblicken. In den Tagen des Napoleonschen Imperiums kam dem unkritischen „Wunderhorn", Görres' Volksbüchern und Lohengrin eine nationale Bedeutung zu, wie sie derartigen Arbeiten später unerreichbar geworden. In das Jahr der Ausgabe vom 2. und 3. Bande des „Wunderhorns" fällt Goethes Plan, durch einen Kongreß deutscher Männer die Bande deutscher Kultur und Litteratur, wodurch einzig wir noch als Nation bewahret seien, fester zusammenzuziehen (Goethejahrbuch VI, 166). Daran arbeitete die in Heidelberg versammelte „eigentliche Tafelrunde der deutschen Patrioten" (Böhmer) mit vollem Bewußtsein, tief ergriffen von dem Ernste ihrer patriotischen Aufgabe. Noch 1831 hat Görres es in dem warm empfundenen Nachrufe an Arnims Gruft ausgesprochen:

„Wir hatten an den Ufern des Neckar uns zusammengefunden. Die Zeit, in der wir damals in Heidelberg uns zuerst begegnet, war jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt; der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick, dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wie Deutschland sein altes Kaisertum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete. . . . Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen. Früher hatte Kl. Brentano sich mit ihm

geeint und sein schönes edles Wesen lieb gewonnen, und Arnim hatte sich zu ihm gehalten, und wie verschieden, ja in manchem entgegengesetzt, die beiden Naturen sein mochten, ein Gemeinsames hatte sie verbunden, und ihre Verbindung, in der Folge bei ganz auseinandergehenden Lebenswegen in der Entfernung sich bisweilen wohl lockerer lösend, aber in der Nähe sich immer wieder schärfer anziehend, hat bis zum Tode ausgehalten. . . . Um vielfach geteilte und zerstreute Kräfte zu vereinigen, hatte Arnim die Herausgabe der Einsiedlerzeitung unternommen." Neben der Teilnahme an Arnims Zeitschrift gedenkt Görres auch der von ihm und Brentano unter Jean Pauls Einfluß im Frühjahr 1807 verfaßten Schnurre: „Entweder wunderbare Geschichte von BOGS [Anfang- und Endbuchstaben der Namen der beiden Verfasser] dem Uhrmacher, wie er zwar das menschliche Leben längst verlassen, nun aber doch, nach vielen musikalischen Leiden zu Wasser und zu Lande, in die bürgerliche Schützengesellschaft aufgenommen zu werden Hoffnung hat, oder die über die Ufer der badischen Wochenschrift als Beilage ausgetretene Konzertanzeige. 1807". Das in Brentanos ges. Schriften V, 327 aufgenommene Machwerk „eher die Verfasser selbst als sonst jemand anders ironierend", erscheint heute fast ebenso witzlos als unverständlich. Görres selbst nannte das Ganze „gehörig toll, so daß verehrungswürdige Leute bei Ansicht des ersten Bogens geglaubt haben, ein Verrückter habe das Ding geschrieben". Daß unter Bogs Voß gemeint war, stellte Görres in Abrede, an Beziehungen auf das Haupt der Gegner hat es aber in dieser Heidelberger Lokalsatire nicht gefehlt. Jedenfalls trug sie dazu bei, die Feindschaft gegen die Romantiker und ihre Zeitschrift zu steigern. Als eine Art Gegenstück zu Bogs, freilich auf weit höherer Stufe erscheint Brentanos Satire „Der Philister vor, in und nach der Geschichte". Schon in Jena hatte er drei, vor dem Drucke wohl noch weiter ausgeführte Spottregister losgelassen und dabei Fichtes Abfertigung erfahren, der aus der Geschichte beweisen wollte, „daß eben der Brentano hier der erste und ärgste unter allen Philistern ist". Zum Besten eines halberblindeten Schreibers ließ der Dichter 1811 Berlin 4" die Phantasie, bei der Jean Paul und Fischart zu Gevatter standen, ins Leben ausgehen. Ein Witzfeuerwerk sondergleichen, freilich mehr bezeichnend für den Verfertiger als von tieferen Ideen bewegt. Es fehlt dem wortgewandten Humor zu sehr der positive Gehalt, den jede wirklich packende Satire haben muß. Die „Scherzhafte Abhandlung" ist mit Brentanos Zeichnung in den vierten Band der Schriften aufgenommen.

Die „Ankündigung der allgemeinsten Zeitung. Zeitung für Einsiedler" ist im Januar 1808 ausgegeben worden, unterzeichnet „Die Gesellschaft Herausgeber". Die erste Nummer erschien am 1. April, Nummer 37, die Schlußnummer, am 30. August 1808. Noch im gleichen Jahre gab dann Arnim unter seinem Namen die erschienenen Nummern als Buch heraus: „Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte" mit einer Vorrede „an das

geehrte Publikum". Das äußerst selten gewordene Werk ist von Fr. Pfaff in einem sehr hübschen Neudruck (mit 10 Abbildungen) herausgegeben worden,*) in dessen Einleitung (XCII S.) er die Geschichte der Zeitschrift und des Heidelberger Kreises aus den Quellen zusammenstellt. Pfaffs ausgezeichnete Einleitung ist neben Bartsch' Programm bis jetzt die einzige brauchbare Arbeit für die Geschichte der von Haym nicht mehr behandelten späteren Romantik.

Der Plan zur Zeitung für Einsiedler war von Arnim während eines Aufenthaltes in Kassel im November 1807 mit den Brüdern Grimm verabredet worden. Den aus ihren Beratungen hervorgehenden Entwurf hat ein gleichzeitiger Brief Brentanos an Zimmer aufbewahrt. Besonders reizend denkt er sich „eine Zeitung in der Art des Morgenblattes, aber ganz als sei sie aus der Zeit des Mittelalters oder vielmehr einer imaginären litterarischen Zeit. Sie würde lauter reizende und kuriose Bruchstücke und ganz kleine Geschichten, Sagen, Begebenheiten, Sprüche, Lieder, seltsame Reisegeschichten, Züge aus alten Biographieen und lauter homogene Dinge enthalten, die man in Bücher nicht bringen kann, und welche doch am Ende durch ein gutes Register die Zeitung zu einem einzigen herrlichen Buch, voller Kleinodien unserer alten poetischen und historischen Kunst machten; dann und wann einen trefflichen Holzschnitt oder ein altes Gebäude im Umriß u. dgl. Nichts Modernes, nichts Gelehrtes, nichts Getändeltes, nichts Bekanntes, nichts Langweiliges — eine schöne reizende Kunstkammer, welche sich selbst erklärt, und in welcher sowohl alt als jung sich gerne begrüßen. Goethe gefiel auch dieser Plan" (gleich dem der Herausgabe von Volksbüchern) „sehr wohl." Wenn Arnim dann auch der eigentliche Herausgeber wurde, das Unternehmen selbst war auch hier wie beim „Wunderhorn" von beiden Freunden gemeinsam ausgegangen. Dem von Brentano zuerst dem Verleger entwickelten Plane entsprach die Ausführung in allem Wesentlichen. „So leicht meine Zeitung beginnt," schrieb Arnim am 31. März 1808 an Tieck, „ich wünsche viel Ernsthaftes damit und fühle mich rein von leerer Sonderbarkeit und parteiischer Begrenztheit." Noch 1811 rief er in der Widmung der vier Novellen die Brüder Grimm zu Zeugen an:

> Ihr Freunde wißt, daß ich von keiner Schule,
> Daß ich um keines Menschen Beifall buhle;
> Ihr wißt, daß wir uns oft um Wahrheit stritten
> Und keinen Irrtum an einander litten.

„Stimmungen und Verstimmungen vom Guten und Schlimmen der Zeit, Sehnsucht nach dem Alten und ihr endliches Hinführen zu einer gemeinschaftlichen Wahrheit, die wir Andacht und Religion nennen", wollte er durch seine Zeitung wecken.

*) Freiburg i. B. und Tübingen 1883; zweite (Titel-)Auflage 1890.

Tieck war trotz wiederholter Aufforderungen nicht zur Teilnahme zu bewegen. Goethe blieb ein wohlwollender Zuschauer. „Sagen Sie," schrieb er am 4. Mai an Bettina, „Herrn v. Arnim auch recht viel Schönes. Er hat mir seine wunderliche Zeitung geschickt, worin mich manches gar freundlich anspricht. Ich wünsche, daß er wohl damit fahren möge." Die Wünsche Arnims und Goethes gingen nicht in Erfüllung. Im Januar 1808 hatte Voß in eigener Person den Feldzug gegen die Romantik eröffnet; in der Einsiedlerzeitung glaubten die Gegner das Kampforgan der Romantiker zu erkennen und ihr Erscheinen war denn das Zeichen zum Angriff auf der ganzen Linie. Arnim blieb zwar seinem Grundsatze treu: „Kritik allein gestatte ich nur als Scherz oder über Zeiten, die vor unseren Augen durch veränderte Sprache und Seltenheit der Überbleibsel fast verschlossen." Allein wie die Angriffe auf das „Wunderhorn" ihm und Brentano die Lust zum vierten Bande raubten, so mußten „die litterarischen Balgereien" des Cottaschen Morgenblatts ihm allmählich seine Zeitung verleiden, wie sie ihrem Absatze schadeten. Die ja wirklich vorhandenen sachlichen Gegensätze traten in diesem fortwährenden Geplänkel zurück, so daß der Streit ein unfruchtbarer bleiben mußte. Schon seit dem Sonette Goethes in der „Natürlichen Tochter" war um die Berechtigung des Sonetts ein Streit entbrannt; die Einsiedlerzeitung brachte bereits im zweiten Stücke ein Sonett Arnims, nachdem Voß erst im März in einem Rügesonett Goethe von dieser Unform alter Truvaduren abgemahnt hatte. Im Juni 1808 ließ Voß in der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung (Nr. 128—131) das schwere Geschütz gegen die Sonette spielen. Mochte das Sonett auch zu verschiedenen Zeiten poetischen und unpoetischen Spielereien dienen, es zeugt nicht eben von künstlerischer Einsicht, eine Form an sich in Acht und Bann zu thun, gerade so wie der Glaube an eine allein seligmachende Kunstform nur Mangel an geschichtlichem Sinne bezeugt. Voß wollte mit der Verurteilung des Sonettes die Romantik selbst verurteilen. Mit treffendem Humor berichtete Görres in Nr. 26 der Einsiedlerzeitung über „die Sonettenschlacht bei Eichstädt" (E., der Schriftleiter der Jen. allg. Litt.-Zeit.), in der die Klingdinger von einem erschrecklich großen Heere antiker Verse vernichtet worden. Vollständig mißglückt erscheint dagegen Arnims als Beilage zum letzten Stücke gedruckte Entgegnung: „Geschichte des Herrn Sonet und des Fräuleins Sonete, des Herrn Ottav und des Fräuleins Terzine. Eine Romanze in 90 + 3 Soneten". Diese 94 Sonette samt den Zwischenerklärungen sind entsetzlich witzlos und langweilig und können höchstens Arnims formale Schulung bekunden, obwohl selbst die freiere Formgebung hier recht mangelhaft erscheint.*) Auch das die Zeitung eröffnende Gedicht Arnims „Der freie Dichtergarten", in dem er „nach seiner Weise die

*) Heinr. Welti „Der Sonettkrieg" S. 197—219 der „Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung. Mit einer Einleitung über Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform". Leipzig 1884.

Befreiung der freigeborenen Kunst von der Hörigkeit, in der die erstarrte Regel sie zurückzuhalten sich bemühte, ankündigte" (Görres), ist eine verschwommene, schwer verständliche Allegorie, und ebenso zeigen Arnims übrige Beiträge „Alte Briefe eines Einsiedlers und einer Mohrin die Nonne wurde", „Der Ring. Ein (dramatisches) Gedankenspiel", beide dann in die „Gräfin Dolores" aufgenommen, und kleinere Gedichte ein unklares Ringen nach Absonderlichem. Daneben spendete Arnim freilich auch Besseres, vor allem die schon erwähnte, Goethes würdige elegische Erinnerung an seinen Aufenthalt in Genua, den prächtigen „Rundgesang gegen Unterdrücker des Werdenden in der Litteratur", die an die alte Grazienpoesie erinnernde, sie aber weit übertreffende „Warnung und Ermunterung". Jedenfalls war Brentano mit seinen Beiträgen glücklicher; er gab seine schönsten Gedichte („Der Jäger an den Hirten") und erzählte, mit urwüchsigem Humor gegen Cotta und litterarische Gegner, „Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters. Worin die Volkssage vom papiernen Kalenderhimmel und vom süßen breiten Gänsefuß, nach Erzählungen einer alten Kinderfrau aufgeschrieben vom Herzbruder", vgl. Nat.-Litt. Bd. 33 S. XLIX, und lieferte stilvolle Übersetzungen aus Froissarts Chronik: „Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix", und italienische Novellen. Görres steuerte als Hauptbeitrag Untersuchungen über den „gehörnten Siegfried und die Nibelungen" bei. Wilhelm Grimm gab eine Anzahl Übersetzungsproben aus den altdänischen Heldenliedern und, für den Druck zu spät, seine Untersuchung über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zur nordischen, Jakob Grimm teilte seine „Gedanken: wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" (Kl. Schriften I, 400) mit. Wichtiger als die von Fouqué, Zacharias Werner, beiden Schlegels und Bettina beigesteuerten Gedichte waren die poetischen Beiträge von Uhland*) (u. a. „Der Königssohn und die Schäferin") und Kerner. Zum erstenmale brach der Wellenschlag der Romantik nach Süddeutschland hinüber. Im Athenäum und der romantischen Schule hatten sich nur Norddeutsche zusammengefunden. Die Einsiedlerzeitung begeisterte Landshuter Studenten zur Einsendung von Gedichten, die Arnim trotz ihrer poetischen Schwäche abdruckte. Aus München sandte

*) Uhland meldete am 28. Juli 1808 an Karl Mayer, daß er seine Ballade in die Zeitung für Einsiedler geschickt. Sie „interessierte mich gleich, als ich nur wenige Blätter davon gesehen hatte; die darin herrschende Liebe zur alten Zeit zog mich an. Mir ist diese Zeitung interessant, dem größeren Publikum schwerlich. Wenn mir auch einzelne Aufsätze nicht besonders gefallen, so zieht mich doch das an, was bei andern Journalen so selten ist, diese Zeitung hat einen Charakter, es herrscht ein Geist der Freiheit darin, sie wagt es Dinge aufzunehmen, welche den Redakteurs anderer Zeitungen privatim vielleicht auch nicht mißfielen, womit sie aber doch schwerlich vor dem Publikum aufzutreten wagten. Es freute mich was mir Arnim schrieb: 'so lange die Laune des Publikums meiner Zeitung den Absatz sichert, eine Laune, der ich nicht nachgeben kann, da ich ihr nicht diene, sondern ihr gerade das mannigfaltige vergessene Talent unserer und vergangener Zeit in seinem jetzigen Elend strafend vorhalten möchte'." Uhland fand Ähnlichkeit zwischen dem Einsiedler und dem handschriftlichen Sonntagsblatte des Tübinger Freundeskreises. Unter den Lesern der Einsiedlerzeitung befand sich auch Walter Scott.

der Germanist Docen ein Minnelied, der Maler Runge erzählte in der Hamburger Volkssprache das dann in die Grimmsche Sammlung übergegangene Kindermärchen „Von den Machandel Bohm". Außer den freiwilligen Mitarbeitern wußten sich die Herausgeber auch andere zinspflichtig zu machen. Aus der Hinterlassenschaft seiner Mutter veröffentlichte Brentano „Eine Jugendarbeit des Meisters", eine Parabel Goethes, aus dem Nachlasse seiner Frau Briefe Schillers. Aus Tiecks Handschrift wurden Proben seiner Bearbeitung König Rothers, aus Druckbogen Jean



Der deutsche Michel.

Pauls seine Friedenspredigt mitgeteilt; ungedruckte Gedichte Hölderlins, des Malers Müller wechselten mit Auszügen aus der Königshovener Chronik, aus Tauler, Erasmus, Kaysersperg, Konrad Gesner, Jakob Böhme.

In der Vorrede zur Buchausgabe der Zeitung, welche das Bild des Publikums als „deutschen Michel" bringt, kann Arnim mit Recht sein „Einsiedler-Archiv" rühmen. „Das Gewohnte hat uns nicht bezwungen, und das Auffallende nicht verführt." Nach humoristischem Resignieren über das kurze Leben des Blattes und kräftiger Abwehr der Gegner giebt er „noch ein Wort über das Ganze: Es sucht die hohe Würde des Volksmäßigen darzustellen. Von den ältesten Heldensagen geht es aus, von

den Nibelungen, König Rother u. s. w., wandelt durch die geschichtlichen vom Herzog von Foix, durch die scherzenden im Bärenhäuter zu den geheimnisvollen Kindersagen im Machandelbaum. Begleitend geht damit ein Aufsatz über die Nachahmung des Heiligen, der die sichere Verzweiflung in allem, was den Einzelnen losreißt von dem Allgemeinen, in unserer Zeit ausspricht, eben dahin deuten die dramatischen Gedichte und viele einzelne Lieder, die unendliche Größe jedes Volkscharakters und die Leerheit jeder in sich selbst prahlenden Vaterlandsliebe darzustellen. Im Dom zu Köln wurde in der blühendsten Zeit von Deutschland das köstliche steinerne Tabernakel weggeschlagen, um einen glatten glänzenden Altar zu setzen, der nicht zum Bau des Ganzen gehört, unsere Zeit sieht die einzelnen zerstörten Stücken jenes Tabernakels mit Bewunderung, und ärgert sich über die neue Arbeit; dies betrachte wohl die Eitelkeit der Einzelnen, wie des wohlhabenden, lesenden Publikums, das ich in meiner Anrede und in meinem Bilde vor Augen hatte und nicht mein Volk, das ich ehre und vor dem ich mich demütig als der geringste Diener niederwerfe, mit dem ich nimmer zu scherzen wage."

Die Einsiedlerzeitung mag in der Ausführung hinter dem zurückgeblieben sein, was Arnim vorschwebte; von einer Entwickelung konnte bei ihrer Kurzlebigkeit keine Rede sein. Allein selbst wie sie vorliegt, verdient sie das Urteil von Görres: „Die Journale und Zeitungen flach, trivial und geistlos über die Möglichkeit hinaus, wetteiferten der Mehrzahl nach in der Niedertracht. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der Einzelne nur wenig gegen das Verderben. Aber wie wenig auch immer auszurichten und wie ungleich der Kampf sein möge, es ziemt sich nicht, ihm aus dem Wege zu gehen Das bedachten wir und trugen ein wenig Reisig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer zu zünden, an dem wir uns in der kalten, neblichten Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Unser Blatt war ohne Zweifel weit das beste von allen, die damals erschienen." Görres wußte wohl nicht, daß das Gleichnis von dem in Heidelberg entzündeten Feuer schon von einem andern gebraucht worden war, vom Reichsfreiherrn von Stein. „In Heidelberg," sagte Stein zu Böhmer, „hat sich ein guter Teil des deutschen Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte." Das eine Zeugnis würde genügen, um den Heidelberger Romantikern ihren Platz in der Geschichte des deutschen Geisteslebens zu sichern.

In der Geschichte der Romantik fällt die Einsiedlerzeitung zwischen Fr. Schlegels Zeitschriften „Europa" 1803 und „Deutsches Museum" 1812. Der Unterschied zwischen der ersten romantischen Zeitschrift, dem philosophischen „Athenäum", und der träumerischen Einsiedlerzeitung ist der denkbar größte. Hält man diese beiden romantischen Zeitschriften zusammen, so sieht man recht, wie vieldeutig und eigentlich undefinierbar die Bezeichnung romantisch ist. Eichendorff nennt die Einsiedlerzeitung „ein Pro-

gramm der Romantik, eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen". Und das Tüchtige, Lebensberechtigte überwog dabei jedenfalls bei weitem. Als Arnim Ende 1808 zu Goethe kam, nahm dieser ihn unendlich freundlich auf und erklärte, es sei ihm und andern nie ein so lebendiges Blatt wie der Einsiedler erschienen, dessen Aufhören er und der Herzog bedauerten. Auch im Sommer 1809, als Brentano ihn in Jena besuchte, sprach er „mit ungemeiner Hochachtung von der Einsiedlerzeitung". Des Meisters Lob mochte ihre Begründer für die plumpen Angriffe Baggesens, den „Baggesel" nannte ihn Brentano, während Arnim ihn als „Waller" in der „Dolores" verspottete, und andere trösten.

„Das kalte Neckarloch, über das," nach Creuzers Befürchtung, „der bösen Dünste wegen bald ebenso wenig poetische Vögel mehr fliegen werden, wie über den Avernusschlund wirkliche", sollte „das Dagewesensein poetischer Naturen" doch in einer länger als die kurzlebige Einsiedlerzeitung währenden Zeitschrift spüren. 1808 begannen in des befreundeten Zimmers Verlage die „Heidelberger Jahrbücher" zu erscheinen. Durch Zimmer und Creuzer, der von allen Professoren den Romantikern aufs engste verbunden war und allein auch später verbunden blieb, traten Arnim, W. Grimm und am eifrigsten Görres als kritische Mitarbeiter den Jahrbüchern bei; durch Görres wurde Jean Paul für das Unternehmen gewonnen, beide Schlegel ließen sich hier vernehmen. Voß befürchtete also mit Grund, daß die Jahrbücher gänzlich der Romantik in die Hände fallen möchten. Allein im März 1809 war Creuzer, der den ästhetischen Teil „im besten Geiste" — d. h. im Sinne von Görres und Arnim — leitete, zurückgetreten, nachdem Voß schon Ende 1808 im Cottaschen Morgenblatte den Rat gegeben, wenigstens Arnim nicht mehr recensieren zu lassen. Aber erst im Februar 1811 konnte Heinrich Voß befriedigt melden, daß „all diese Geister wie Arnim und Werner aus unserer Litteraturzeitung ausgetrieben" seien. Da Arnim, wenn er mancherlei gelesen hatte, auch gerne „überall sein Wörtchen mit dreinsprechen" mochte, so hat er es vielleicht ärgerlich empfunden, als ihm die alten „Recensiersprünge" verlegt wurden. Er hat teils unter vollem Namen, teils unter dem Zeichen π—ς eine Reihe von Besprechungen in die drei ersten Jahrgänge geliefert, u. a. von H. F. Jacobis Rede über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck und den Entgegnungen Rottmanners und Amanns. 1809 besprach er den ersten Jahrgang von Rostorfs „Dichtergarten", 1810 Werners „Attila" und sehr anerkennend Fr. Schlegels Gedichte, während Schlegel Arnim und all die andern Fratzen verabscheute (12. Mai 1813 an Tieck). Zu W. Grimms Besprechung von Fouqués „Sigurd" lieferte er einen Zusatz (W. Grimms kl. Schriften I, 242). In die sämtlichen Werke ist sowohl von diesen Recensionen wie von Arnims Beiträgen zu andern Zeitschriften*) nichts aufgenommen worden. Und doch würde

*) Arnim selbst führt unter seinen Arbeiten an: „Über die Frau von Krüdener in der Vesta des B. v. Schrötter; viele kleine Aufsätze in Kleists Abendzeitung; vier Monat

erst die Kenntnis der vielen kleinen Aufsätze und Recensionen ein wahres Bild von Arnims litterarischer Thätigkeit und Stellung geben. Er hat bei einer ausgebreiteten Thätigkeit seinen Namen bescheiden zurücktreten lassen und die Gehässigkeiten der Tieck und Schlegel nicht erwidert. Freilich, meinte er 1812 ärgerlich, alle Kritik komme vom Teufel und klagte in der Widmung der vier Novellen an die Brüder Grimm über das tintenkleckſende Säkulum:

Seit man nun Deutschland nur in Büchern nennt,
Da haben sich die Deutschen drinn getrennt,
Wie sonst im Rat. — Und die vom Rat verbannt,
Die haben sich zur Lit'ratur gewandt,
Entlassene Geschäftsleut' ohne Brot,
Soldaten ohne Glück und ohne Tod.
Für allen Ärger, den sie irgend haben,
Sie wollen sich an der Kritik erlaben. . . .
Und jeder meint den Irrtum zu entdecken,
Worin die dreißig Millionen stecken,
Und was Jahrtausende mit Lust vollbracht,
Das haben sie im Augenblick verdacht;
Sie meinen, daß die Poesie vorhanden,
Damit die Welt daran jetzt geh' zu Schanden.

Das freundschaftliche Zusammenleben der Romantiker in Heidelberg nahm nicht lange nach der Einsiedlerzeitung sein Ende, nachdem schon vorher vielfach Unterbrechungen des Aufenthalts stattgefunden hatten. So hat Arnim im Winter 1805 eine Reise nach Mecklenburg, wahrscheinlich zum Besuche seines Studienfreundes v. Schack, gemacht. Auf der Heimreise hielt er sich in Weimar auf und schrieb (Dezember 1805) in Aug. v. Goethes Stammbuch das Gedicht „Der preußische Adler". Goethe selbst wünschte von Arnim Berichte aus dieser ihm „völlig terra incognita (Mecklenburg), wo noch mancher wackre und bedeutende Mann wohnen muß". Im Sommer 1806, während Arnim zur Kur in Wiesbaden weilte, soll Brentano mit seiner Frau eine im Journal des Luxus und der Moden spöttisch erwähnte Wallfahrt nach Wallthürn unternommen haben.*)

Redaktion des Preußischen Korrespondenten; viele Beiträge zu dem Gesellschafter von Gubitz. Im Gesellschafter bearbeite ich Tagesgeschichte, bald unter meinem Namen, bald ohne denselben." 21. Okt. 1817 an Görres. Böhmer beklagte, daß „die schönen kleinen Aufsätze im Gesellschafter" und eine Charakteristik Hölderlins im Berliner Konversationsblatt, die Arnim selbst besonders schätzte, von der Sammlung der Werke ausgeschlossen blieben. (23. Okt. 1839 an Jak. Grimm.) „Zu den Originalien [von Lotz] in Hamburg. Beiträge zum Litteraturblatt; zu Benzenbergs Hamburger Zeitung; zu mancherlei Zeitungen. Recension über Hardenberg in der Isis [Okens]; mehrere Beiträge zur Wünschelrute von Hornthal Göttingen." L. Geiger bereitet für die Berliner Neudrucke eine Sammlung dieser kleineren Arbeiten Arnims vor.

*) Diel-Kreiten 1, 212 erzählt, Brentano habe dabei die günstige Gelegenheit von Prof. Mereaus Tode benutzt, um seine Ehe kirchlich regeln, d. h. sich nun auch katholisch trauen zu lassen. Prof. Mereau ist am 18. Mai 1825 gestorben. In Bertuchs Journal steht übri-

Am Morgen des 31. Oktober starb Sophie Brentano in der Entbindung. Brentano war der Verzweiflung nahe; sein Bruder Franz und der spätere Bischof, damals Professor Johann Michael Sailer kamen aus Frankfurt den Trauernden zu trösten. Klemens ging mit ihnen ins Vaterhaus und kehrte erst in der zweiten Novemberhälfte nach Heidelberg zurück. Der Tod der geliebten Frau war für Brentano ein viel größeres Unglück, als er selbst und seine Freunde damals ahnen konnten. Mit ihr verlor sein Leben und seine Thätigkeit den ordnenden Mittelpunkt; an ihrer Seite würde sein ganzer Lebenslauf ein anderer geworden sein. „Er ist sehr traurig," schrieb Görres, der mit seiner Frau sich des Vereinsamten treulich annahm, am 25. November an seine Schwiegermutter; „er weiß selber nicht, wozu er sich entschließen soll. Reisen steht ihm nicht an und hier weint er oft, wenn er in den Papieren kramt, oder sonst Dinge sieht, die die Erinnerung in ihm aufregen. Dabei ist er wieder schlagend witzig und oft heiter. Alle Leute sind übrigens mehr oder weniger gegen ihn gespannt und da ist denn immer Hypersthenie auf der einen und Asthenie auf der andern Seite. Ihm ist das keineswegs gleichgültig und er thut alles, um sich gegen uns zu rechtfertigen, wo er denn freilich von seinem Standpunkte immer recht behält. Für uns ist übrigens hier Brentano unschätzbar, er hat eine herrliche Büchersammlung, sehr schöne eigene Arbeiten hat er uns mitgeteilt und seine eigne Person selbst ist interessanter als das beste Buch." Arnim war den Winter 1806 auf 1807 nicht in Heidelberg; im Herbste war er mit L. Tieck auf W. von Burgsdorffs Gut Sandow, infolge der Schlacht von Jena gelangte auch er mit Reichardt nach Königsberg, wo er Freundschaft mit dem Staatsrat Dorow schloß (Nat.-Litt. Bd. 149 I S. CXXXVIII). Um so inniger schloß sich der vereinsamte Brentano Görres an; eine ganze Bibliothek alter und neuer Bücher lasen und sezierten sie zusammen; bei diesen Zusammenkünften entstand der „Bogs". Mit dem Beginne des Frühjahrs hielt er es aber nicht länger aus. Heidelberg, schrieb er am 10. Mai 1807 von Frankfurt aus an Frau Lassaulx, Görres' Schwiegermutter in Koblenz, „that mir weh, als es grün wurde; jede aufgehende Blüte war eine aufbrechende Wunde, jeder Ton ein Schrei nach der Toten". Bald folgte er dem Briefe nach Koblenz und fuhr dann den Rhein hinab nach Holland; einige Wochen soll er in Ostende zugebracht haben. Während dieses Badeaufenthaltes dichtete er die komische Romanze „Lied von einer Französin und Niederländerin, welche die indianische Sklavin zum Seebade begleitet". Im Herbste genoß Klemens mit Arnim zusammen zwei Wochen die berühmte Gastfreundschaft des Reichardtschen Hauses zu Giebichenstein und ging dann mit den Freunden nach Weimar, wo Savignys, Melina und Bettina seit dem 3. November sich aufhielten. „Dort sind wir," berichtet er an Zimmer, „täglich bei Goethe und er bei uns

gens nur von dem Besuche „der Dichterin Brentano mit ihrer Familie" (d. h. Tochter), was Brentanos eigene Teilnahme zweifelhaft erscheinen läßt.

gewesen,*) und haben uns gegenseitig lieb gehabt; sodann ist die ganze Karawane in drei Kutschen nach Kassel gefahren". In innigem Verkehr mit den Brüdern Grimm blieben Arnim und Brentano bis in den Dezember in Kassel, dann erst kehrten sie nach Heidelberg zurück. Zu seinem Unglück konnte Brentano aber auch jetzt nicht seßhaft werden; er kam öfters nach Frankfurt und erregte dort die leidenschaftliche Neigung der Nichte des Bankier Bethmann, Auguste Busmann. Frau Rat schrieb am 8. September 1807 ihrem Sohne: „Demoiselle Busmann hat einen Bräutigam, soll nur noch etwas warten, läßt sich aber von Klemens Brentano entführen, die Hitze ist ganz allein schuld, denn wenn es schlechte Menschen wären, ja da wäre es ein anders, aber es sind alle zusammen edle Seelen, die schwatzen von Grundsätzen, Pflichten, moralischen Ausübungen der Pflichten gegen Eltern, Verwandte u. s. w." Man wird die alte Freundin der beiden Familien gewiß für wohlunterrichtet halten müssen; auch Görres berichtet ein halbes Jahr später: „Brentano hat sich die Braut von Korinth entführt und nun hängt sie ihm auf dem Nacken und hat sich verbissen". Ramberg im Rheinischen Antiquarius (1845 Koblenz II, 1, 119) und Diel-Kreiten nach Privatmitteilungen stellen die Sache umgekehrt dar, Klemens als den Entführten, Auguste als die Anstifterin des Abenteuers. Eine „Überrumpelung des armen Klemens" (J. B. Heinrich) scheint in der That stattgefunden zu haben. Kaum war er mit seiner entführenden Braut in Kassel, so reute es ihn und noch auf dem Wege zur Kirche (Ende Februar?) wäre er gerne von dem ungezügelten Mädchen losgekommen. Ende März konnte Görres nach der Schilderung des Augenzeugen Arnim berichten, in den Brentanoschen Ehestandsgeschichten sei Feuer und Flamme, Blitz, Hagel, Donner, Ehescheidung, Mordgeschichte samt allem Zubehör. Augustes Mutter erklärte, sie sei froh, die Unbändige los zu sein, Brentano möge mit ihr machen was er wolle, nur die geforderte Scheidung verweigerte ihre Familie. Auguste machte schon ein paar Tage nach der Hochzeit den ersten ihrer gewohnheitsmäßigen, scheinbaren Selbstmordversuche, warf den Ehering zum Fenster hinaus, versprach dann Besserung und that alles, was ihren Eheliebsten verdrießen konnte. Arnim sollte die Tolle nach Göttingen zu einer Freundin bringen, man fürchtete aber, „sie bekäme dort Geschichten mit den Studenten". Klemens' Brüder zankten „gar sehr über den Phantasiemenschen, der nichts als Verdruß und Unannehmlichkeit in die Familie bringe". Und doch traf diesmal die Familie, welche die Geschichte zuerst eingefädelt hatte, wohl mehr Schuld, als den Dichter, der darunter genug leiden mußte. Auguste kam zur Besserung in die

*) Goethes Tagebuch erwähnt Savignys und Bettina täglich vom 3.—7. November. 8. Nov. „Ließ Reichardt von Giebichenstein und Arnim sich anmelden, wurden aber auf morgen eingeladen Mittags allein. Nachher Bettina Brentano. Abends Mad. Schopenhauer, wo die sämtlichen Fremden und sonst viele Gesellschaft war, Reichardt und Arnim." 9. Nov. „Mittags Savignys, zwei Demoiselles Brentano, Reichardt, Arnim und Klemens Brentano. Abends Tasso." 10. Nov. „Zu Frau v. Savigny. Nachher mittags Bettina Brentano und Elsermann. Familiegeschichten der ersten. Kam Arnim nach Tische."

Familie des Pfarrers Joh. Heinr. Christian Bang zu Allendorf,*) eines nahen Freundes der Brüder Grimm. Brentano kehrte nach mancherlei bestandenen Abenteuern in verschlimmerter Lage nach Heidelberg zurück und langweilte sich, bis am 21. Juni Arnim von einer Rheinreise wieder eintraf. Allein schon einige Tage später ging Brentano seine Frau abzuholen und siedelte mit ihr noch im Juli nach Landshut über, wo Savigny seine durch Reisen lange unterbrochene Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen gedachte. Damit war er denn endgültig aus dem Heidelberger Kreise geschieden. Sein Wunsch, Görres, der, nachdem alle Aussichten auf eine Professur in Heidelberg geschwunden waren, im Herbste 1808 nach Koblenz zurückkehrte, eine Anstellung in Bayern zu verschaffen, ging erst achtzehn Jahre später in Erfüllung. So blieb Arnim allein in Heidelberg zurück, aber schon am 10. November schrieb er Görres: „In ein paar Tagen sehe ich diese rötlichen Berge nicht mehr, auf denen heute sich die Sonne noch einmal recht lustig zeigt.“ Die Reisepläne nach Koblenz, Straßburg, Landshut gab er auf, um im alten Gleise über Kassel und Weimar nach Berlin zu gehen. Zwischen Frankfurt und Gießen gingen ihm die Pferde durch, er wurde umgeworfen und am Fuße verletzt, so daß er beinahe vier Wochen in Kassel, wo er täglich mit Reichardts verkehrte, bleiben mußte. Dann erst ging's über Weimar in die nordische Heimat.

III.

Als Brentano 1835 an seinen Landshuter Aufenthalt erinnert wurde, lehnte er das Andenken daran unwirsch ab. Es knüpften sich ihm unangenehme Erinnerungen an jene Zeit. Die bayerische Landesuniversität war erst im Sommersemester 1800 von Ingolstadt verlegt worden und eine Neubelebung, wie sie die badische Regierung für Heidelberg herbeiführte, strengten Montgelas und Zentner auch für Landshut an.**) Einen so ausgezeichneten Kreis, wie die Neckaruniversität ihn vereinte, in Landshut zu versammeln, konnte schon deshalb nicht gelingen, weil die Regierung gleichzeitig hervorragende Gelehrte (Jacobi, Schelling, Anselm Feuerbach) an die Akademie der Wissenschaften nach München berief. In München war auch L. Tieck im Herbste 1808 eingetroffen und blieb dort bis zum Frühjahre 1810, meistens leidend. Die Brentanos, vor allem Bettina, die ihn zeitweilig pflegte, unterhielten gutmütig den Verkehr mit ihm, bis sein mißgünstiges Herabsetzen Arnims eine Entfremdung mit den Brentanos herbeiführte. Franz Benedikt Baader, „ein herrlicher Mann“, eben 1808 als ordentliches Mitglied in die Münchener Akademie aufgenommen, bildete

*) Über ihn vergl. Stengel, „Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen“. Marburg 1886. II. 150.

**) K. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. München 1872. I. 650. 697—720. — Emilie Ringseis, Erinnerungen des Dr Johann Nepomuk v. Ringseis, gesammelt, ergänzt und herausgegeben. Regensburg und Amberg 1886. I. 64—106.

eine neue Gestaltung der romantischen Philosophie und Weltanschauung aus, die gerade Brentano sympathischer sein mußte, als die von ihm verspotteten Jenenser Philosophen. Mit Jacobi verhandelte Brentano über Arnims Recension. Mit Schelling war auch seine nunmehrige Gattin Karoline Schlegel nach München gekommen und traf wenigstens bei Tieck mit Bettina und Klemens zusammen. Aus dieser Münchener Zeit stammen ihre scharfen Urteile über das Brentanosche Familienübel, eine zur Natur gewordene Verschrobenheit; „alle die Brentanos sind höchst unnatürliche Naturen".*) So war in Landshut und München wieder ein Teil der zersprengten Romantiker örtlich einander nahegerückt, doch unter Verhältnissen, die irgend ein Zusammenwirken ausschlossen. Aus dem Kreise der um Joh. Nepomuk Ringseis gescharten, dichterisch angeregten Landshuter Studenten, mit denen Brentano freundschaftlich verkehrte, ist nur ein Dichter, der Dramatiker Eduard von Schenk — Nat.-Litt. Bd. 161 S. 357 — hervorgegangen. Wie von den Studenten Ringseis durch seine Teilnahme an der Einsiedlerzeitung so war unter den Professoren „der herrliche Sailer" durch alte Familienbeziehungen Brentano verbunden. Den in München und Landshut zwischen Berufenen und Inländern, Anhängern des Alten und Freunden von Montgelas' Reformen geführten Kampf fand Brentano „zur Verzweiflung des Zuschauers". Sein Schwager Savigny selbst nahm in der „tausendfach für den Nichtkenner unbegreiflich verschlungenen Intrigue, Aufklärerei, Teufelei, Lügenhaftigkeit, Illuminatismus, Astisches (Prof. Ast, Schüler von Fr. A. Wolf), Asthma, Prahlerei, Frömmelei, Armut, Modereligion, Vaterlandsliebe, Bauerneinfalt, Kindlichkeit und Satanismus" eine vermittelnde Stellung ein. Die einzelnen Mitglieder des Savigny umgebenden Kreises hat Bettina in ihren Briefen an Goethe anschaulich geschildert. Klemens durchstöberte auf der 1803 durch Bücherschätze der aufgehobenen Klöster stark bereicherten Universitätsbibliothek eifrig alte Chroniken und vermehrte seine Kunstsammlungen. Zum eigenen Schaffen fand er in Landshut nicht die Muße. Im Frühjahre 1809 erlebte er in Landshut noch die wunderbaren Kriegsmonate (Gefechte bei Landshut am 16. und 21. April) und las auf dem Schlachtfelde Soldatenliebesbriefe auf, die W. Grimm des Abschreibens wert hielt. Mit den „bis zur Anbetungswürdigkeit wohlmeinenden, ungeschickten, unglücklichen Österreichern" war auch Fr. Schlegel in Landshut eingerückt. Hätte Brentano nur nicht den aufreibenden Krieg im eigenen Hause gehabt! Auguste, die „Furia", fiel aus einer Tollheit in die andere, führte in Landshut und München, wo sie den zu Bettina geflüchteten Gatten überfiel, spektakelhafte Vergiftungskomödien auf, bis sie, da Brentano auf Scheidung bestand und sich vor ihr versteckte, endlich zu ihren Verwandten nach Frankfurt zurückkehrte. Im November 1809 war sie zugleich mit Klemens in

*) Recht im Gegensatze hierzu schreibt der junge Jakob Grimm 1805 an seinen Bruder über Kunigunde Savigny: „daß sie gescheit ist, darf ich dir nicht erst sagen, da sie eine Brentano ist und dies schon alles sagt".

Berlin, machte aber „gar keine Efforts" ihn zu sehen,*) ging dann 1816 eine neue Ehe ein und ertränkte sich im Frühjahre 1832 im Main. Brentano pflegte in bitterem Spotte zu sagen, er habe in seiner zweiten Ehe die Hölle kennen gelernt; noch in seinen letzten Jahren fuhr er ein Mädchen an: „Pfui schämen Sie sich, wer wird Auguste heißen? auf die gebe ich alle nichts." Im Prolog zur Gründung Prags hat er das Seegespenst, den Hö'lengeist, der sein weiches Herz zur Geduld gestählt, gebrandmarkt, die After-Circe, die Gottes Seel' in sich entseelt, Gottes Leib in ihrem Leib entleibt.

Brentanos ganzes Leben litt unter den unglücklichen Folgen dieser übereilt eingegangenen Ehe. Die Erinnerung an das von Sophie Mereau ihm gewährte häusliche Glück machte ihm sein Junggesellenleben unerträglich, und als Katholik konnte er, so lange seine geschiedene Frau lebte, nicht wieder heiraten. So ergriff ihn das Gefühl der Unruhe und Heimatlosigkeit, das sich unter dem Eindrucke neuer Enttäuschungen bis zur Abwendung von allem, was er in der ersten Hälfte seines Lebens angestrebt hatte, steigerte. Schon Ende 1808 hatte er Ringseis geklagt: „das Elend der Berufslosigkeit kenne ich aus eigener Erfahrung". Allein gleich Günther, Hölderlin, Kleist und manch anderen war auch für ihn der Sinn der Goetheschen Mahnung vergeblich:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Landshut und München, das zuletzt sein dauernder Aufenthaltsort werden sollte, waren ihm durch seine Frau verleidet, er sehnte sich wieder zu dem treuen Freunde Arnim, mit dem er in Halle zusammentreffen wollte. Über Nürnberg, wo er den ehrlichen hölzernen Kegel, den rührend kindlichen Philosophen Schubert und den berühmten Kanne aufsuchte, und der Bischofsstadt Bamberg ging er nach Jena, wo Goethe ihn wieder freundlich aufnahm; von da zog er nach Halle, wo er nur einige Tage bleiben wollte, aber seinen lieben Wilhelm Grimm fand und mit ihm fünf glückliche, recht fröhliche Wochen in Steffens' Haus verlebte.**) Zwei Tage nach seiner Ankunft meldete Wilhelm seinem Bruder (6. August): „Brentano scheint wieder ein wenig lustiger zu sein und macht viel Spaß, er sieht noch aus wie sonst, nur ein wenig magerer. Wie immer hat er wieder viel interessante Bücher mitgebracht, unter andern höchst merkwürdige spanische Volksbücher aus dem 16. Jahrhundert. Von dem Goldfaden hat er uns ein schönes Velinexemplar mitgebracht. Es erfreut ihn jede freundliche

*) Laut einem mir von Herrn Hans Ziegler gütigst mitgeteilten Briefe Brentanos an Zimmer.

**) H. Steffens, Was ich erlebte. Breslau 1842. VI, 100—116.

Gesinnung und er ist dankbar dafür, so hat er viel Freundliches zu mir gesagt und für dich." Während Steffens in seinen Erinnerungen von diesen Augustwochen nur kurz berichtet: „Wilhelm Grimm war mit Brentano zugleich da, und natürlich bildete die alte deutsche Poesie den Hauptgegenstand unserer Gespräche", geben die gleichzeitigen Briefe Wilhelms an Jakob den vollen schönen Eindruck dieses Zusammenseins wieder. Ursprünglich hatte Brentano über Gotha nach München zurückkehren wollen, da aber Arnim, statt nach Halle zu kommen, Klemens und Wilhelm zu sich einlud, machten sich beide zum Besuche der preußischen Hauptstadt auf. Am 18. September empfing Arnim „liebreich und gütig wie er ist" die Freunde in seiner Wohnung (Viereck Nr. 4).

Als Arnim im Begriffe stand vom Rheine dauernd in die Mark zurückzukehren, hatte er an Görres geschrieben: „Wo ich das Land nicht ansehen mag, hoffe ich auf Landtage voll großer Seelen, Vaterlandsliebe, Aufopferung. Es ist schlimm leben jetzt." Er wollte thätig mitarbeiten an der Aufrichtung seines Vaterlandes. Allein schon am 28. April 1809 klagte er von Berlin aus: „Die hiesigen Landtagsverhandlungen sind zum Teil bedeutend, aber so weit ich es übersehe, kann ich keine Thätigkeit darin bekommen. Statt eines vollständigen Landtags ist nur der alte Ausschuß versammelt, der sehr träge ist." Creuzer gegenüber „lamentierte er kläglich über seine Lage dorten". Unter den ersten Enttäuschungen, die ihm die Heimat bereitete, mag die autobiographische Skizze niedergeschrieben worden sein, die Ariel am siebenten Winterabende vorträgt:

„Ich stamme aus rühmlichem und reichem Geschlechte; meine erste Neigung würde mich zum Soldaten gemacht haben, doch das läppische Wesen, das durch lange Friedenszeit in diesen Stand gekommen, machte ihn mir verächtlich; ich wählte das Buch statt des Schwertes. Was mich ergreift, dem ergeb ich mich ganz, meine ganze Lebensweise entwickelte sich darnach, meinen Büchern, dieser lieben Gesellschaft aus alter Zeit, zu leben, alle Wissenschaften und Künste suchte ich mir nach möglicher Kraft anzueignen.*) Bald genügte es mir nicht, dies allein in mir zu treiben, ich fühlte einen Drang, andere damit zu ergreifen und zu durchdringen, ich knüpfte reisend mit Unzähligen an, wir hofften auf eine schöne Zeit für Deutschland und arbeiteten fleißig, es sollte wie ein wunderbarer allseitiger Spiegel die Welt vereinigen. Schnell über und fort, wie eine wilde Taube im Sturm; der Krieg brach ein, zerschlug den Spiegel. Ich hätte gern mitgefochten, aber ich konnte das Schwert nicht führen; tausend Gewohnheiten hielten mich gefangen, die eben darum sich hielten, weil sie nicht leer, sondern in würdigen Zwecken erworben, doch fühlte ich, wenn

*) „Da unsere Verfassung," erzählt der Rittmeister im 'Landhausleben', „jede Gelegenheit versagte zur Auszeichnung in öffentlichem Wirken, und höchstens etwas Schreibseligkeit belohnt wurde, so kümmerten wir uns nicht um die Weltgeschicke, und überließen der Zeit uns zu holen, womit sie dann auch sehr kurzen Prozeß machte, als weiland Napoleon die Tenne fegte."

ich auch meinen Sinn und meine Bemühung achten mußte, daß ich etwas Verkehrtes getrieben, was in der verderblichen Zeit nicht paßte,*) ich trauerte tief und hoffte dann wieder abwechselnd mit aller Thorheit. Durch die Härte ungerechter Kontributionsverteilung ging für längere Zeit mein Vermögen unter ob es je wieder emporkommt, weiß Gott und die Wucherer.**) Dienen konnte ich nicht, wo ich nicht sicher war zu nützen, es war in meiner Natur unmöglich; ich bin entschieden, lieber nicht zu leben, als etwas zu treiben, wovon ich voraus überzeugt, daß es vergeblich. Wegen einer Armut mußte ich eine Heirat aufgeben, die der einzige mir ganz eigene Wunsch war. Ich zehrte allmählich meine geliebten Bücher auf."***) Die Hoffnung auf eine Befreiung des Vaterlandes hielt Arnim auch in der schlimmsten Zeit fest Im Sittengemälde vom „glücklichen Färber" sprach er 1811 seine Überzeugung aus, „daß etwas Dauerndes nur durch Erziehung begründet ist, und daß jede Weltänderung, die keine innere Beziehung, was von äußeren Erziehungsvorschriften und Systemen ganz verschieden, zur Erziehung hat, wie ein Wolkenschatten vorübergeht" (vgl. das Gedicht „Ahndung" . Wir erkennen den Freund Heinrichs von Kleist, wenn wir im dritten Winterabend Arnim klagen hören, den Deutschen, die mancherlei Tugenden haben, fehle „nur gerade die eine, die wir brauchen können, die Tugend der Rache"; sie sei „das Schwert der ewigen Gerechtigkeit, geschmiedet in ewiger Liebe, geschliffen am höchsten Verstande, geweihet vom tiefsten Schmerze und geschwungen von dem, der dazu berufen; wer sich dieser höchsten Leidenschaft verschließt, der verschließt sich Gott". Der vierte Winterabend schließt mit der Klage, wie vor den Männern des Westens

die Viktoria sank nieder am herrlichen Thor,
Warnend steht es nun da ohne den göttlichen Schmuck ....
Größer sie war als Brandenburgs Thor sie konnte erfassen,
Und so stand auch mein Volk, größer als Brandenburgs Land.
Stürzt auf uns Thoren dies Thor, fort wollt ihr die Göttin uns rauben,
Und vernichtet auch uns, da ihr vernichtet den Ruhm.
Brandenburg, Thor des Sieges, wie bist du also gefallen,
Ein Jahrhundert erwarb, was ein Tag dir geraubt.

Es ist dieselbe Gesinnung und verwandter Ausdruck wie in Kleists kraftvoller Ode auf den Wiedereinzug des Königs, den Arnim „im raschen

*) In der Vorrede zur „Tröst-Einsamkeit" erwidert das Publikum auf des Dichters Klage, daß seine Zeitung so wenig Leser gefunden: „Zum Fühlen und Lernen habe ich eben nicht mehr Zeit, ich habe Einquartierung. — Deutschland, mein armes armes Vaterland, und da liefen uns beiden, mir und dem Publikum, die Thränen von den Augen, und ich konnte nicht mehr scherzen."

**) Varnhagen sagt im Nekrolog: „Ein unglücklicher Vorfall wirkte verhängnisvoll auf sein ganzes folgendes Leben."

***) Auch die sich anschließende Klage über die Preisgabe silberner Prachtstücke des Familienerbes hat, wie Stägemanns Brief an Arnim vom 20. März 1809 zeigt, eine keineswegs erdichtete Grundlage. Arnim hatte an die leitenden Männer in Königsberg „Philippiken gegen das Silberedikt" gerichtet.

Mitlaufen von einer halben Meile" mit ansah. Im Großen konnte er nicht mit eingreifen, so suchte er in seinem Kreise so viel als möglich zu wirken. Bei dem Brande der Petrikirche im September 1809 stand auch Arnim, wie einst in gleichen Fällen der junge Goethe, die ganze Nacht an der Pumpe.

Zu dieser Zeit wohnten bereits Wilhelm Grimm und Brentano mit Arnim zusammen. Brentano wollte anfangs nur drei Wochen in Berlin, wo Hitzig zu seinen alten Bekannten gehörte, bleiben. Ende Oktober entschloß er sich bei Arnim zu überwintern und vielleicht dauernd seinen Sitz in Berlin aufzuschlagen. Seit Friedrich Schlegel im Juli 1797 in Berlin Freundschaft mit Schleiermacher geschlossen, war die Romantik in Berlin heimisch geworden. A. W. Schlegel hielt hier vor zahlreichen Zuhörern seine Vorlesungen, in ernsterer Zeit Fichte seine Reden an die deutsche Nation. Die durch Moses Mendelssohn geistig erweckten jüdischen Familien bildeten litterarische Salons, wie sie vor der Revolution in Paris Einfluß auf Litteratur und Philosophie ausgeübt hatten. Fr. Schlegel, Schleiermacher, Bernhardi, Hülsen, Tieck vertraten in Berlin die neue Schule, dann entwickelte drei Winter hindurch A. W. Schlegel die romantischen Kunstlehren. Ein Kreis junger, der Romantik ergebener Dichter sammelte sich um den Lieutenant Adalbert von Chamisso. Eduard Hitzig, Robert, der Bruder von Rahel Levin, deren späterer Gatte Varnhagen von Ense, Koreff, de la Foye, Neumann, Fouqué u. a. vereinigten sich 1804 zum „grünen Almanach", dessen drei Jahrgänge die junge Berliner Romantik vertraten. Freilich stand diese Genossenschaft in jeder Beziehung weit hinter den Heidelberger Freunden und ihren Leistungen zurück. Der Sturm von 1806 sprengte die Mitglieder des „Nordsternbundes" aus einander. Eben zur Zeit von Brentanos Eintritt in die Berliner Gesellschaft folgte Chamisso einer Berufung als Geschichtsprofessor nach Napoléonville, Varnhagen kämpfte im österreichischen Heere. Ein neuer litterarischer Kreis hat sich erst nach den Freiheitskriegen wieder in Berlin gesammelt. Brentano gefiel sich auch nach W. Grimms Abreise recht gut in Berlin. „Recht angenehm," schrieb er Anfang 1810 an Görres, „lebe ich nun mit meinem Herrn Bruder Grafen; wer Geld hat, borgt es dem andern, aber wir haben meistens beide keins, der preußische Adel ist bettelarm geworden." An anregenden Bekanntschaften fehlte es beiden nicht. Die alten Heidelberger Bekannten Graf Löben und „die beiden guten Eichendorffs" waren eingetroffen; mit dem „etwas eindärmichten Adam Müller" und dem tot gesagten Heinrich von Kleist, „einem sanften ernsten Manne", traten Arnim und Brentano in näheren Verkehr und nahmen an Kleists „Abendblättern" teil.*) Als Brentano über Kleists redaktionelle Eingriffe aufgebracht war, vermittelte Arnim und trat auch nach Kleists Tode nachdrücklich der Verunglimpfung „aus einer jüdischen Feder" entgegen (Nat.-Litt. Bd. 149 I, S. CXXI u. CXLVI).

*) Über die Mitarbeiter der Abendblätter vgl. Th Zolling, Gegenwart 1883 II, 183.

Anfang 1810 berichtete Brentano an Görres, daß er und Arnim jetzt Selbstbiographieen aller Art sammelten und die eigenen aufschrieben. „Ihr sollt das auch, man kann der Welt nichts Interessanteres nachlassen.“ Eine Probe von Arnims Selbstbiographie brachte der „Wintergarten“. Arnim setzte sich mit Scheffner in Königsberg in Verbindung, um von ihm eine Selbstbiographie zu erhalten, und ging mancherlei französische Memoiren durch. „Jetzt und schon seit einiger Zeit,“ schrieb er im November 1809 an Dorow, „hat mich eine mächtige Liebhaberei zu allen Selbstbiographieen geführt, ich habe deren eine große Zahl gesammelt.“ In der von Jakob Böhme handelnden Erzählung des achten Winterabends verspricht er Nachrichten über Böhmes Leben „mit einer ganzen Sammlung frommer Biographieen“. Mit diesem Plane der Freunde, „einst Leben frommer Menschen herauszugeben“, hängt eine spätere Veröffentlichung Arnims zusammen. Zum Reformationsfeste ließ er eine verkürzende Bearbeitung der „Predigten des alten Magisters Mathesius“ Berlin 1817. 4° „mit geistreicher Einleitung“ erscheinen. Die älteste Lutherbiographie (1566), in welcher „der Geist des Luthertums wie in keinem Lehrbuche ausgedrückt ist“, war 1726 (Nürnberg) zum letztenmale im Druck erschienen. Die Erneuerung des Dürerschen Bildes von Luthers Dasein und Wirken erfreute vor allem die Brüder Grimm (Wilhelm 10. März 1818 an Suabedissen), von denen der jüngere in Nr. 11 der „Wünschelrute“ (Kleinere Schriften I, 569) Arnim für die Erfrischung dankte.

Die erste Anregung zu den Autobiographieen ist, scheint es, von Bettina ausgegangen, die 1809 in München ihre Lebensbeschreibung — W. Grimm meinte, sie müßte eine der wunderbarsten Geschichten geben — einem jungen Menschen (Louis Grimm?) diktierte. An Stelle seines Lebenslaufes in Prosa, von dem Klemens in Halle gesprochen hatte, trat in Berlin ein autobiographisches Gedicht in Terzinen, welches sein Hauptwerk, die „Romanzen vom Rosenkranz“ einleiten sollte. Brentano hat später geklagt: „Von mir ist nie etwas gedruckt worden, dem ich volle Anerkennung gebe; alles Erschienene in verwirrter Stimmung mir entrissen.“ Die „mit Begeisterung und Ernst geschriebenen“ Romanzen vom Rosenkranz sollten seine divina comedia werden. Er hatte sie bereits in Marburg begonnen, in Landshut fortgesetzt; während Wilhelm Grimms Anwesenheit in Berlin arbeitete er eifrig daran; Ende 1809 bot er sie bereits Zimmer zum Verlage an. Erst nach des Dichters Tode 1852 sind sie veröffentlicht worden. In der besten Beurteilung, die Brentanos Dichtung bisher zu teil geworden ist, in Hemsens Aufsatz heißt es: „Das Eigentümliche, was die Durchführung einer bestimmten Ansicht über Brentanos Poesie so schwierig macht, liegt in der genauen Beziehung seiner schriftstellerischen Erzeugnisse zu seinem persönlichen Wesen und Inhalt.“ Als sich Brentano am 21. Januar 1810 an Philipp Otto Runge, zu dem er schon im November 1809 nach Hamburg hatte reisen wollen, um Bilder zu den Romanzen wandte, glaubte er ihm das Verständnis für die Dichtung nur durch eine

Beichte über sein ganzes Wesen geben zu können. Schon Böhmer hat die fünf Briefe an Runge*) unter die wichtigsten Zeugnisse für Brentanos Wesen an erster Stelle gesetzt. Runge war bereit, mit seiner Kunst an dem romantischen Werke mitzuwirken; sein den Dichter tief erschütternder Tod (2. Dezember 1810) lähmte auch Brentanos Schaffen. Das später von Böhmer aus Brentanos Papieren Zusammengestellte mag kaum die Hälfte des geplanten Werkes betragen, und selbst in diesem Teile ist manches unfertig, wie z. B. in der 9. und 12. Romanze das Gleiche nur in verschiedener Fassung behandelt wird. Runge gegenüber rühmte Brentano von seiner „geliebten Arbeit", sie habe auf die verschiedensten Menschen „einen gleich angenehmen, ernsten und rührenden Eindruck" gemacht. Böhmer wollte es später nicht gelingen, übereinstimmend günstige Urteile dem handschriftlichen Werke zu gewinnen; Rückert mochte sich mit dem Teufelsspuke dieser Romanzen um so weniger befreunden, als „auch die harte eintönige Form" in dieser unheimlichen Art von Poesie ihn abstieß. Es ist eine so eigenartige Dichtung, daß man ihren Genuß sich durch ein liebevolles Entgegenkommen und Eingehen auf Brentanos Art und Weise erst erwerben muß. In der Durchführung der Assonanzen, die in deutscher Sprache äußerst schwierig sind, hat Brentano eine Sprach- und Formgewandtheit bewiesen, welche die andern Romantiker bei Anwendung der Assonanz nicht erreichten. Fr. Schlegel hat in den Roland-Romanzen 1809 sich die formale Aufgabe sehr erleichtert und ist trotzdem dabei wirklich hart und eintönig geworden. Tiecks, allerdings erster Versuch, die Assonanzen in die deutsche Dichtung einzuführen, hat in der Romanze „Die Zeichen im Walde" (1802) eine lächerliche Mißgeburt gezeitigt. Die Terzinenform, die A. W. Schlegel in seiner Danteübersetzung nur teilweise beizuhalten vermocht hatte, war durch Schelling (1802) und Chamisso (1804) mit Glück in selbständigen Gedichten behandelt worden, aber auch für sie bedeutet Brentanos Einleitungsgedicht zum „Rosenkranz" einen Fortschritt in der dichterischen Technik. Im Inhalte der Rosenkranz-Romanzen mischen sich persönliche Erlebnisse, Geschichte, Sage und Legende in phantastischer Weise. An Dante mag es erinnern, daß alles zugleich als wirklicher Vorgang und als Allegorie gedacht ist. Savigny ist nicht nur als der große Rechtsgelehrte Jacopone einer der Hauptshelden der Dichtung, seine Studien über die Universität Bologna haben dem Dichter den Anhalt für die örtliche und zeitliche Feststellung seiner Erfindungen gegeben. Es ist eigentümlich genug und bezeichnend für die Verbindung der romantischen Dichtung mit den historischen Wissenschaften im Anfange unseres Jahrhunderts, daß die Auszüge, welche Savigny in der Pariser Bibliothek aus noch ungedruckten Geschichtsschreibern von Bologna für seine römische Rechtsgeschichte machte, von Brentano für seine Romanzen benutzt wurden; er führt die noch ungedruckten Geschichtschreiber ausdrücklich als seine Quellen an. Der Rechts-

*) Wieder abgedruckt in Ph. O. Runges hinterlassenen Schriften, herausgegeben von Joh. D. Runge. Hamburg 1840.

gelehrte Jacopone ist Savigny, selbst die Einzelheiten von Savignys Berliner Gartenwohnung finden wir im Gedichte wieder, zugleich wird der Bologneser Doktor mit Fra Jacopone von Todi (gest. 25. Dezember 1306), dem die Dichtung des von Brentano meisterhaft verdeutschten Stabat mater zugeschrieben wird, eine Person. Und wieder wird Savigny zum Eckardt, der den in den Venusberg ziehenden Tannhäuser-Brentano warnt. „Ich sitze vor dem Venusberg und sehe die Bruderliebende, Bettina, und die Günderode eingehen. Eckardt = Arnim ruft. Zu der Geliebten. Leiden, Freuden. Totenkränze 1, 2, 3, 4 Sophie und die Kinder." Apone ist Willemer, Biondette Marianne Willemer, Rosarose Kunigunde Savigny-Brentano, Rosablanka Klemens-Meliores eigene Sehnsucht nach einem reinen Menschenbilde.

Wie Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" und Arnims „Kronenwächter", deren Verwandtschaft und lehrreiche Vergleichung sich von selbst aufdrängt, gehört auch das Epos „Die Erfindung des Rosenkranzes" zu den romantischen Dichtungen, welche als Spiegelbild der ganzen Menschheitsgeschichte großartig entworfen, mit einer Fülle von Phantasie und Gestaltungskraft ausgestattet, aber nach erstem Beginnen unvollendet zurückgelassen sind. Brentanos spätere religiöse Richtung ist in der legendenhaften Dichtung bereits leise vorgedeutet. Zwar hat er auch von dieser die Idee der Erlösung durch christliche Entsagung feiernden Dichtung später in wegwerfenden Ausdrücken gesprochen, sie blieb ihm nichtsdestoweniger vor allen teuer. Der ganze Dichter und Mensch Brentano, beide sind ja in jedem seiner Werke unzertrennbar, mit ihren Schwächen und der Fülle ihrer Gaben leben sie in diesen Romanzen. Da sie nur in der Sammlung der Schriften, niemals allein gedruckt worden sind, ist ihr Leserkreis stets ein sehr beschränkter geblieben.

In den Briefen an Runge, welche die bildliche Ausstattung der Rosenkranz-Romanzen erwägen, hat Brentano den Maler auch um Bilder für seine Kindermärchen gebeten und noch ein anderes gemeinsames Unternehmen in Anregung gebracht. Runge sollte eine Reihe von symbolischen und witzigen Holzschnitten nach dem Muster der „Gedenkbüchlein guter Gesellen" aus dem 16. Jahrhundert liefern, zu denen Klemens erklärende Sprüche dichten wollte, um so ein Erinnerungsbuch herzustellen, das „sich über alles Menschliche verbreiten kann und vom Komischen bis ins Übersinnliche reicht und in aller Jugendhände kommen könnte". Wie viel hat Brentano jeder Zeit unternehmen wollen und wie wenig war ihm auszuführen gegönnt durch die Unrast seiner Natur.

Das Jahr 1810 brachte den verbundenen Freunden die Aufgabe, statt älterer Biographieen den dichterischen Nachruf auf eine dem Leben der Gegenwart unerwartet schmerzlich entrissene Fürstin anzustimmen. Am 19. Juli 1810 war Königin Luise verschieden. Arnim hatte in froheren Tagen ihren Besuch der Universität Halle mit gefeiert; jetzt schrieb er vom Kammermusikus G. A. Schneider aufgefordert eine „Nachtfeier nach

der Einholung der hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin" (Berlin 1810 in der Realschulbuchhandlung)*), die am 18. und 25. August im Saale des kgl. Opernhauses aufgeführt wurde. Arnim selbst meint, die Volksgesinnung sei hier am nächsten ausgedrückt, fremdartiger Kirchenstil und poetische Eigentümlichkeit vermieden, als musikalisches Gelegenheitsgedicht werde die in wenigen Stunden niedergeschriebene Arbeit einigen Wert behalten. Jedenfalls erscheint beim Lesen das Ganze unpoetisch und frostig; da hat Brentano in seiner von Reichardt komponierten „Kantate auf den Tod der Königin Luise von Preußen"**) ganz anders den Herzenston, bald volksmäßig einfach, bald mit erschütterdem Pathos zu treffen gewußt:

Eine Halle ganz von Schmerzen
Bilden ihr des Volkes Reih'n,
Und sie zieht durch tausend Herzen,
Die ihr bittre Thränen weih'n ....
Stillet die Klagen,
Schmücket die Trauer;
Ihr sollt nicht zagen
Vor des Todes Schauer;
Gebet der Erde
Was sie gegeben,
Es blühet Leben
Über dem Grab!

Bei der Einweihung der neu gegründeten Berliner Universität wurde eine von Brentano gedichtete, von Reichardt komponierte Festkantate aufgeführt: Universitatis literariae Cantate auf den 15. Oktober 1810 (Berlin bei J. E. Hitzig 1810. 4°). Rahel hatte wohl recht, von einem „wunderschönen Gedichte" zu sprechen. Außer der allgemeinen Teilnahme hatte Brentano noch besondere Gründe, dem neuen Musenberg voll Gloria Glück zu wünschen, denn die Berufung seines Schwagers Savigny nach Berlin war damals bereits entschieden. Beide Freunde wünschten und hofften, Görres zur Wiederaufnahme seiner in Heidelberg unbelohnt gebliebenen Lehrthätigkeit an der neuen Berliner Hochschule zu bewegen, und Arnim selbst hatte Ende 1809 wegen Übernahme einer Professur, wahrscheinlich für Physik, unterhandelt (Creuzer 5. Januar 1810 an Görres). So mochte Brentano neben der allgemeinen patriotischen Teilnahme, welche in der trüben Zeit die Gründung der neuen Hochschule erregte, noch besondere persönliche Hoffnungen mit dieser Feier verbinden. Neben den Chören

*) Verbesserte Auflage 32 S. 8°. An die Leser. Der Sänger an die Zuhörer (zwei Stanzen). Prolog (in Blankversen). Nachtfeier; sämtl. Werke XXII, 342—347. Goedeke führte eine Ausgabe an Berlin 1811, 8°. (?). Vgl. Arnims Brief an Dorow 20. Sept. 1810.

**) Ebenso wie die Universitätskantate nicht in den Schriften; vollständig abgedruckt 1877 im Anhang zum ersten Bande von Diel-Kreiten. „Ich weiß, daß mein Lied nicht schlecht ist," schrieb Brentano am 10. Januar 1811 der Schwägerin, welche das Gedicht Beethoven und der Kaiserin von Österreich übergeben sollte.

der Lehrer, Studenten, Bürger, Vorsteher, Fakultäten, der Schulen und der Akademie der Wissenschaften läßt er die Stimme des Dichters und der Musen ertönen:

Der König hat gegründet
Ein Haus der Wissenschaft,
Wir Männer stehn verbündet
In seiner Gnade Kraft .....
  Zu dir, zu dir, mein Vaterland,
Mein deutsches Land,
Wend' ich jetzt Stimme, Gruß und Lied:
So lang die Sprache dich verband,
In fester Hand
Der ernsten Künste Lorbeer dir erblüht ....
Was in Gesetz und Maß gegeben,
Lebendig, doch unsterblich währt,
Die Kunst, die Wissenschaft, das Leben
Sie haben ewig sich bewährt.

Während Brentano an den Romanzen, die sein großes Lebenswerk werden sollten, arbeitete, hatte „der Herr Bruder vermöge außerordentlicher Gaben und Schnelligkeit der Feder" eine Reihe größerer Dichtungen „angefertigt". Anfang 1809 (Berlin) hatte er die beiden Teile der Novellensammlung „Der Wintergarten" (sämtl. Werke Bd. 11 u. 12, Bd. 5 u. 6 der Novellen) ausgegeben; 1810 folgte der zweibändige Roman: „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben von Ludwig Achim v. Arnim. Mit Melodieen. Berlin, in der Realschul-Buchhandlung o. J., dem Fürsten Radziwil gewidmet" (348 u. 416 S., Werke Bd. 7 u. 8) und das Drama: „Halle und Jerusalem. Studentenspiel und Pilgerabenteuer. Heidelberg 1811, bei Mohr und Zimmer" (436 S., Werke Bd. 16): „Seinen Freunden und Gevattern C. Brentano und J. Görres widmet dieses Trauerspiel in zwei Lustspielen zur Erinnerung guter und böser Tage in Heidelberg der Verfasser."*) Weitere vier Novellen (Werke Bd. 1) erschienen gesammelt Berlin 1811, der erste Band der „Schaubühne" (Werke Bd. 5 u. 6) Berlin 1813.

Gerade Arnims dramatische Versuche und unter ihnen wieder in erster Linie „Halle und Jerusalem" haben das von Gervinus**) und andern gefällte Urteil über die chaotischen Erzeugnisse wüsten Sinnes hervor-

*) An Görres sandte Arnim das Buch am 4. Dez. 1810 mit den Worten: „Ecce quam bonum, bonum ac jucundum habitare fratres in unum." Im Mai 1811 frug er, ob Görres das Werk denn auch erhalten habe.

**) W. Grimm legte im Briefe an Gervinus 16. Jan. 1813 Verwahrung gegen diese Härte ein: „Bei Arnim haben Sie mit sicherem Takt das Allerverfehlteste von ihm glücklich herausgefunden; was Sie sagen, paßt für Ihre Ansicht recht gut, aber es bezeichnet ihn nicht."

gerufen. Jedenfalls verdiente Arnim ganz und in erster Reihe den Tadel, mit welchem Goethe sich unwillig über die jüngeren Dichter aussprach, die auf die vorhandene Bühne und ihre Bedingungen so gar keine Rücksicht nahmen. Arnims Dramen sind ausnahmslos nur als Lesedramen zu betrachten, während Brentano im „Ponce de Leon“ und den „lustigen Musikanten“ durchaus bühnenmäßig erscheint und selbst die „Libussa“ nur durch ihren Umfang, nicht ihrer Anlage nach bühnenunfähig wird. Shakespeare und Calderon haben auf Arnim wie auf Brentano gewirkt, und zwar schon auf ihre ersten Arbeiten. Schon „Ariels Offenbarungen“ sollten in ihrem größten Teile an die dramatische Form erinnern. Zwischen ihnen und dem Studentenspiel erfolgte eine gewaltige Vertiefung und Entwicklung seiner ganzen Dichtung, der Sinn für das dramatisch Zulässige allein hat sich weniger entwickelt. Jak. Grimm war mit dem von Arnim und Brentano beliebten modernisierenden Umarbeiten alter Dichtungen nie recht einverstanden, während Wilhelm es begünstigte In der Novellendichtung hat Arnim jedenfalls auf diese Weise recht Erfreuliches geleistet; er folgte im wesentlichen dabei dem in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ (Nat.-Litt. Bd. 95) gegebenen Beispiele Goethes, ja der Meister der älteren italienischen und französischen Novellendichtung selbst. Bezeichnend für den Herausgeber des „Wunderhorns“ ist es, daß er fast ausnahmslos nur ältere deutsche Arbeiten zur Grundlage seiner Erzählungen wählte. Das Zurückgehen auf ältere deutsche Dichtungen war aber im Drama viel weniger erfolgreich als in der Novelle.

Gleichzeitig und unabhängig von Tieck hatte Arnim das Studium des älteren Dramas begonnen. 1806 bereits legte er Tieck „Cardenio und Celinde“ von Andreas Gryphius (Nat.-Litt. Bd. 29 S. 113) als staunenswerten Schatz vor. Zur Zeit der Einsiedlerzeitung war er entschlossen, einige Dramen von Gryphius herauszugeben; noch im Frühjahr 1810 staunte Runge, daß Arnims und Brentanos „versprochene Editionen von Tragödien und andern schönen Sachen“ so lange ausbleiben. „Halle und Jerusalem“ ist eine Anzeige beigegeben, in welcher er Freunde der Litteratur wiederholt um Überlassung älterer wenig bekannter Schauspiele für seine „Alte deutsche Bühne“ bittet, deren erster Band „Cardenio und Celinde“ bringen sollte. Der Neudruck erfolgte dann 1817 im zweiten Bande von L. Tiecks „Deutschem Theater“, das an Stelle der von Arnim geplanten Sammlung getreten war. In der Vorrede zu Wilhelm Müllers Übersetzung des Marloweschen Doktor Faustus (Berlin 1818), die Arnims Kenntnisse auch in der englischen Theatergeschichte bewährt, spricht er übrigens noch von der Ausgabe seiner „altdeutschen Bühne“ (die Vorrede ist vom 17. November 1817 gezeichnet). Überarbeitungen altdeutscher Stücke finden wir in der „Schaubühne von L. A. v. Arnim“ (4 Bde., sämtl. Werke Bd. 5, 6, 18 u. 20). Die Posse „Janns erster Dienst“ baut sich sehr frei auf Jak. Ayrers „Fastnachtspiel von dem Engelländischen Jann Posset wie er sich in seinem Dienst verhalten mit

8 (bei Arnim 6) Personen". Auch dies Spiel hat Tieck in seinem „Deutschen Theater" abgedruckt. Das Pickelhäringsspiel „Herr Hanrei und Maria vom langen Markte," das Hanswurstspiel „Der wunderthätige Stein" und das Trauerspiel „Jemand und Niemand" sind Bearbeitungen der „Englischen Komödien und Tragödien" von 1620, (Nat.-Litt. Bd. 23 S LXXI). Arnim selbst hat die Quellen für diese vier und die übrigen sechs Stücke der Sammlung von 1813 in knappen Anmerkungen nachgewiesen. Der Ehre der Aufführung in einer geistreichen Gesellschaft hat sich von den zehn Stücken allein erfreut das Schattenspiel „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies". Für die Entführung der Kaiserin durch den geliebten Ritter ward „das herrliche alte Buch von den sieben weisen Meistern" benutzt; dieselbe siebente Erzählung hat auch Platen 1825 für sein Lustspiel „Der Turm mit sieben Pforten" den Stoff geliefert. Arnim verquickt das Fabliau mit einer Satire gegen die französische Revolution; nach der Entführung der Kaiserin läßt der Kaiser von Rhabarberland die Regierungsmaschine im Stich, die Tiere bemächtigen sich der Herrschaft, sind aber froh, zuletzt den Ritter als Herrscher zu bekommen. An Witz und Poesie fehlt es diesen Scherzspielen keineswegs, besonders dem letzten in Knittelversen abgefaßten; wohl aber an Naivetät und der vom alten Hans Sachs, in dem Arnim wohl bewandert war, so ganz von selbst gefundenen dramatischen Schlagkraft. Das aus einer französischen Anekdote entwickelte Lustspiel „Mißverständnisse" scheint nach der Schlußwendung halb parodistisch gegen Iffland-Kotzebue gerichtet zu sein; steif und ungelenk gehört es fast auf eine Stufe mit Lessings Jugendversuch „Die alte Jungfer". Ungleich besser ausgefallen sind das Schauspiel in drei Handlungen „Die Vertreibung der Spanier aus Wesel im Jahre 1629" und das heroische Lustspiel in drei Aufzügen „Die Kapitulation von Oggersheim". Der geschichtliche Vorgang ist beidemale vom Dichter mit einer Liebesgeschichte in Zusammenhang gebracht. Peter Mülders Vaterlandsliebe erhält durch die Zudringlichkeit des spanischen Gubernators gegen seine Geliebte Susanna verschärften Antrieb. Die ernste und doch von niederländischem Humor durchzogene Durchführung, besonders die Charakterisierung beider Brüder und der Schwester Mülder ist poetisch und dramatisch; der die Handlung schließende Volksgesang „Eine feste Burg" eröffnet aus dem schwankhaften einzelnen Vorgang den ernsten Ausblick in die weltgeschichtliche Bedeutung des niederländischen Befreiungskampfes. Die geschichtliche Thatsache, daß der Oggersheimer Kuhhirte Hans Warsch im dreißigjährigen Kriege die Spanier mit einer Scheinverteidigung zu täuschen verstand und für das von den geflüchteten Einwohnern bereits verloren gegebene Städtchen einen günstigen Vertrag abschloß, wird von Arnim in behaglicher Breite mit Satire gegen die unfähigen Stadtbehörden ausgeführt. Der feindliche Anführer Don Pedro erkennt in der Frau des Kuhhirten seine eigene Tochter und des Generals

Sohn Don Miguel heiratet nach manchem Liebesabenteuer des Warsch Schwester Mathilde. Erinnerungen an Arnims eigenen Aufenthalt in der fröhlichen Rheinpfalz tauchen im Stücke auf, auch an des Malers Müller pfälzische Idyllen (Nat.-Litt. Bd. 81) mag man sich dabei erinnern.

In Prosa sind auch die beiden ernsten Dramen der Sammlung abgefaßt: „Die Appelmänner. Ein Puppenspiel" und „Der Auerhahn. Eine Geschichte in vier Handlungen". Der Bürgermeister Appelmann von Stargardt läßt, durch den rachsüchtigen Pfarrer aufgehetzt, seinen eigenen Sohn Vivigenius, der mit geworbenen Kriegsleuten den Niederländern zu Hilfe ziehen will,*) als der Branddrohung verdächtig hinrichten. Der Scharfrichter Hämmerling versteht es aber den Toten wieder lebendig zu machen. Vivigenius heiratet seine Geliebte, des Pfarrers Tochter Pura, und deren Bruder Theobald des Bürgermeisters Tochter Apollonia Die abenteuerliche glückliche Lösung ist von Arnim erfunden, um „manchen scheinbaren Widerspruch in dem Gemüte der Menschen zu einer wohlthuenden befriedigenden Einheit zu bringen". Erreicht ist diese Absicht kaum; das Verfahren des Stargardter Brutus bleibt im Puppenspiel eine unbegründete und deshalb abstoßende Grausamkeit. Den Vorgang selbst entnahm der Dichter Paul Friedeborns „Stettinischen Geschichten" Stettin 1613. Die Sage von Otto dem Schützen war schon vor Arnim einmal dramatisiert worden, wie sie nach ihm ihre Dichter — Gottfried Kinkels Epos 1843 — gefunden hat. Arnim hatte das ältere Stück nicht gelesen; von seiner eigenen Tragödie gestand er: „in dieser Geschichte ist wenig Geschichtliches". Sie gehört in den Kreis der Schicksalstragödien (Nat.-Litt. Bd. 151). Der Ahnherr der Thüringer Landgrafen Asprian ward in seinem Alter so sehr von der Liebe zur Jagd bethört, daß seine Seele in den Leib eines Auerhahns überging; so lange dieser Auerhahn lebt, soll sein Haus herrschen. Die „tückische Armbrust" des Ahnherrn hat der spätere Landgraf Heinrich der Eiserne als Kind unwissend auf seinen Vater angelegt, was ihm dauernde Verbannung aus des Vaters Augen und damit Haß zwischen Vater und Sohn zuzog. Diesen Haß überträgt nun Heinrich auf seine jüngeren Stiefgeschwister und tötet bei der darüber ausbrechenden Streitigkeit den eigenen Sohn, den frommen Heinrich. Dem waglustigen Otto schenkt er die tückische Armbrust, die ihm zwar beim Preisschießen in Kleve den Sieg gewinnt. Mit ihr aber geht Otto dann auf die seinem Stamme verbotene Auerhahnjagd und ein gespensterhafter Auerhahn lockt ihn vor das Schlaffenster seiner Braut Elisabeth von Kleve. Er sieht, wie sie einen Mönch, Ottos

*) Die in dem Kriegslied „Auf, auf, auf ihr Helden" den gewaltigen Ausdruck findende Aufforderung zum Kampfe gegen Babels Brut wie manche andere Stelle des Stückes ist durch die Ereignisse von 1813 bestimmt. Nach Eichendorffs Urteil sollen „das Grauen, die Ehre, Lust und Not, die den Befreiungskrieg geheimnisvoll vorbereiteten, und die verschiedenartigen Zustände und Stimmungen der Jugend, die ihn ausfocht, in einem alten Puppenspiele sich wunderbar abschildern". — Am 20. Februar 1842 las Fr. Hebbel das Puppenspiel und bemerkte in seinem Tagebuch: „Eine tiefe eigentümliche Schöpfung. Wie konnte dieser Dichter so lange unbeachtet bleiben!"

eigene verkleidete Schwester Jutta, umarmt, und will beide mit seiner Armbrust töten. Im Todesschrecken gelobt Elisabeth, wenn sie gerettet wird, ins Kloster zu gehen. Der Landgraf zwingt Otto, Elisabeth aus dem Kloster zu rauben, hält aber bei Nacht den Sohn für seinen Stiefbruder Otnit, der einen Auerhahn geschossen und die Federn der ihm vom Großvater her verlobten Jutta geschenkt hat. Heinrich und Otto fallen einer von des andern Schwert, Otnit und Jutta erben Thüringen. Die tragische Wendung wie vieles Einzelne ist frei erfunden, aber eine genaue geschichtliche Kenntnis der stürmischen Regierung Heinrichs II. (1328—1376) liegt zu Grunde. Der geschichtliche Otto der Schütz hielt 1338 Beilager mit Elisabeth von Kleve. Die Charaktere, vor allem die Ähnlichkeit und doch wieder starke Abtönung zwischen dem leidenschaftlichen Landgrafen und seinem Sohne Otto, das Stammesgefühl von Heinrichs Stiefbrüdern sind mit Shakespearescher Gestaltungskraft durchgeführt, die Sprache ohne archaistische Künstelei den einzelnen Personen und der Zeit angepaßt; Mönchstum und Feme, die landschaftlichen Gegensätze, das hessische Bergland, die Rheinniederung stimmungsvoll im Hintergrunde auftauchend. Trotz äußerer Berührung ist nichts von der widerwärtigen Rechenkunst der Schicksalstragödien hier vorhanden. Der wilde Heinrich nennt die an den Auerhahn Asvrian geknüpfte Weissagung „thörichtes Gerede des dummen Volks, alle Weissagung ein dummes Spiel des Zufalls". Der heiter besonnene Fürst Hubertus von Kleve vertritt dagegen des Dichters eigene Meinung: „In jeder dunklen Weissagung der Völker liegt ein Glaubenskeim, wie in gewissen heil'gen Träumen, daß alles Leben schon in Gott geahnet sei." Der Traum des Landgrafen, in dem die heilige Elisabeth ihm erscheint, wie sie aus ihrem Rosenkörbchen den im Fegfeuer Gemarterten ungewohntes Wohlsein spendet, ist im edelsten Legendenstile erzählt und darf unter den zahlreichen dichterischen Verherrlichungen der frommen Landgräfin nicht vergessen werden.

Arnims tiefreligiöser Sinn waltet besonders im zweiten Teile von „Halle und Jerusalem"*) vor, das mit einer anderen gleichfalls vor 1813 entstandenen, aber erst 1846 im zweiten Nachlaßbande, Bd. 19 der sämtlichen Werke, gedruckten Dichtung „Die Päpstin Johanna" zusammengestellt werden muß. Anfänglich wollte Arnim „Cardenio und Celinde" von Gryphius neu bearbeiten,**) wie dies Immermann 1826 gethan hat (Nat.-Litt. Bd. 159 I, S. XXIV). Aber es ist, schrieb Brentano an Görres, „etwas Neues, Herrliches draus geworden, eine Doppeltragödie für Juden, ein herrliches lebendiges wunderschönes Trauerspiel, mir die liebste seiner Arbeiten", ja (an Runge) „mit das Liebste in neuer deutscher Kunst". Wilhelm Grimm, der während oder gleich

*) Neu herausgegeben als 3. Heft in Rud. Bergners „Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft". Leipzig 1881.

**) Goethe 23. Okt. 1812 im Gespräche mit Kanzler Müller: „Tieck, Arnim und Konsorten haben ganz recht, daß sie aus früheren Zeiten herrliche Motive hervorziehen und geltend machen". Der sich daran schließende Tadel trifft für Arnim nicht zu.

nach Vollendung des Werkes mit Arnim zusammenlebte, berichtete am 13. November 1809 dem Bruder: „Arnim arbeitet täglich und ich muß immer mehr diesen herrlichen Geist schätzen und ehren. In Zeit von vier Wochen hat er ein Trauerspiel fertig gemacht, nach des Gryphius seinem Cardenio, doch wenig beibehalten, voll unendlicher Schönheit, und alles hat, weil er so ganz ohne Feile und Zwang niederschreibt, einen so zarten Duft und eine seltene Frischheit, man sieht den Geist leis darüber schweben und wallen." Noch 1811 erklärte er Görres: „an dem ersten Teil weiß ich gar nichts auszusetzen". Dem Bruder gegenüber fügte er indessen bei: „Das seltsame Zusammenverbinden kann er freilich nicht lassen und hat einen letzten Akt — Jerusalem. Ein Pilgerabenteuer — noch daran gehängt voll wunderlicher Abenteuer, aber vielleicht giebt er es als ein besonderes Nachspiel. Eine große Anzahl Erzählungen, Lustspiele und dergl. hat Arnim noch vorrätig, daß glaub' ich kein Dichter von solcher Produktion lebt."*) Eigentlich hat Arnim ziemlich viel, die Hauptsituationen fast sämtlich aus Gryphius beibehalten, er hat nur so viel des Neuen und Eigenen hinzugethan, „daß die alten Grundmauern vor den romantischen Fliederbüschen und Rosenhecken ganz verschwunden scheinen". Da er nicht wie Gryphius nach möglichster Wahrung der drei Einheiten streben mußte, konnte er darstellen, was dieser zum Nachteil seines Werkes in eine exponierende Erzählung drängen mußte. In der Schrift „Die teutschen Volksbücher" führt Görres (Nr. 33) zwei gründliche und wahrhaftige Relationen von einem wandernden Juden Namens Ahasverus an, die Arnim, da sie zum Bestande von Brentanos Bücherei gehörten, wohl kannte. Poetisch brauchbar erklärte Görres nur die Idee, wie A. W. Schlegel in der Romanze „Die Warnung" (Musenalamanach f. 1802) sie trefflich benutzt habe. Über Goethes Jugendwerk vom ewigen Juden (Nat.-Litt. Bd. 86 S. 149) war vor 1814 keine Kunde verbreitet. 1812, also nur ein Jahr nach dem Erscheinen von Arnims Dichtung, hat der Juif Errant zum erstenmal die französische Bühne beschritten (Melodram von Caignez), nachdem der sagenhafte Held selber sich zum letztenmale 1774, es geschah zu Brüssel, gezeigt hatte. Schubarts lyrische Rhapsodie war seit 1783 bekannt. Arnims „Ahasverus"**) hat mit den früheren und späteren Dichtungen vom ewigen Juden kaum einen Zug gemein. Nach Arnim ist Ahasverus der Vater von Cardenio und Olympie, er kommt nach Halle, ihre blutschänderische Liebe zu verhindern, er weiß aber auch die sündige Celinde, die Tochter der vom Teufel bei offener Scene geholten Kriegsrätin Tyche, zur Buße zu bereden. Das

*) Wilhelms starke Betonung von Arnims Vorzug steht im Zusammenhang mit Tiecks in früheren Briefen berichteten Geringschätzung der Arnimschen Poesie. Tieck lese „Arnims Gedichte, die doch reicher, wenn auch nicht so klar und klassisch sind, wie seine, gar nicht und behaupte davon, es sei ganz ordinäres Zeug, ihm und Schiller nachgesagt". Tieck urteilte auch später (1822) noch höchst ungünstig über Arnim.

**) Die Ausgabe von 1811 hat als Titelblatt Holbeins Ahasverus nach Zeichnung von Louis Grimm, der nicht ohne Unterstützung Arnims bei Heß in München lernte. Er schuf damals auch ein von Goethe gelobtes, von Brentano verworfenes Bildnis Bettinens.

dem Cardenio an Olympiens Stelle erscheinende Gespenst und Celindes frevelhafter Versuch, das Herz des toten Liebhabers zur Bereitung eines Liebeszaubers auszuschneiden, finden wir bei Arnim wie bei Gryphius, außerdem aber auch den Geist von Cardenios Mutter. Der Schauplatz aller Begebenheiten ist Halle. Der Privatdocent Cardenio steht als eine durchaus Faustische Natur im Mittelpunkt eines durch Studien, Feste und Fechten reichbewegten Studentenlebens. Sein Gegner, der Philosoph Wagner, hat von Fausts Famulus nicht bloß den Namen. Der Geldverleiher Jude Nathan mit seiner Familie wird in einer Reihe humorvoll ausgeführter Scenen dem idealen Studentenleben entgegengesetzt.*) Bei einem Stechfeste der Halloren gewinnt der als Hallore verkleidete Cardenio den von Olympie ausgeteilten Preis; das Motiv hat Hoffmann in „Doge und Doggeressa“ verwertet. Giebichenstein und die frohen Fahrten auf der Saale werden geschildert, Ständchen und Lieder unterbrechen den lebhaften Prosadialog. Das Pilgerabenteuer steht, wie schon W. Grimm nach der Handschrift urteilte, dem Studentenspiel bei weitem nach. Ahasverus, Cardenio und Celinde auf der Seefahrt nach Jerusalem werden während eines Sturmes als Wettermacher ins Meer geworfen. Lysander mit Olympie sind auf einem englischen Kriegsschiffe, auf dem die Taufe ihres Kindes erfolgt. Die Kämpfe der Engländer unter Sidney vor Akre werden vorgeführt. Die nur in der Napoleonischen Zeit mögliche und entschuldbare Begeisterung für das räuberische, jedes Recht brechende England findet hier ihren Ausdruck. An Anspielungen auf Zeitereignisse und satirischen Ausfällen nach allen Seiten ist in beiden Teilen des Dramas kein Mangel. Inzwischen haben Ahasverus und Cardenio-Celinde von einander getrennt in der Wüste Buße gethan. Cardenio liest der ihn noch immer liebenden Maria Magdalena aus einem alten Buche die Historie des heiligen Bischofs Gregorii auf dem Stein (Görres' Volksbücher Nr. 45)**) vor. Nach der Vereinigung mit Ahasverus ziehen sie aus der Wüste wie Olympie und Sidney mit dem schwerverwundeten Lysander von Akre aus nach Jerusalem. Auch andere Hallenser Studenten der Waisenhäuser als Missionar, der Kümmeltürke als Botaniker, Dienemann als Diener, sind nach Palästina gekommen; Erscheinungen necken sie in der Wüste, die Riesenjungfrau mit dem Storche giebt ihnen Rätsel auf, Araber nehmen sie gefangen. Ein verliebter Mohr und ein gottseliger Einsiedler, die Haremsfrauen des Bassa und Klosterleute füllen Zwischenscenen. Von großartiger Auffassung zeugt mitten in diesem wirren Treiben die Scene „die Aussicht nach Jerusalem“. Mohamedaner und Christen nach Mekka und Jerusalem pilgernd treffen sich

*) In der Vossischen Familie skandalisierte man sich baß an Arnims ungebührlichen Handhaben der Mystik: „Aber Talent zu komischen Darstellungen,“ schrieb Heinrich Voß am 21. Febr. 1811 an Lotte Schiller, „hat er gewiß. Es stäke vielleicht ein Holberg, ein Molière in ihm.“

**) Hartmanns von Aue Dichtung war noch unbekannt; Jak. Grimm an Wilhelm, Straßburg 21. Juni 1814.

an einem uralten Wüstenbrunnen Im Gedränge zur Auferstehungsfeier werden Cardenio und Celinde von den Vertretern der verschiedenen christlichen Konfessionen zu Boden getreten, sterbend begrüßen sie Olympien, die nach Lysanders Tod ins Kloster zu Jerusalem eingetreten. Ahasverus ist schon vorher in der heiligen Grabeskirche selig entschlafen und von drei geheimnisvollen Alten (Enoch, Moses, Elias) hinweggenommen worden, nachdem er die Brandstiftung der Juden verhindert. „Der Dichter" schließt das Spiel:

Schaffen zeigt sich im Verwandeln,
Ernst verwandelt sich in Spiel,
Dieses ist der Worte Ziel,
Doch des Lebens Ziel ist Handeln.

Auf ein älteres Drama geht auch die Päpstin Johanna zurück. Im zweiten Bande von Gottscheds „Nötigem Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (Nat.-Litt. Bd. 42 S. LXXXIII) war das 1480 von Theodor Schernbeck zu Mühlhausen in Thüringen verfaßte Spiel von Frau Jutten in einer Bearbeitung der Reformationszeit als das älteste Trauerspiel so ein deutsches Original heißen kann, veröffentlicht worden. In der „Gräfin Dolores" (II, Kap. 6) wird in dem sicilianischen Kloster des heiligen Laurentius durch Veranstaltung der Mönche und zum Verdrusse des Priors statt eines neueren guten italienischen Stückes des Metastasio nach alter Volksgewohnheit die „Päpstin Johanna" gespielt. Die im Roman mitgeteilte Inhaltsangabe stimmt weder mit dem alten deutschen Spiele noch mit Arnims Dichtung, aus der Johannas naturbeseelendes Selbstgespräch mit Blumen, Brunnen, Vögeln, Käfern und des Lehrers Zorn darüber aufgenommen ist (s. unten) Ein abgeschlossenes Zwischenspiel „Die Frühlingsfeier" aus der „Päpstin Johanna" hat Arnim 1813 in der „Schaubühne" als Nachspiel gesondert veröffentlicht. Johanna, die Tochter eines vornehmen Angelsachsen ist durch den Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis — das Faustmotiv — dazu gekommen, in Männerkleidung zu Ingelheim und Paris zu studieren. Der Teufel verleitet die nach Ruhm und Gelehrsamkeit Strebende als Kleriker nach Rom zu gehen; sie wird Kardinal und Papst;*) als sie aber einen Teufel aus einem Besessenen austreiben soll, verkündet dieser ihr Geschlecht. Bald darauf stirbt sie im Gebären. Schernbeck läßt sie durch Dazwischentreten der Jungfrau Maria — das ganze Spiel gehört gleich dem Theophilus**) in die Reihe der Miracles de Nostre-Dame — aus der Hölle erlöst werden.

Arnim hat in seiner nach allen Seiten erweiterten Dichtung die erzählende und dramatische Darstellung neben einander gebraucht, für die

*) Über den angeblich 855 zur Herrschaft gekommenen Pseudopapst Johannes VIII. vgl. J. v. Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters. 2. Aufl. Stuttg. 1890.

**) A. Reichl, Die Beziehungen zwischen Th. Schernbecks spil von Fraw Jutten und dem niederdeutschen Theophilus. Arnau 1890.

letztere durchaus den Vers anwendend; vielleicht fehlt dem Ganzen noch die letzte ausgleichende Überarbeitung, jedenfalls sind in dem ersten Drucke (1846) gereimte Verse an vielen Stellen irrtümlich als Prosa gedruckt. Lucifer, der auf der alten Urheimat der Deutschen, der großen Island, sein Laboratorium und den Sitz falscher Wissenschaft gegründet, verliert, da er überall vor dem Kreuze weichen muß, seinen Diener, den Riesen Oferus (Onofrius). Aus Zorn will er wissenschaftlich ein Kind aus Stoffen erzeugen,

auf daß es meinen Geist im Leben
weit übern Nazarener mag erheben. —
Merlinsage (Nat.-Litt. Bd. 159 II).*)

Melancholia hat von Oferus ein Mädchen empfangen, das ganz verloren

Zum Tummelplatz der Leidenschaft ist's erkoren,
Das böses Blut in allen Adern trägt,
In dessen Herzen keine Liebe schlägt.

Dies Kind legt Melancholia Lucifer unter eine krystallene Glocke, der entzückt ist

Durch eigenen Scharfsinns allerhöchste Kunst
Den Menschen frei vom Menschen mir zu bilden.

Selbst daß es ein Mädchen ist, freut ihn, da von einem Knaben entsprang die Macht, die du sollst untergraben. Zur Erziehung übergiebt er das Kind einem der schrecklichsten Philologen Islands, Meister Spiegelglanz. Von Paris gelangt Spiegelglanz an den Rhein, wo Oferus jetzt als Christoforus als Fährmann wohnt. Mit Johanna, die er von Anfang als Knabe ausgiebt, wird er in die Pfalz aufgenommen; sie schließt innigste Freundschaft mit dem jungen, vor seinen schlimmen Verwandten verborgen gehaltenen Pfalzgrafen. Spiegelglanz, der das Kind eigentlich haßt und fortwährend grausam mißhandelt, wird dann Lehrer an der Domschule zu Mainz und verlangte von seinen armen Schülern, „was nicht zu verlangen war, daß sie da fortfahren sollten, wo er in seiner Bildung stehen geblieben, da doch jeder Mensch die ganze Weltgeschichte durchmachen muß ehe er mit der Welt leben, mit ihr fortschreiten kann". In Spiegelglanz und Johannes stellt Arnim den Gegensatz des beschränkten Verstandes und des Genius dar, wie nach Schillers Auffassung in Mephistopheles und Faust der Gegensatz von Verstand und Vernunft zur Darstellung kommen sollte. Johannes mit seinem tiefen Naturempfinden gehört der Romantik, Spiegelglanz der Aufklärung an. Gerade die in der „Dolores" mitgeteilte und in vorliegender Ausgabe wiedergegebene Scene erinnert an Tiecks Garten der Poesie im „Zerbino". Durch Vermitte-

*) Tiecks deutsche Ausgabe des altenglischen Schauspiels „Die Geburt des Merlin" ist erst 1829 erschienen, Arnim hat die Sage aber jedenfalls aus Dorothea Schlegels „Geschichte des Zauberers Merlin" 1804 gekannt. Goethes Homunkulus-Dichtung ist erst nach seinem Tode bekannt geworden.

lung des als gelehrter Grieche Chrysoloras auftretenden Lucifer erhält Spiegelglanz vom Mainzer Bischof die Mittel zur Reise nach Rom. Hier nun beginnt der Wunderknabe, für die Römerin Stephanie entzündet, dann in ihm selbst unerklärlicher Regung den Pfalzgrafen liebend, seine höhere Entwickelung. Mit einer Zartheit und dichterischen Vollkraft, wie sie wohl selten in unserer Dichtung Ausdruck gefunden haben, stellt Arnim die allmähliche geistig-sinnliche Entfaltung der Knaben-Jungfrau dar.

Wohin ich blicke in der ganzen Bibel,
Erlösung wird versprochen von dem Übel;
Wohlthaten hab' ich und Gelübde ausgesät,
Hab' um Verwandlung mit heißem Drang gefleht.
Und hab' mit Schmerzen meinen Leib bestritten,
Doch Gottes Sohn ist taub den ird'schen Bitten.
Entsagung will er! Was ist zu erhören,
Wenn wir die Sehnsucht selbst in uns zerstören,
Und können wir dem Lieblichsten entsagen,
Wer möchte nach dem Rest des Himmels fragen . . .
Auf eine Wagschal' leg' ich heut' die Not
Und auf die andre Glauben, Hoffnung, Tod.
Und welchem Glauben soll ich mich bekennen?
Dem Glauben, dem die hohen Sterne brennen.
Wie jene Kerzen in der Christen Kirche
Dem Glauben, dessen Göttersitz hoch im Gebirge.
O Seligkeit, wie ist die Erde prächtig,
In ihren Werken ewig jung, allmächtig! . . .
Einst gab es starke Römer, freie Griechen,
Sie würden weinen, sähen sie jetzt kriechen
Vor Schreckensbildern ihres Namens Erben,
(vgl. Nat.-Litt. Bd. 118 S. 156)
Vor Phantasie und vor Verstand besorgt,
Des Buchstaben froh, den sie vom Morgenland erborgt. .
So reißen sie des Nordens Kräfte nieder,
Auch mir umstrickten sie die jugendlichen Glieder,
Doch was sie nimmermehr dafür erkannt,
Das hat die Finsternis vor meinem Aug gebannt. . .
Ich hab' der Schönheit Wahrheitswunderglanz gesehen
In diesen Göttern, die mich rings umstehen.
Seit ich Apollo fand im Gartensand,
Mein ganzer Sinn die alte Zeit verstand,
Den kühnen Blick, die Stirne hoch entflammt,
Der edle Mensch von diesem Gotte stammt;
Nicht Demut lehren sie dem Menschenwillen,
Nur Götterfreundschaft sollen wir erfüllen. . .

Sie fühlen in der Menschenbrust das Hohe,
Sie fördern gern in ihr das Liebefrohe,
Das zu der Sonne selig hoffend schaut
Und auf der eignen Kühnheit Waffe baut. . . .
O nein, so ewig wie des Herzens Sehnen,
So ewig süß sind, Venus, deine Thränen.

Die Herzogin hat um sich einen Abglanz der alten Welt in ihrem Schlosse, dem Venusberg, mit seinen Festen geschaffen, Johannes wird mit Stephanie und dem Pfalzgrafen bei ihr eingeführt, während Spiegelglanz seinem Wahne einer Prophetenrolle immer mehr verfällt. „Gelehrte sind ebenso eigensinnig als charakterlos.“ Chrysoloras und Spiegelglanz bringen Johannes in den Ruf der Heiligkeit. So wird Johannes Papst, Chrysoloras-Lucifer sein Leibarzt, der nun die ganze Christenheit in Unordnung bringt. Die (geschichtlich an der tiefsten Verkommenheit des Papsttums mitschuldige) Marozia wird als des Johannes Mutter ausgegeben, Johannes selbst aber, nachdem der Pfalzgraf ihm entrissen worden, von Reue ergriffen Er flüchtet, seines Geschlechtes bald nach der Papstwahl kundig, zur Buße ins Gebirge. Kaiser Otto kommt nach Rom, schafft Ordnung, Oserus wird Papst unter dem Namen Leo VIII. Chrysoloras enthüllt die Abstammung der verschwundenen Päpstin Johanna. Der Papst findet aber die reuige Tochter im Gebirge auf, vermählt sie mit dem Pfalzgrafen und glücklich zieht das junge Paar an den heimischen Rhein.

Diese Hervorhebung einzelner Züge kann von der an Episoden überreichen Dichtung freilich keine Vorstellung geben. Wie überall bei Arnim leidet die vollendetste dichterische Darstellung an willkürlicher Überladung; die Formgebung im einzelnen steht mit der Formlosigkeit des Ganzen in Widerspruch.*) Allein an Gedankentiefe und Kunst der Charakterzeichnung gehört Arnims „Päpstin Johanna“ zum Bedeutendsten, was die deutsche Romantik überhaupt geschaffen hat. Das in der „Dolores“ veröffentlichte Bruchstück fand W. Grimm „wunderbar herrlich: wir wissen nicht, wo der Zusammenklang des eben erwachten Blumenlebens der Kindheit mit der Natur zarter und rührender dargestellt wäre“. Die vollendete, zu ungünstiger Zeit erscheinende Dichtung fand noch weniger als Immermanns „Merlin“, mit dem ich sie zusammenstellen möchte, bis heute die verdiente Würdigung.

Aus Arnims Nachlaß sind noch zwei weitere Bände „Schaubühne“ (sämtl. Werke Bd. 18 und 20) 1846 und 1848 zusammengestellt worden, und zwar vier Dramen aus der brandenburgischen Geschichte: Der echte

*) Von der „Päpstin Johanna“ und „Halle und Jerusalem“ meint Schack, sie gehörten „wohl an Extravaganz der Erfindung und an Wirrwarr der Handlung zum Tollsten, was irgend ein Dichter geleistet hat; selbst die größten Ausschweifungen eines Lope de Vega und anderer spanischer Dramatiker erscheinen daneben als nüchtern“.

und der falsche Waldemar,*) das Trauerspiel: Markgraf Karl Philipp von Brandenburg, das historische Schauspiel: Glinde, Bürgermeister von Stralsund, und das Lustspiel: Der Stralauer Fischzug. Über die Entstehungszeit der einzelnen Dichtungen lassen sich nur unsichere Vermutungen anstellen. Schon am 6. Januar 1805 wußte Professor Kayser zu berichten: „Arnim ist ein eifriger preußischer Patriot, in dem Punkte das Gegenteil von Tieck, und will den Stoff zu seinen poetischen Arbeiten aus der preußischen Geschichte nehmen.“ Im „Waldemar“ werden wir bei Arnim wie bei Fouqué an die der Mark in der Napoleonischen Zeit auferlegten Drangsale erinnert. An dem Spotte über die unvernünftige Auflehnung der Berliner Zünfte gegen den wohlmeinenden Kurfürsten, die „der Stralauer Fischzug“ vorführt, hat vielleicht des Dichters Ärger über den Widerstand der Privilegierten gegen die Steinschen Neuerungen mitgewirkt. Auch der Gegensatz der beiden Berliner Bürgermeister, des großmauligen Feiglings Arm und des mannhaften Reich, der erst vom Widerstande abrät, den einmal von der Bürgerschaft beschlossenen aber selbst gegen seine Überzeugung kraftvoll durchführen will, mag nicht ohne Hinblick auf die drang- und planvolle Gegenwart ausgeführt sein; prächtig ist die Gestalt des humorvollen, alle durchschauenden Kurfürsten gehalten, der gerade den gegen ihn handelnden Reich zum Kanzler macht, den gegen seine Herrschaft nur sprechenden abstraft. Glinde, der Bürgermeister Stralsunds, sucht das Wohl seiner Vaterstadt im Anschluß an Brandenburg und die Hansa zu sichern; als der enge Zunftgeist der Stralsunder sich dagegen ausspricht, fällt Glinde in Verteidigung der Stadt gegen die Brandenburger. Die beiden knapp gehaltenen Dramen in Prosa sind durchaus bühnengerecht und wären gewiß auch bühnenwirksam. Um so zerfahrener und abenteuerlicher ist der ebenfalls in Prosa geschriebene Waldemar, der in zwei Hälften von je drei Aufzügen zerfällt. Groß angelegt und durchgeführt ist die Waldemar auf des höchsten Ruhmes und Glückes Gipfel treffende Katastrophe. Die von ihm verführte und verlassene Königstochter Magelone überführt den eben getrauten Waldemar, daß seine jugendliche Braut Agnes seine und ihre eigene Tochter sei. Da schließt sich der große Markgraf lebend in einen Sarg, dessen Geheimnis nur Agnes kennt, und wird als tot betrauert. Bei Waldemars Wiederkehr vom Morgenlande macht der romantische Humor sich ungebührlich breit. Die Auftritte des halbverrückten Müllers Rehbock, Liebesgeschichten der beiden Wittelsbacher Fürsten, der neugierige Abt verschlingen sich bunt mit dem allmählichen Emporkommen und schließlichen Entsagen des echten Waldemar. Es ist kein Drama mehr, sondern nur geschichtliche Bilder, etwa wie sie später Prosper Mérimée

*) Die in einer Unmasse von Dichtungen be- und mißhandelte Geschichte hat Fouqué 1811 in seinen „Vaterländischen Schauspielen“ dramatisiert: „Waldemar der Pilger, Markgraf von Brandenburg. Trauerspiel in fünf Aufzügen“. Alexis' Roman ist erst 1842 erschienen.

in den Scenen der Jaquerie vorgeführt hat. So wenig aber Arnims Führung der Handlung befriedigen kann, so überlegen zeigt sich seine Kunst in der scharfen Charakterisierung der zahlreichen geschichtlichen und frei erfundenen Personen. Deutlich und lebensvoll stellt er jede uns vor Augen, ein Geschichts- und Herzenskundiger, der, blickt man nur auf die Einzelheiten seiner Dramen, wohl neben dem gewaltigen, ihm befreundeten Dramatiker der Mark genannt werden darf. Wie viel ihm im Gegensatz zu Heinrich von Kleist zum Dramatiker fehlte, zeigt gerade sein Trauerspiel aus der hohenzollernschen Familiengeschichte. Arnims Markgraf Karl Philipp fordert zum Vergleiche mit Kleists „Prinz von Homburg" geradezu heraus, spielt doch Prinz Friedrich von Homburg selbst in Arnims dreiaktiger Jambentragödie eine ähnliche, freilich dem Helden zum Unheil ausschlagende Vertrautenrolle, wie sie bei Kleist dem Grafen von Hohenzollern Homburg gegenüber zugeteilt ist. Arnim strebt in dem die Einheit der Zeit streng wahrenden Werke nach dramatischer Geschlossenheit. Das unerfreuliche Verhältnis König Friedrichs I. zu seinen Stiefgeschwistern bildet den düstern Hintergrund der durch welsche Tücke und unklugen Freundeseifer zum Verderben ausschlagenden Liebestragödie.*) Die Schilderung der alten Wendenniederlassungen im Spreewalde hat Arnim in lebhaften Farben ausgeführt. Als „dramatische Erzählung in drei Handlungen" hat Arnim im „Landhausleben" die Donnerstags-Erzählung des Theaterdichters bezeichnet: „Marino Caboga". Aus den paar Worten Joh. von Müllers über das Erdbeben und die Rettung Ragusas hat Arnim ein fesselndes, von den ihm gewöhnlichen hyperromantischen Zügen beinahe freies Drama geschaffen. Es ist eine dem Marino Falieri-Stoffe verwandte Handlung, aber mit glücklichem Ausgange. Edel und maßvoll gehalten wie Platens „Liga von Cambray", allein ungleich dramatischer in Anlage und Durchführung.

Das den dramatischen Nachlaß schließende sechsaktige Schauspiel „Die Gleichen" ist schon 1819 (Berlin) erschienen, „allen guten Frühlingsgeistern der alten Schlösser Plesse, Hanstein und der beiden Gleichen bei Göttingen, den kühlen Quellen, dem frischen Morgentau, dem schimmernden Grün und dem beseligenden Hauche der Bergluft zugeeignet in der heißen Mitte des Tages und des Jahres" (Berlin den 8. Juli). Diese Zueignung berechtigt wohl, die ersten Anregungen zu der Dichtung in Arnims Göttinger Studentenzeit zu suchen. Die alte Sage von der Doppelheirat des Grafen von Gleichen war durch Goethes „Stella" (Nat.-Litt. Bd. 87 S. 174) und Musäus' Volksmärchen (5. Teil) wieder in aller Gedächtnis gebracht worden**); schon im zweiten Teile der „Gräfin Dolores" zieht Arnim die Sage heran. Er war indessen weit entfernt in der Behandlung

*) Die geschichtliche Grundlage des romantischen Trauerspiels stellt J. Friedländers Untersuchung zusammen: „Markgraf Karl Philipp von Brandenburg und die Gräfin Salmour". Berlin 1881.

**) Fr. Helbig, Zur Geschichte des Problems des Grafen von Gleichen. Magazin für Litt. 1891. Nr. 7—9.

der Sage dem Stelladichter zu folgen. Der Graf von Neugleichen ist am Tage seiner Vermählung ins heilige Land gezogen. Seit zehn Jahren wahrt die jungfräuliche Gattin ihres Herrn Besitz gegen seine verarmten und verwilderten Vettern von Altgleichen. — Endlich zieht sie als Ritter verkleidet mit dem Ritter Plesse, den sie als Mädchen wie er sie geliebt hatte, ins Morgenland, den ungeliebten Mann zu suchen. Auf der Rückkehr errettet sie in Venedig den Grafen, der mit der ihn liebenden Sultanstochter Amra aus der ägyptischen Sklaverei geflohen, aus Mörderhand. Er hält sie für ihren Bruder Bernhard und erzählt ihr den von seinem Erzieher Hartmann ausgeheckten Plan, beim Papst die Erlaubnis zur Doppelheirat auszuwirken. Der Verdacht des Mordanfalls fällt auf Plessen, mit dessen Dolch sein schurkischer Wirt die That gewagt hatte. Mit knapper Not entflieht der zum Tod verurteilte Plessen aus den Lagunenkerkern, die Gräfin mit ihm. Die drei letzten Aufzüge wahren trotz ihrer bunten Fülle die Einheit der Zeit. Die zwei gewaltthätigen Brüder von Altgleichen, Norbert und Gangolph, suchen den alten Schatz des Geschlechtes, von dem der zwölfjährige jüngere Bruder Joseph ihnen erzählt, zu heben, sie finden nichts, sperren den Lieblingssohn der Mutter zum Hungertode in das Erdloch und beschließen mit den Freijägern zur Nacht Neugleichen zu überfallen. Die Gräfin kommt mit Plessen zurück und beide nehmen für immer von einander Abschied. Der Graf von Gleichen kommt vor sein Schloß, kann sich erst nicht zum Geständnisse der geliebten Gattin gegenüber entschließen, Amra kommt hinzu, wirft ihm Verrat vor, als sie hört, er sei bereits verheiratet, und wendet ihre ganze Liebe der Gräfin zu; sie beschließen ein geschwisterliches Verhältnis zu dreien. Auf die Frage, ob sie Plessen liebe, entgegnet die Gräfin die schönen sittlichen Worte:

> Gott kennt das Herz und kann es nicht regieren,
> Doch seines Thuns ist jeder Herr und Meister.

Da bringt Hartmann die Einwilligung des Papstes; durch die Hexe Barbara ist der Geist des alten Ahnherrn Hugh in Hartmann hineingezaubert und spricht aus ihm. So lebt Hartmann nur für das Geschlecht; um den Namen zu retten, hat er, als die Erben auszugehen drohten, mit Gisela die wilden Zwillinge erzeugt, nur Joseph ist ein echter Gleichen. Jetzt erschießt er mit einem vergifteten Pfeile Plessen, den er des verbotenen Umgangs mit der Gattin seines Herrn beschuldigt. Durch Barbara erfährt auch der Graf selbst, daß seine Gattin und nicht ihr Bruder die Fahrt ins Morgenland unternommen. Er gerät auf den Verdacht, sie wolle ihn bei der abendlichen Feier der Heimkehr von dem als Amor verkleideten Gottschälkchen töten lassen. Femrichter, die Plessens Schuld oder Unschuld feststellen wollen, hören von Hartmanns Mordthat und sammeln für die Nacht ein Freigericht vor Altgleichen. Eine venetianische Marquise, die Plessen bis ins Gefängnis mit ihren Liebesanträgen

verfolgt hatte, kommt mit dem wirklichen Bernhard; sie saugt Plessen das Gift aus der Wunde und stirbt. Inzwischen soll auf Altgleichen doch die Doppeltrauung vollzogen werden, in dem Augenblicke wird das Schloß überfallen. Gangolph bemächtigt sich Amras, die in höchster Not sich dem, der sie rettet, verspricht, Bernhard tötet Gangolph, auch Norbert fällt. Der Graf tritt Amra an Bernhard, seine erste jungfräuliche Gattin an Plessen ab und nimmt den geretteten Joseph als Sohn an; Hartmann wird von den Femrichtern getötet. Humoristische Nebenauftritte durchziehen die ganze Handlung

Es ist für Arnims reinen Sinn bezeichnend, daß er an der Doppelehe Anstoß genommen hat, freilich hat er auch das Wesentliche der Sage damit gestrichen. Die Liebe zwischen Plessen und der Gräfin nimmt im zweiten Teile eine allzu mystische Färbung an und das finstere Doppelwesen Hartmanns erinnert zu sehr an die gewöhnliche Schauerromantik, von der Arnims durch und durch seelenvolle Dichtung doch so weit absteht. Der Zusammenhang mit dem von Goethes „Götz" ausgehenden Ritterdrama tritt hier wie im „Waldemar" unverkennbar hervor; nie aber geht er wie Goethes Nachahmer und wie Fouqué im Äußerlichen auf. Der störenden Überfülle entlastet liegt ein wirksames, wenn auch immer stark romantisches Drama vor mit spannender Handlung und, wie überall bei Arnim, scharf umrissenen Charaktern. Im Gegensatze zu seinen übrigen Dramen herrscht der Blankvers neben wenigen Auftritten in Prosa. Gerade vom rein dramatischen Standpunkte sind „die Gleichen" ein großer Fortschritt gegenüber „Halle und Jerusalem" und der „Päpstin Johanna", so daß Lotte Schillers Tadel*) mir nicht begründet zu sein scheint.

Arnim hatte sich nicht lange vor Veröffentlichung der „Gleichen" mit lebhafter Teilnahme den Theaterfragen zugewendet. In der Vorrede zur Verdeutschung des Marloweschen „Faust" (1818) spricht er davon, den sinnlosen Mechanismus der Theaterdirektionen in einem eigenen Werkchen darzustellen, und trotz Brentanos Abreden hielt er an seinem „poetischen Schinkenknochen" fest, ja gewann sogar Brentano selbst als Mitarbeiter an seinem Buche übers Theater (Brentanos Briefe VIII, 173 falsch eingereiht). Statt des Buches erschienen gemeinsame „Briefe über das neue Theater" 1818 in der von H. Straube und Hornthal herausgegebenen „Wünschelrute" (Göttingen). W. Grimm, gleich Justinus Kerner, G. Schwab, Benecke Mitarbeiter der „Wünschelrute", fand die Briefe sehr gut. Leider fehlen diese Theaterbriefe wie so vieles andere in Arnims

*) An Knebel 22. Dez. 1819: „Eigentlich ist mir der Verfasser sehr lieb, oder lieb gewesen, aber er entfremdet sich immer mehr den reinen Eingebungen und Vorstellungen. Sonst war doch ein kindliches Gemüt zu erspähen, aber jetzt erscheint er wie der Brocken im Faust: so bunt und körperlos hüpfen die Gestalten herum". W. Grimm fand an vielem in den „Gleichen" Vergnügen, „besonders die Gräfin rein und herzlich und auch der Ritter Plesse, das sind zwei Leute, die Sie sonst noch nicht gesehen haben und die Sie doch gleich lieb haben werden" (5. Mai 1820 an L. v. Harthausen).

sämtlichen Werken. Zwei stark humoristische Briefe des Theaterdirektors und -Dichters mit Anpreisung Calderons stehen im 4. Bande von Brentanos Schriften. Sie bilden zugleich den Abschluß von Brentanos Beziehungen zu Bühne und Drama.

Brentano hatte gerade in den Jahren, da Schillers Dramen ihre ersten Aufführungen auf der von Goethe geleiteten Bühne erlebten, das Weimarsche Theater kennen zu lernen reichlich Gelegenheit gehabt. Aug. W. Schlegels Shakespeareübersetzung entstand unter seinen Augen in Jena, er nahm an den Gesprächen des romantischen Kreises über Shakespeare und Calderon, Kotzebue und Iffland teil. Die Satire „Gustav Wasa" zeigt seine lebhafte Hinwendung zum Theater; von der eignen Darstellungskunst hatte er ja gleich beim Eintritt in Jena eine gültige Probe abgelegt, als Vorleser Shakespearescher Stücke wurde er noch früher als Tieck berühmt. In Tieck aber sah er „das größte mimische Talent, was jemals die Bühne nicht betreten". Und da er Tiecks innersten Beruf und Talent zur Bühne erkannt hatte, suchte er dem bewunderten Freunde die Stelle eines Regisseurs und Dramaturgen am Frankfurter Theater zu verschaffen. Ja er wollte sein ganzes Vermögen und sich selbst einer unter Tiecks Leitung zu begründenden „reinen Verbindung fürs Theater gerne" zur Verfügung stellen. „Sie wissen nicht, wie determiniert ich bin, und wie gerne ich täglich lieber Cinthio, Truffaldin und Skaramuzz wäre als Brentano." In demselben Briefe (11. Jan. 1802) erzählt er Tieck, daß er sich mit dem Theatralischen beschäftige und mehrere Schauspiele entworfen habe. Zu der am Schlusse der „Propyläen" gestellten „dramatischen Preisaufgabe" sandte er ein Stück „Laßt es euch gefallen", von dem er meinte, es werde wohl in vielem mehr Tieck als Goethe gefallen.*) Tieck war selbst unter den dreizehn Bewerbern, deren keinem der Preis zufiel. Brentanos dramatisches Glaubensbekenntnis lautete damals: „Immer noch kann ich mich nicht überzeugen, daß unsere Trauerspiele sein dürften wie griechische, auch nicht wie Schillersche, höchstens wie Shakespearesche, die doch eigentlich häusliche sind. Trauerspiele ohne Vaterland sind wie Helden ohne Schicksal, die Seele muß Held sein, und die Reihe der Begebenheit, die Geschichte Schicksal." Erst dreizehn Jahre später trat Brentano mit seinem ersten und einzigen Trauerspiele hervor. Das in dem Briefe an Tieck erwähnte Stück „Laßt es euch gefallen" ist kein anderes, als das Göttingen 1804 erschienene, dem Herzog von Arenenberg gewidmete Lustspiel in Prosa „Ponce de Leon" (Schriften Bd. 7). Nach Brentanos Vorerinnerung

*) Von Düsseldorf schrieb Brentano am 15. Dez. 1802 an die Schwägerin: „Von Goethe erhielt ich einen lobenden Brief über mein Intriguenstück." Nach Strehlke I, 86 ist Goethes Brief, in dem er dem nicht darstellbaren Stücke „guten Humor und angenehme Lieder" nachrühmt, vom 16. Januar 1802 (im chronologischen Verzeichnis ist er gar nicht eingereiht). Ein Brief ist also jedenfalls, vielleicht sind beide irrtümlich datiert. Jansens Bemerkung in Böhmers Leben I, 147, Brentano habe sich von Goethe, der sein Werk lange zurückbehalten und dann ohne Urteil zurückgeschickt habe, verletzt gefühlt, steht in vollem Widerspruche mit Brentanos gleichzeitigen brieflichen Äußerungen.

ist es im Sommer 1801 entstanden und während vierzehn Monaten ihm außer Händen gewesen. Goethe hat die Arbeit länger als ein Jahr in Händen gehabt. Daß der durchgefallene Bewerber den „Zufall", der ihm die Handschrift so lange vorenthielt, nicht bezeichnen mochte, bedarf nicht der Begründung; die in der Preisausschreibung zur Einsendung bestimmte Zeitgrenze ist von Goethe und Schiller nicht zu strenge festgehalten worden, so daß Brentano die im Sommer und Herbst am Rhein geschriebene Dichtung noch zeitig genug abliefern konnte. Als er im Januar 1803 die Vorerinnerung schrieb, war seine Absicht über das, was ein Lustspiel sein soll, bereits sehr verändert. „Ich strebte damals, das Komische und Edlere hauptsächlich in dem Mutwillen unabhängiger, fröhlicher Menschen zu vereinigen, und um diesen Mutwillen als Element in ihnen vorauszusetzen, habe ich ihre Sprache durchaus frei und mit sich selbst in jeder Hinsicht spielend gehalten. Ich hatte kein Muster vor mir, als die Fröhlichkeit meines eigenen Herzens. und der Freude, deren es sich gern erfreut . . . Ich habe mich umsonst nach seiner Gattung umgesehen und fürchte beinahe, daß es allein stehen werde." Es war in der That ein erster Versuch, die Forderung A. W. Schlegels nach einer Verschmelzung Shakespeares und Calderons im Lustspiel zu erfüllen. „Ponce de Leon" weist auf „Wie es euch gefällt" (schon im älteren Titel) und „Dreikönigsabend" wie auf die comedias de capa y espada hin; aber nicht mit einer äußerlichen Nachahmung und Mischung haben wir es zu thun, der ganze Brentano mit seiner Art und Unart lebt in dem geistsprühenden und sich überschlagenden Witze von Handlung und Rede. In dem wundervollen Lustspiele, urteilt Eichendorff, „wo ein wahrhaft dämonischer Witz mit der Wirklichkeit wie eine Fontäne mit goldenen Kugeln spielt, ist doch im Grunde dieser poetisch zerfahrene, träumerische Ponce eigentlich der Dichter selbst, gegen den er alle Ironie wendet". Don Ferdinand de Aquilar soll Züge von Arnim tragen „dem fernen Freunde", der, wie Valeria (= Benediktchen Korbach in Koblenz, die Klemens damals zu lieben glaubte) im Epiloge sagt,

> . . . als ich und die Andern dieses Spiels
> Des Lebens erste Scenen kaum erlebt,
> Mit unserm Vater an der Wiege stand,
> Der Feen gleich, die gute Kinder wiegen . . .
> und unserm Vater,
> Der wegen unsrer eignen Art und Weise
> In Sorgen oft, und oft in Unmut lebte,
> Hielt lächelnd er die wilde Hand zurück,
> Die seine Schande in uns töten wollte!
> Du teurer Ferner sahst ihn lächelnd an,
> Und um dies Lächeln hat er damals schon
> Sein ganzes Leben freudiger gefaßt.

Sich selbst schildert er ironisierend: „Der Ponce muß ein närrischer Junge sein, das weiß Gott, ein wunderlicher, wetterwendischer Kerl, der alle Leute unterhält und immer Langeweile hat, witzig und verlegen, hart und wohlthätig, geht immer wie ein Verliebter herum, hat alle Weiber der Reihe nach in sich vernarrt und quält sie mit Kälte."

Später als der „Ponce" entstanden, ein Jahr früher (Frankfurt a. M. 1803 April) gedruckt ist das Singspiel „Die lustigen Musikanten". Auf Grundlage eines Liedes im „Godwi" gestaltete er „in wenigen Tagen" im November 1802 für den Düsseldorfer Musikdirektor Ritter, bei dem er Kompositionslehre trieb, eine heitere Operette, indem er die Begleiter des alten Musikanten zu verkleideten Königskindern, den Blinden selbst zum treuen Ritter machte, und zwar dachte er sich selbst als den verkleideten Prinzen Ramiro, die Günderode als Fabiola; dazu kamen die italienischen Charaktermasken des Pantalon, Bürgermeister; Truffaldin, Nachtwächter und Astronom in Famagusta und des Tartalia, Minister von Samarkand Ritter wurde mit seiner Arbeit nicht fertig und Brentanos Aufforderung an Tonkünstler, sich zu einer größeren Oper mit ihm zu verbinden, blieb ohne Folgen. „Die lustigen Musikanten" ließ E. Th. A. Hoffmann in seiner eigenen Komposition 1804 in Warschau spielen (Nat.-Litt. Bd. 147 S. 128).*) Eine Posse für ein Familienfest war am 19. März 1803 mit großem Erfolge im Vaterhause gespielt worden. Die Aufführung des „Ponce" in Wien (1804), zu dessen Einstudierung der Dichter selbst hingereist war, fand keinen Beifall. Schon in der Vorerinnerung hatte er gefürchtet, die Aufführung des fremdartigen Werkes, „sollte sie irgend ein Theater wagen, werde nicht ganz gelingen". Er hatte sich dennoch zum „Zusammenstreichen oder Umarbeiten" erboten. Als seine Dichtung nun in roher Weise ausgezischt wurde, lehnte er sich über die Brüstung der Loge und rief ins Parterre: „Ihr Thoren, nach hundert Jahren seid ihr alle tot" (Diel-Kreiten I, 160). Die Berührung mit dem Wiener Theater sollte Brentano auch später wenig Freude einbringen.

Als er 1813 in Wien weilte, schrieb er, wie später auch in Berlin, sehr scharfe (in die Werke nicht aufgenommene) Theaterberichte.**) Nach dem Siege bei Kulm wurde er zu einem Festspiele aufgefordert und

*) Das große Lob der Musik in Nr. 51 der Zeitschrift für die elegante Welt 27. April 1805 erwähnt Wilhelm Grimm dem Bruder gegenüber am 28. Mai. — Hoffmann 16. Sept. 180 an Hippel: „Im Dezember vorigen Jahres komponierte ich eine äußerst geniale Oper von Kl. Brentano, welche im April d. J. auf das hiesige deutsche Theater gebracht wurde. Der Text mißfiel; es war Kaviar für das Volk, wie Hamlet sagt. Vorzüglich nahm man daran einen Ärger, daß sich die komischen Masken der Italiener darin herumdrehen. Aber, heiliger Gozzi, was für Mißgeburten wurden hier auch aus den anziehenden Gestalten des jovialen Mutwillens." Vgl. Albert Köster, Schiller als Dramaturg. Berlin 1891. S. 226.

**) Rahels Bruder Ludwig Robert 30. März 1816 aus Berlin an L. Tieck: „Die unberufene Feder, die sich in den Zeitungen über Dekorationen hat vernehmen lassen, ist die des konfusen, aberwitzigen, aber witzigen Brentanos, der mir als Schriftsteller und Dichter höchst zuwider, als litterarischer Hans Wurst und lustiger Rat am Hofe des Apolls aber doch gar nicht übel ist."



Nachbildung des Titelkupfers von Brentanos „Viktoria“.

schrieb „nebst vielen ernsteren und manchen volksmäßigeren Zeitgedichten in dem Zeitraum von etwa vier Wochen" Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. Die Censur verbot die Aufführung und ein Verleger wollte sich lange nicht finden; erst 1817 (Berlin) wurde die Festgabe gedruckt Görres, dem Goldmund und Treu Eckart, und Schinkel zugeeignet. „Das Ganze," heißt es im Vorwort, „ist ohne alle Prätension, um so mehr, da doch alle dergleichen Dichtungen gewissermaßen durch Wallensteins Lager veranlaßt sind." Allein weder im Humor noch im Ernste ist Schillers Dichtung hier erreicht. Trotz einzelner verheißungsvoller lyrischer Ansätze, auch Arnims Soldatenkatechismus aus dem „Wintergarten" hat Brentano aufgenommen, ist das ganze, zwischen Allegorie und Wirklichkeit hin- und herschwankende Spiel — der Feind durfte nicht beim Namen genannt werden — unerquicklich. Vollends unbedeutend ist das im Hofburgtheater Anfang 1814 zur Aufführung gelangte Festspiel Am Rhein, am Rhein!, völlig handlungslose Unterredungen zwischen dem Rhein, seinen Nebenflüssen und dem deutschen, russischen, schwedischen, britischen Herolde. Brentanos dichterische Kraft verleugnet sich nie völlig, allein als Dramatiker hat er sich in den beiden Spielen nicht bewährt. Mehr Dank als von den Schauspielern erntete der Dichter bei einem Puppentheater, dessen Inhaber er in Wien eine Reihe von Vorstellungen skizzierte und dem Direktor damit zu ungeahnten Erfolgen verhalf. Von dem „kleinen Lustspiel", das Brentano Anfang 1810 Görres gegenüber erwähnte, ist sonst nirgends die Rede. Ins Jahr 1812 verlegt Diel-Kreiten ein Lustspiel „Aloys und Imelde" dessen Handschrift Varnhagen entwendete und bis Ende 1814 zurückbehielt. Ich glaube, daß dies angebliche Lustspiel gleichbedeutend ist mit dem Drama Comingo, dessen erste Bearbeitung laut Arnims Bericht an Görres „auf eine verfluchte Art" dem Dichter gestohlen worden, die zweite Bearbeitung am 8. September 1812 noch nicht geendigt war. Arnim erklärt „Comingo", im Gegensatz zu „Libussa", für aufführbar, „aber es laboriert an vielen anderen Krankheiten". Le Comte de Cominges ist ein französisches Trauerspiel von François Baculard d'Arnaud (1718—1805), das Chamisso 1803 übersetzt hat.*) Ein handschriftliches Lustspiel Brentanos zur Verspottung des elenden Denunzianten Schmalz hat W. Grimm im November 1816 in Händen gehabt. „Es heißt 'Der Geheime Rat Schnaps' und ist eine Fortsetzung des Goetheschen 'Bürger-Generals'; es ist voll Witz und guter Einfälle, gedruckt kann es nicht wohl werden."

Während des Aufenthaltes in Böhmen ist in den Jahren 1811—12 das Drama entstanden, das Brentano selbst für sein „bestes, vollendetstes Gedicht"**) erklärte. „Es ist eine Arbeit," schrieb er an Pfarrer Bang,

*) Chamissos gesammelte Werke. Stuttgart 1883. (Bibl. der Weltlitteratur) I, 341.

**) Auch Jak. Grimm meinte beim ersten Hineingucken 21. Okt. 1814, es sei „höchst ausgezeichnet und merkwürdig und vermutlich des Klemens beste Arbeit"; fügte aber bei, „wahrscheinlich wird mir das Ganze weniger recht sein".

„wie wenigstens Tieck keine aufweisen kann und so schwer in ihrem Stil (architektonischem) wie auch keine Schillersche dasteht.“ Das Werk erschien zur Herbstmesse 1814 in Pest*): „Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama“ (410 Seiten Text, 40 Seiten Anmerkungen)**), in der Sammlung der Schriften füllt die Libussa, wie die Freunde das Drama von Anfang an nannten, den sechsten Band aus. Seit 1808 besaß die Familie Brentano im böhmischen Kreise Prachin die ausgedehnte Herrschaft Bukowan, die Christian Brentano verwaltete. Im Juni 1810 besuchte Klemens zum erstenmale, und zwar in Begleitung Arnims, das Familiengut, wo auch Savignys, auf dem Umzuge von Landshut nach Berlin, sich mit Bettina einfanden. Arnim und Bettina sind sich vielleicht während dieses Landaufenthaltes näher getreten. Nachdem alle nach Berlin, wo Savigny sein Lehramt antrat, übergesiedelt waren, verlobte sich Arnim am 4. Dezember 1810 mit Bettina. Ende Juli 1811 ging Brentano zum zweitenmale nach Böhmen und trieb sich fast zwei Jahre auf dem Gute, in Prag und Teplitz herum, bis er im Juli 1813 nach Wien kam, das er schon 1810 von Bukowan aus hatte besuchen wollen. Land und Charakter der Böhmen, klagte er Neujahr 1812, seien ihm in der Seele zuwider. Den Gedanken, als könnte er für Landwirtschaft und Gutsverwaltung Teilnahme gewinnen, wies er weit von sich. Er hätte jedoch nicht der begeisterte Sammler der Volkslieder sein müssen, wenn ihn nicht Brauch und Herkommen, Aberglauben und Sage des noch in halbem Naturzustande lebenden Volkes allmählich angezogen hätten. Blieb ihm, wie er im Prolog äußert, stumm der slav'schen Zunge Laut,

Fühlt meiner Art ich fremd in seiner Mitte
Gesinnung, Tugend, Sünde, Kunst und Sitte,

des Landes Vorwelt wurde ihm tief vertraut. Er begann „die Jugendträume der Geschichte“, das slavische Altertum, so weit sich ihm Hilfsmittel boten, zu studieren. Die czechische Volkssage von den drei mit übernatürlicher Weissagung begabten Töchtern des Krokus, der Erhebung des Stammvaters der böhmischen Könige durch Libussa und der Gründung des goldenen Prag mit dem folgenden Kriege der böhmischen Amazonen hat vor und nach Brentano häufig zu dichterischer Behandlung angereizt; nur Grillparzers Meisterwerk „Libussa“ sei als Beispiel dafür genannt. Brentano hat die Sage zuerst aus dem dritten Teile von Musäus' Volksmärchen (1784) kennen gelernt, in denen auch auf des Joh. Dubravius Historia Bohemica und des Äneas Sylvius de Bohemorum

*) Bei Conrad Adolph Hartleben 1815. Auch Goedeke nennt nur diese, mir vorliegende Ausgabe. In der Einleitung zu den Briefen VIII, 52 ist angegeben: Dies Drama erschien in Wien bei Strauß, in Pest bei Hartleben. Proben daraus 1813 in „einem sonst sehr elenden Journal Kronos“ (Grimm 24. Aug. 1813 an Görres).

**) Durch Vorrede und Anmerkungen fand Jak. Grimm sich gerührt, „weil man so ganz des Klemens seine Wesen, seine Kramerei in Seltenheiten, seine scharfsinnige Ungelehrsamkeit darin sieht und findet; ich bin aufs lebhaftete an ihn erinnert worden“.

origine ac gestis historia bereits als Quellenwerke verwiesen war. Unter Brentanos Quellen wird Hageks böhmische Chronik besonders erwähnt. Durch Quellenstudium und den Umgang mit den slavischen Forschern Abbé Dobrowsky und Professor Meinert erweiterte sich der ursprüngliche Plan. Nach Diel-Kreiten hat Brentano dreimal das ganze Werk umgearbeitet; die erste Fassung ward Anfang 1812, die zweite im Frühjahre 1813, die dritte in Wien 1815 abgeschlossen. In dem leider undatierten Brief an Bang*) sagt der Dichter beim Selbstlob seiner „Libussa": „Glaubt nicht, daß ich je zu dichten aufgehört, ich weiß nur seit etwa zwei Jahren erst, was dichten ist, und habe an Calderons standhaftem Prinzen zuerst einen deutlichen materiellen Begriff erhalten, was ein Kunstwerk ist, wie Jakob Böhm durch den Glanz einer zinnernen Schüssel zur Anschauung seiner Theosophie gekommen." „Der standhafte Prinz" in A. W. Schlegels Übersetzung riß selbst Goethe zu schrankenloser Bewunderung hin. Um die mächtige Einwirkung des heroisch-religiösen spanischen Dramas auf Brentanos „Libussa" zu erkennen, bedarf es freilich nicht erst seines eigenen Bekenntnisses. Von einseitiger Nachahmung des spanischen Dramas blieb er dabei weit entfernt; schon in der äußeren Form, dem fünffüßigen Jambus, zeigt er sich dem bewunderten Spanier gegenüber unabhängig, andererseits weicht er durch volle Durchführung des Reimes auch von der durch Shakespeare und Schiller eingeführten Form ab. Wie es Brentano gelungen ist, neben einer von W. Grimm gelobten Anwendung der Allitteration das äußerst umfangreiche Werk durchzureimen ohne an einer einzigen Stelle Zwang zu verraten, legt für seine durch Begabung wie Fleiß gleichmäßig ausgebildete Form- und Sprachgewandtheit glänzendes Zeugnis ab. An keinem andern Werke hat er auch mit solcher hingebenden Ausdauer gearbeitet, so daß Arnim die „Libussa" „in allem Einzelnen viel schöner und vollendeter und wirklich in manchem ungemein ausgezeichnet fand". Die Gegensätze des auf die Vergangenheit hinweisenden zauberhaften Heidentums und des aus Byzanz herüberdringenden, mit Märtyrerblut besprengten Christentums geben der auf teilweise gesunder menschlicher Grundlage sich bewegenden Handlung reichsten Hintergrund. Daß auch Libussas Freundin Wlasta den Primislaus liebt, wirkt wenigstens teilweise dem von Arnim gerügten Grundfehler des mythischen Stoffes entgegen: „That und Charakter menschlich fortwirkend und verbindend zeigen sich zu selten und so steigt das Interesse nicht fort, sondern ein stetes Verwundern muß die Stelle füllen." Ähnlich urteilte W. Grimm: „Das Buch ist durchweg gescheit und nirgends leer, vieles ausnehmend schön; im ganzen fehlt ihm wohl eine gewisse Gesundheit und Geradheit." Die Handlung fand auch er stockend, „viel Sorgfalt ist überall sichtbar bis in jedes Einzelne".

In jedem Falle ist „Die Gründung Prags" eine der gehaltvollsten

*) Weimarisches Jahrbuch. Hannover 1856. IV, 177.

dramatischen Dichtungen der Romantiker*) und hätte eine andere Aufnahme verdient. Die völlige Nichtbeachtung mußte dem Dichter, der „allerlei Lob und Schmeichelei wie einen Schnaps oder Tabak" brauchte, „um regulären Stuhlgang zu haben" (Arnim), weiteres Arbeiten verleiden. Die „Libussa", schrieb Jak. Grimm Anfang 1815 aus Wien, „verkauft sich äußerst schlecht oder gar nicht",**) während Fouqués „Corona", die Grimm nicht einmal ansehen mochte, die Gunst der Leser und Käufer für sich hatte.

Dazu kam noch, daß Brentano während der Arbeit an der „Libussa" in die ärgerlichsten Mißverständnisse mit Varnhagen von Ense geraten war. Er hatte ihn erst in Teplitz, dann in Prag getroffen, aus freundschaftlichem Verkehre hatte sich bald eine bittere Feindschaft entwickelt, welche durch wiederholte Versöhnungsversuche nur verschärft wurde. Ohne den harten Tadelsurteilen, die neuerdings über Varnhagen gefällt wurden, mich anzuschließen, kann ich doch seine Schilderung Brentanos***) von dem Vorwurfe gehässiger Entstellung nicht freisprechen. In dem Prologe zur „Libussa" wird neben dem Unglücke seiner zweiten Ehe auch der falschen Freundschaft von dem gekränkten Brentano gedacht:

Einsiedlerisch der Gott den Dichter stellte,
Geheimnis sei Empfangen und Gebären,
Doch daß es die Betrachtung überwalte,
Drang falsch ein Zeitgespenst in meine Sphären
Mit Modefeuer und mit Modekälte,
Und leicht berücket ließ ich es gewähren,
Bis ich entsetzt, getäuschet und verlachet
Um Lied und Liedesmut beraubt, erwachet.

Schon beim Zusammentreffen in Teplitz im Herbste 1812 fand Arnim den Freund verändert: „Seine Laune hat im ganzen sehr gelitten. Wäre er nur glücklich dabei! Aber ich denke mit Wehmut besserer Zeit. Ich wünschte ihm von ganzer Seele, daß seine erste Frau nicht gestorben wäre; er hat unglaublich viel durch sie verloren. Mein Freymund soll anders erzogen werden." Arnim hoffte damals, Brentano werde im Winter wieder nach Berlin kommen; allein erst im Juli 1814, nachdem er die ganze Kriegszeit in Wien zugebracht hatte, kehrte der Unstäte in die vor drei Jahren verlassene preußische Hauptstadt zurück. Savignys hatten sich dort inzwischen völlig eingelebt, und der witzige Gesellschafter Brentano

*) Natürlich ist dabei der abseits für sich stehende H. v. Kleist nicht mit einbegriffen. Treitschke verdammt die „Libussa" als verunglückte Nachahmung der „Penthesilea". Durch jede eingehende Vergleichung der beiden Werke wird dies Urteil als völlig unbegründet widerlegt.

**) Das „gute, solide, wohldurchgearbeitete Werk, das mich sehr gefreut, ist nun schon in den Wasserfluten der Litteratur wie untergegangen". Görres 16. Dez. 1822 an Grimm.

***) Biographische Portraits von Varnhagen von Ense. Herausg. von L. Assing. Leipzig 1871. Freilich war es nicht leicht, mit dem sarkastischen launenhaften Brentano zu verkehren. Er selbst gab treuen Freunden das bezeichnende Lob: „der verträgt mich!"

fand nicht nur in den ihm von früher bekannten Kreisen sondern überall offene Aufnahme. Gerade nach Beendigung der jahrelangen Landesnot und kriegerischen Unruhen suchte die Berliner Gesellschaft die litterarischen Interessen mehr als je zu pflegen. Im September 1814 kam auch E. Th. A. Hoffmann zu dauerndem Aufenthalte nach Berlin (Nat.-Litt. Bd. 147 S. 136) und mit dem ihm so vielfach verwandten Brentano in freundlichen Verkehr. „Ihr Wesen," schrieb ihm Brentano nach Lesung der 'Phantasiestücke in Callots Manier', „hat mich lebendig gerührt, vieles war mir, als hätte ich es selbst geschrieben, was mir beinah' noch nie wiederfahren." Zu Karl Friedrich Schinkel (Schriften IV, 434) trat er in das Verhältnis eines begeisterten Schülers. Gleich seiner Schwester Bettina und Hoffmann war auch Klemens für Musik und bildende Kunst begabt. Seine Zeichnungen, mit Vorliebe der Karikatur gewidmet, werden gerühmt. Unter Schinkels Leitung begann er nun Architektur zu studieren, um damit sein Brot zu verdienen, „wenn's anhält", setzte Wilhelm Grimm der Nachricht bei. Von Anfang 1810 bis zum Herbste 1814 hatte Brentano den Brüdern nicht mehr geschrieben, von Berlin aus trat er mit ihnen und Görres wieder in Verbindung, nachdem er sie schon im Mai 1814 durch Arnim zur Teilnahme an einer projektierten Zeitung (nach Hinrichs „Die Friedensblätter" Wien 1814/15) hatte auffordern lassen. Nach der Schlacht von Waterloo bot er sich Görres als Korrektor und Korrespondent am „Deutschen Merkur" an, um als treuer und armer Freund ihm mit angestrengtem Fleiße zu helfen, es sei wozu es wolle. „Eine solche Beschäftigung könnte mich ruhig und glücklich und gut machen, was ich mehr zu werden Lust habe als je." Er hatte Theodor Körner einen Nachruf gewidmet, so viele seiner Freunde und Bekannten die Waffen ergreifen oder doch thätig an den Vorbereitungen zum Kampfe teilnehmen sehen und empfand es höchst peinlich, als alleinstehender berufsloser Mann müßig am Markte zu stehen. Die innere Unruhe und Unzufriedenheit nahm immer zu, er fand sich „ganz aus dem Familienstamm hinausgescheitert". Hätte Arnim noch wie 1809 sein ganzes Leben geteilt, so hätte er an ihm vielleicht einen Halt gefunden, aber Arnim hatte, noch ehe Brentano nach Berlin zurückgekehrt war, in tiefem Unmute die Stadt verlassen.

Das Jahr 1806 und seine Folgen haben auf Arnims Leben und Streben schwer gelastet. Seine Güter wurden verschuldet, Prozesse knüpften sich an Erbschaftsfragen, der heitere Dichter sollte sich in einen praktischen Landwirt verwandeln und den warmen Vaterlandsfreund drückte die allgemeine und die eigene Not zugleich. „Es ist," schrieb er im Frühjahr 1808 an Zimmer, „hier fürchterlich knappe Zeit; die mit Frankreich abgeschlossene Konvention vernichtet uns mehr als irgend ein Krieg." Er empfand es dankbar als Hilfe, wenn er nur ein Weniges mit schriftstellerischen Arbeiten sich verdienen konnte. Heinrich Voß schrieb schon im Februar 1811, daß Arnim Bettina Brentano heiraten und von einer

alten Tante, die in letzten Zügen liegt, 150 000 Thaler erben werde — Graf Karl kommt in der „Dolores" durch den unerwarteten Tod eines Lehnsvetters in den Besitz eines großen Vermögens — und eine zeitweilige Besserung seiner Verhältnisse scheint der Heirat mit Bettina wirklich vorausgegangen zu sein. Varnhagen weiß zu berichten, daß Bettina im Bunde mit ihrer Familie Arnim eigentlich gegen seinen Willen zur Heirat geleitet, gedrängt habe, während er an eine Verbindung mit der schönen (späteren) Frau v. Wißmann dachte.*) Arnim selbst sagt in der Novelle „Seltsames Begegnen und Wiedersehen" (1817): „Ohne große Liebe wurde in jener Zeit allgemeiner Not (1807—1813) in den höheren Ständen nicht geheiratet." Seit jenem Edelmutswettstreite mit der Günderode, s. S. XVIII, in Frankfurt hatten Bettina und Arnim sich auf Trages, wo Arnim der Bettina und Günderode Gedichte vorlas, in Heidelberg, Winkel, Frankfurt und zuletzt in Bukowan gesehen; für das „Wunderhorn" wie für die Einsiedlerzeitung hatte Bettina Beiträge zugesteuert. Ein Briefwechsel scheint seit 1802, wenn auch mit Unterbrechungen, zwischen ihnen stattgefunden zu haben. In einem Briefe aus München beschränkt Klemens (1808) seine Mitteilungen an Arnim, da „du alles von Bettinen viel besser, jünger und lieber erhalten wirst, da sie dir so vertraut ist und so viel schreibt". Ihr „der Ungenannten" widmete Arnim 1809 von ihr getrennt den Wintergarten:

Als wir beisammen, waren eins wir zwei . . .
Wenn wir vereint zum Tempel wieder steigen,
Wer scheidet dann, was jedem lieb am Rhein,
All was uns lieb, das wird sich unser zeigen!

Im März 1808 hatte Brentanos verzweiflungsvoll elende Heirats- und Ehestandsgeschichte dem Freunde Kummer und religiöse Zweifel über den Ehestand gemacht, am 11. März 1811 schloß er selbst mit Brentanos Schwester den Bund fürs Leben. „Ihnen und Ihrem Gatten," hatte Beethoven schon früher an Bettina geschrieben, „ströme alles Glück zu, womit die Ehe den Ehelichen segnet." Die Aufgebote und Formsachen hatten Arnim so geärgert, daß er die Heirat im geheimen ausführte. „Wir sind," erzählt er in dem vor der Hochzeit begonnenen, einen Monat später abgesandten Briefe an Görres, „ohne irgend jemands von unseren beiderseitigen Verwandten Wissen hier in der Stadt (Berlin) fünf Tage verheiratet gewesen, bis wir es selbst an Klemens und Savigny erzählt haben. Die Schwierigkeit wirst du begreifen, wenn du weißt, daß ich Zimmer an Zimmer mit Klemens wohnte und Bettina bei Savignys. Es ging aber wie in tausend Komödien. Heimlich wurde ich morgens auf dem Zimmer eines alten achtzigjährigen Predigers getraut, kam abends wie gewöhnlich

*) Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Briefe von Stägemann (20. März 1809 an Arnim), Metternich, Heine und Bettina von Arnim nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Leipzig 1865.

zu Savignys, polterte die Treppe hinunter, schlug die Hausthüre zu, und schlich mich heimlich in Bettinas Zimmer zurück, das recht fröhlich mit Rosmarin, Jasmin und Myrten belaubt war. Morgens ging ich fort.... Du wirst fragen, wozu alle diese Umstände? ... weil alle lauteren Hochzeiten, wie unsere unvermeidlich geworden wäre, zu dem widrigsten Spotte alles Sakraments, zu den heillosesten Zoten gehören, wobei sich die Leute gar noch verpflichtet halten, nebenbei noch einige Thränen zu vergießen."

Im gleichen Briefe spricht Arnim die Hoffnung aus, noch diesen Sommer alle geliebten Wege und Höhen am Rhein wieder zu besuchen, da er aber den ganzen Sommer her viel Zankens mit den Juden hatte, so verzögerte sich die Reise, die Arnim auch wieder nach Kassel zu Grimms führte, bis in den Herbst. Anfang September kam das junge Paar nach Weimar. „Seit vierzehn Tagen," schreibt Lotte Schiller am 19. September an die Prinzessin Karoline, „sind Arnims hier. Er ist graziös, liebenswürdig wie sonst, schreibt aber, unter uns gesagt, auch wie sonst und schreitet nicht vor; doch muß man ihn lieb haben und die einzelnen Aperçus seiner geistigen Geburten auch. Mit seiner Frau ist er so graziös und mild, daß es mich freut. Die Frau ist recht geistreich und lebendig, und erzählt vortrefflich. Sie ist viel stiller geworden, als sie sonst war, und da kann ich auch mit ihr fortkommen." Als Lotte dies schrieb, war Bettinas Ausfall gegen Goethes Frau und damit der Bruch mit dem rührend geliebten Meister selbst bereits erfolgt.*)

Von Weimar reisten Arnims nach Frankfurt, wo Bettina bei ihren Geschwistern blieb, während Arnim zuerst Görres in Koblenz besuchte, um mit herzlicher Ungeduld zu seiner Frau zurückzukehren, dann eine Woche in Heidelberg und fünf Tage in Straßburg sich herumtrieb. Creuzer schien er „doch nicht recht munter". Mitte Dezember waren Arnims noch in Frankfurt; am 1. Januar 1812 konnte Klemens bereits weiter melden, „daß dem Bunde der Phantasie (Bettina) mit der Poesie bald ein lebendiges Gedicht entsprießen wird". Bettinas Gesundheit veranlaßte ihn dann im Herbste 1812 mit Frau und Kind nach Teplitz zu reisen, wo das Treiben der Kurgäste ihm Lust machte, unter dem Titel Badegesellschaft einmal manches Lustige zusammenfassend zu erzählen. Als im Frühjahr 1813 die Volkserhebung losbrach, erwarteten die Freunde, daß Arnim selbst zu den Waffen greifen würde. „Die meisten Preußen," schrieb Jakob Grimm am 6. April 1814 aus dem Hauptquartier, „die ich über Arnim gesprochen habe, nehmen es ihm übel, daß er nicht mitgegangen ist." Welche „besonderen Verhältnisse" (W. Grimm 23. Juni 1815) ihn 1813 und 1815 zurückhielten, wissen wir nicht. Die Unbehaglichkeit, welcher er im Mai 1814 in Klagen „über die Stickluft der

*) Bei Urlichs, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" ist I, 598 eine Briefstelle Arnims mitgeteilt, in der er Lotte bittet, wenigstens den an Riemer adressierten Pelz seiner Frau ihm zu verschaffen, da Goethe zwei Reklamationen unbeantwortet gelassen.

Litteratur"*) Ausdruck gab, mag wohl in jenem Fernbleiben vom Befreiungskampfe ihre Hauptursache haben. 1806 hatte Arnim eine Sammlung „Kriegslieder" (Göttingen) herausgegeben. Den Heldentod des Prinzen Ludwig Ferdinand, die schmachvolle Übergabe der einzelnen Festungen hat er trauernd und ingrimmig besungen; den bei Halle geschlagenen Prinzen Eugen von Württemberg verhöhnt er im Tone des edlen Ritters. Er schildert Friedrichs Grenadier, der mit zerschossenen Füßen von dem Schlachtfeld von Auerstädt in sein Haus getragen wird.

Denn ich kann mich nun nicht bücken,
Denn ich sah des Alten Blick.

Der Veteran denkt an Roßbach und steckt Haus und Dorf in Brand, als die Feinde einrücken; es ist der grimmige, in den alten märkischen Soldatenfamilien lohende Franzosenhaß, wie er aus Kleists Liedern sprüht. Arnim beschwört „den Geist des alten Königs" und singt ein „Halt dich Danzig". Schills Untergang begrüßt er mit dem Liede

Wenn für uns der Herrlichste gefallen,
Wofür leben wir in Schand',
Laßt die Feuerglocken schallen,
Zeigt der Liebe Brand,
Daß sie in der Glut der Rache
Ihm die Totenfeier mache.

Hört! die schwarzen Rächer ziehen,
Totenköpfe an der Stirn,
Rachegluten in ihrem Herzen glühen,
Glühn in ihrem Hirn.
Schill hat ihren Weg gebahnet,
Hört ihr, wie das Horn euch mahntet,
Mitzuziehen euch ermahnet.

Dem Schmerze über Preußens Niederwerfung hat auch Brentano in dem, an die allegorischen Traumerscheinungen bei Hans Sachs erinnernden Spruchgedicht: „Vom großen Kurfürsten. Gesicht eines alten Soldaten in Berlin vor der Wiederherstellung des preußischen Staates 14. Oktober" Ausdruck gegeben. Während aber Brentano die Kämpfe von Kulm bis zum zweiten Pariser Einzuge mit Festspielen und zahlreichen Liedern begleitete, den Schlachtentod Körners und Christian Stolbergs besang, so daß ihm unter den Sängern der Freiheitskriege ein Platz in erster Reihe gebührt, ist von Arnims dichterischer Teilnahme bisher so gut

*) Übrigens klagte auch Niebuhr (11. Januar 1814), in unserer Litteratur trete eine sichtbare Ermüdung ein.

wie nichts bekannt geworden.*) Widerstrebte es etwa ihm wie Goethe „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen"? Die „Gräfin Dolores" schließt mit den 1810 von der Wirklichkeit noch unerfüllten Worten: „Graf Karl fühlte sich gestärkt, bei dem Rufe seines bedrängten Vaterlandes sich von dem Grabe seiner Dolores loszureißen, den Deutschen mit Rat und That, in Treue und Wahrheit bis an sein Lebensende zu dienen; ihm folgten seine Söhne in jugendlicher Kraft."

Als der Ruf nun wirklich erscholl, da war Arnim wohl auf seinen Gütern lebhaft für die Errichtung des Landsturms thätig, jedoch ohne für seine Person in Reih und Glied zu treten. Am 1. Oktober 1813 übernahm er die Schriftleitung des „Preußischen Korrespondenten". Barthold Niebuhr gab das von ihm gegründete Blatt seit dem 2. April heraus; während seiner Abwesenheit führte erst Göschen, dann Schleiermacher das Blatt weiter; am 31. Januar 1814 nahm Arnim von den Lesern Abschied, und Niebuhr übernahm „aus vielerlei Gründen" (5. Febr. 1814) selbst wieder die Leitung. Nach Niebuhrs und Scharnhorsts Plane sollte der „Korrespondent" ein Zwiefaches leisten: ein historisches Nationalblatt und eine politische Zeitung. Es handelte sich also um einen Versuch, wie ihn Görres dann im „Rheinischen Merkur" mit Erfolg verwirklichte. Immerhin hat Wilhelm Grimm über den „Korrespondenten", als Arnim von seiner Leitung zurücktrat, geurteilt: „Es ist eine sehr gute und merkwürdige Zeitung, an Wert und Eigentümlichkeit gar mit den gewöhnlichen nicht zu vergleichen; manches schöne Detail, selbst deutsche Sitten, wird darin beschrieben." Wer von diesem Lobspruch angetrieben die morschen Blätter durchmustert, wird freilich seine Erwartungen nicht erfüllt finden. Niebuhr selbst gestand, daß die erschwerenden Zeitumstände und die Schwierigkeiten eines neuen Unternehmens die Ausführung weit hinter dem Entwurfe zurückbleiben machten. Mit Arnims Schriftleitung war Niebuhr nicht sonderlich zufrieden; „unser Geschmack ist entgegengesetzt, obgleich ich ihn sonst leiden mag", schrieb er am 11. Januar 1814. Arnims wiederholte Klagen über die fortwährenden Quälereien der Censur — Schleiermacher erklärte während seiner Schriftleitung (12. Juni an Fr. Schlegel), „bei unserer prinzipienlosen albernen Censur können wir für nichts stehen" — bilden eine böse Erläuterung zu Niebuhrs Erklärung im ersten Blatte: „die Freiheit der Rede und der Schrift ist uns wieder gegeben wie die des Handelns". „Mit dem Augenblick im Anfange des Kriegs im Jahre 1813," schrieb Arnim im Januar 1816 an Görres, „wo ich erfuhr, daß Stein nicht an die Stelle Hardenbergs trete, gab ich auch jedes Dauernde und

*) Dies ist um so auffallender, als Arnim in Nr. 114 des „Korrespondenten" Fouqués „Gedichte vor und während dem Kriege 1813" mit den Worten anzeigt: „Die Zeit lehrt und wird lehren, daß Poesie nicht allein Kunde von einem untergegangenen Paradiese, sondern auch Ahndung eines wieder zu gewinnenden sei, zu dem alle herrlichen Thaten hinstreben, so daß aus allem Herrlichen der Wirklichkeit die eine Seite der Poesie sich entfaltet. Dieser letzte wirkliche Stoff hat häufig den guten Dichtern Deutschlands in der letztvergangenen Zeit gefehlt, möge der reiche Stoff dieses Jahres noch Dichter finden, denn viele sind schon gefallen."

Tüchtige im Innern unseres Staats verloren." Noch während der allgemeinen Begeisterung und ungetrübten Hoffnungen mußte Arnim erfahren, daß der alte furchtsame Polizeigeist, der seinen Freund Heinrich von Kleist bei Herausgabe der „Abendblätter" zur Verzweiflung gebracht hatte, echt bourbonisch weiter herrschte. Ehe er zurücktrat, suchte er die öffentliche Meinung für Bestrebungen um eine Neugestaltung der preußischen Staatsverfassung zu gewinnen*) und wünschte beim Scheiden für das Blatt „insbesondere reichere Beiträge zu der inneren Geschichte der Staaten, denn hier sehen wir den merkwürdigsten Aufgaben des Menschengeschlechts entgegen." So sehr er den Kampf gefordert hatte, nicht ohne Unbehagen schildert er in der Novelle „Seltsames Begegnen und Wiedersehen" die ausschließlich auf den Krieg gerichtete Thätigkeit: „Nichts auf der Welt galt seitdem als Kriegswesen und Krieger, alle anderen Beschäftigungen schienen nur diesen letzten Zweck zu haben, der Landmann sollte sie nähren, der Dichter sie besingen, der Geistliche sie zum Tode vorbereiten, und dieselbe Urzeit, vor der den Menschen in Büchern graut, trat in solchen Stunden völlig in ihr Dasein." — Während der vier Monate hatte er das wöchentlich viermal als Quartbogen erscheinende Blatt fast ganz allein geschrieben. Er verzeichnet im Abschied „An die Leser" das Eingesandte. „Alle übrigen Aufsätze, Charakteristiken, Anzeigen, Anekdoten, Gedichte, bei denen kein anderer Name oder Anfangsbuchstabe steht, oder die nicht, wie leicht zu unterscheiden, als Neuigkeitsberichte von Korrespondenten oder aus Zeitungen aufgenommen worden, sind von mir, ihr allgemeiner Zusammenhang ließe sich zur Darlegung meiner Ansichten vielleicht fordern, doch würde es bei dem gewöhnlichen raschen Untergange der Zeitungsblätter vergeblich sein. Ich habe mich bemüht, jedem Stücke eine kleine Einlage, die unserm Volke wert wäre, einzufügen, haben sich die Hochgebildeten daran einen Zahn verbissen, so thut es mir leid, die Wohlgebildeten haben bessere Zähne, sie werden sich daran erfreut haben." Ursprünglich hatte Arnim in dem Abschiede erklären wollen, „daß ich die Lust verlöre das Erlaubte zu sagen, weil so viel unerlaubt sei". Allein die Censur hatte sogar diese Äußerung gestrichen, wie in den vier Monaten jedes Wort, „was wirklich gesagt werden muß, was trifft und paßt".

Arnims Gedichte im „Korrespondenten"**) gehören nicht zu seinen besseren Leistungen; von andern Dichtern hat er Körners Schwertlied, Fouqués Lied von Lützen und Schenkendorfs Lobgesang aufgenommen; unter Niebuhrs Leitung kamen mehr Gedichte zum Abdrucke als unter Arnim. Unter den Charakteristiken sind vor allem die umfassende Dalbergs und der warme, Arnims Schriftleitung endende Nachruf an Fichte hervorzuheben;

*) Am 31. Dez. 1814 klagte er Görres: „Sind wir auch jetzt nicht mehr mit Truppen belastet, so weiß doch keiner mit seinen sieben Sachen fertig zu werden; für die Organisation des Innern wagt niemand zu sprechen, um dadurch das Äußere nicht zu hemmen."

**) Außer den in unsere Ausgabe aufgenommenen: ? Aufruf eines Altmärkers an seine Landsleute (Dialekt)? Nr. 120. — Rheinübergang Nr. 146. — Der deutsche Völkerbund 24. Januar 1814 Nr. 13. — Dem 24. Januar 1814. Nr. 14.

aus den Bücherbesprechungen die kräftige Zustimmung zu Arndts, „des besten und treuesten Menschen", Schrift „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze". Die Kunst, patriotische Anekdoten wirksam in epischem Stile zu erzählen, hatte schon Kleist in den „Abendblättern" ausgebildet. Nachdem Arnim sich vom „Korrespondenten" zurückgezogen, sandte er an Görres Beiträge zum „Rheinischen Merkur". Als im Jahre 1816 der „Merkur" unterdrückt wurde, hieß es in Berlin (irrtümlich), ein Brief aus Berlin sei die Ursache. Da Arnim der Einsender dieses Briefes war, ließ er dem Staatskanzler sagen, daß er der Verfasser sei und als solcher dafür einstehen wolle, erhielt aber zur Antwort, daß man ihn als Verfasser jenes Briefes ohnehin vermutet habe, das Verbot aber sei auf russische Anforderung erfolgt.

Im Frühjahr 1814 war Arnim, „um zu sparen", von Berlin auf sein Gut Wiepersdorf übergesiedelt, einem, wie er ein Jahrzehnt später es Görres schildert, „merkwürdigen Fleck für die Geschichte dieses Landes. Bärwalde zeigt noch gewaltige Erdwälle, die kein Ritter auftürmt, und noch eine zweite Befestigung im Bruche, beide jetzt mit uralten Eichen bewachsen". Das Gut lag (W. Grimm 6. Dez. 1816 an Görres und 7. Jan. 1817 an Bang) „für die dortige, ganz ebene und, außer einer gewissen Heimlichkeit und außer den zierlichen Birkenwäldern wenig reizenden Gegend, recht schön. Das ganze Land hat durch seine Ebenen, wo sie bebaut sind, seine reinlichen, wie zu Festen bereiteten Birkenwälder etwas Heiteres, da, wo Kiefern und Sand herrschen, etwas sehr Ödes, Trauriges und Armes. Vor Arnims Fenstern hinter einem grünen Rund steht ein Halbkreis von alten Geistern aus hohen und breiten Fichten, zur Seite hat er ein Dutzend abhauen lassen zu Heldensitzen in einem Walhalla. Arnim pflanzt viel und hat am Einzelnen Freude, aber an der ganzen Landwirtschaft doch nicht; sein frisches Herz und seine milde Gesinnung helfen ihm über vieles hinaus, aber eigentlich paßt diese Lage doch nicht für ihn." Der Augenschein bestätigte dem Freunde nur, was er schon zwei Jahre früher aus Arnims Briefen gefühlt hatte: „es ist ihm in seinen persönlichen Verhältnissen nicht recht". Liest man den ersten Teil der „Gräfin Dolores", so liegt es freilich nahe, des Grafen Karl Freude an der Einrichtung und Verwaltung seiner Güter auf den Dichter selbst zu übertragen. Arnim suchte auch mit Eifer seiner Aufgabe gerecht zu werden und freute sich, „auf dem Lande manches in menschlichen Verhältnissen kennen zu lernen"; er meinte aber, es sei ein „kurios Geschick", das ihn so durch „mancherlei der Art geführt". Er war doch nicht zum Landedelmann geschaffen. „Lust an einem geselligen Leben" erwähnen die Brüder Grimm als eine Arnim bezeichnende Eigenschaft; immer hatte er auf Reisen, in Heidelberg, Berlin im Mittelpunkte regen geistigen Austausches gelebt, nun sollten er und die ewig bewegliche Bettina „fast ohne eigentlichen Umgang" als „einsame Landbewohner" sich eingewöhnen. War dies an sich schwer genug, so wurde durch die Neuordnung der staatlichen

Grundlagen das Leben in seinem „Verhältnis als Güterbesitzer ein beständiger Zank mit den Behörden aller Art". In Briefen an Görres mußte er sein „Herz ausschütten gegen meine Quäler, die von meinem Vermögen und von meiner Zeit das Beste aufzehren". Als altmärkischem Edelmann und entschlossenem Anhänger einer freiheitlichen Entwickelung war ihm das gerade nach den Freiheitskriegen zur Herrschaft gelangende Bureaukratentum doppelt verhaßt, er sah in diesem „Geschlecht der Geschäftsmänner" und ihrem Gebaren nur eine Fortführung des Napoleonischen Polizeidruckes. „Dies Ministerwesen, das wir, wie so viele andere Dummheiten, aus Frankreich erhalten, ist der faule Fleck unseres Landes . . . Das Heer jüdischer Teufel, wodurch alles, was geschieht, zu persönlichen Begünstigungen und Anfeindungen wird", störe alles. Trotz aller deutschen Gesinnung ärgerte sich der Preuße in ihm, daß Braunschweiger, Mecklenburger, Hannoveraner an der Spitze standen. Er versteigt sich 1819 bis zu dem Hohne, diese Bande müsse sich von auswärts „rekrutieren, unser Land kann die Masse von Gesindel nicht aufbringen, die zu so einer Beamtenwelt nötig ist". Er beklagt lebhaft den Untergang der alten ständischen Einrichtungen und will keine „von Beamten zusammengeschmierte Konstitution". Dabei steht er doch wieder weit von der Feudalpartei entfernt. Über K. L. von Haller, den Theoretiker der Restaurationszeit, urteilt er treffend: „Nach meiner Überzeugung laboriert Haller an derselben Halbheit wie Rousseau, nur weil sie nach der andern Seite geht und sich mehr historischen Schein zu geben weiß, scheint er den Leuten unendlich neu und groß."

In der ersten, an Tiecks Art erinnernden Novelle des „Landhauslebens": „Metamorphosen der Gesellschaft" stellt er einen freigesinnten Vertreter des in den Revolutionsjahren groß gewordenen Geschlechtes, den Rittmeister, einem jugendlichen, von Hallerschen Theorieen bestimmten Vertreter der Restaurationszeit gegenüber. Diesem selbstsüchtig heuchlerischen Arthur steht zugleich der thatkräftige, als Demokrat verrufene Philhellene Eduard entgegen und das modische Frömmlerwesen mischt sich mit dem Spiritismus der alten Hofgesellschaft. Der Beste dieser deutschen Ultras, die „Frömmigkeit auch als eine restaurierende Brühe für den Staat ansehen, jene aufschießenden Salatstauden, die sich als Eichenbäume zu Thronstützen angeben, die ohne Halt und Richtung bloß parteisüchtig sich für eine französische Konstitutionsform erhitzen", sei noch nicht dem Schlechtesten jener alten Revolutionäre zu vergleichen. Arnim läßt den alten Rittmeister schließlich Minister werden und eine bessere Zukunft eröffnen.

Ob Arnim selbst das Zeug zum Staatsmanne gehabt hätte, läßt sich nicht entscheiden; er hat es in politischen Stellungen nur bis zur „Würde eines ältesten Kreisdeputierten" gebracht (1827). Gewiß aber ist es, daß sein Wunsch und Streben auf politische Thätigkeit gerichtet war und es wie eine Klage über verfehlten Lebenslauf aus seinen Briefen tönt. Er war noch kein Vierteljahr auf seinem Gute, so klagte er: „Zuweilen möchte

mir das Herz in Sehnsucht nach äußerer Thätigkeit springen; dann kommt wieder allerlei häusliche Not und beruhigt mich;" und 1816 schrieb er an Görres: „Fast gewaltsam drängt mich eine höhere Hand von allem öffentlichen Verkehr zurück, und zuweilen leuchtet's in meine Seele, als ob meine Liebe fürs öffentliche Wohl einer reinern Zeit, einem festern Vertrauen unter den Menschen aufgespart sei, weil ich mich nicht ohne Schaden mit den Befleckten mischen könnte, und wenn ich den Zorn dann glühend über mir fühle über die Wesen, denen ich gehorchen müßte in jetziger Zeit, da fühle ich auch, es ginge so nicht gut zusammen, sicher nicht lange." Die Wiederkehr ähnlicher Bekenntnisse in verschiedenen Jahren zeigt, daß es sich hier nicht um eine augenblickliche Aufwallung handelt, deren Festhaltung im Briefe den Biographen leicht zu einseitigen Schlüssen verführen kann. Persönliches und Allgemeines wirkten zusammen, um zur Jahreswende 1814 auf 1815 Arnims Lage „recht schlimm und bedrängt" (W. Grimm 5. Dez. 1814) zu gestalten. „Die Lage meines Vermögens ist so sonderbar durch die Zeitläufte bestimmt, daß ich wie eine Wasserspinne mich unsäglich abmühe, ohne weiter zu kommen." Durch Vermittlung des einflußreichen Herausgebers des „Rheinischen Merkur" wollte er eine Civilanstellung in der neugewonnenen Rheinprovinz erlangen, obwohl ihm das Herumziehen einer fünfköpfigen Familie nicht unbedenklich schien. Savigny riet zu dieser Bewerbung, da Arnim „an allen Orten, wo etwas frisch anfange ohne weitläufige traditionelle Umständlichkeit, nicht ohne Geschick fürs praktische Geschäft sei". Görres lud den Freund sofort in sein Haus ein und wünschte ihn in seiner Nähe angestellt. Allein Arnims Rührung über des rheinischen Freundes treuen Eifer war schließlich alles, was daraus hervorging.

So blieb Arnim „mitten in Sachsen, nicht unnütz den zwölfhundert Seelen", die seine sieben Dörfer bewohnten. „Die Zeit gab Gelegenheit und ich bin bei den Leuten beliebt, habe neue Gebäude nach eignem Plan, neue Höfe aufgeführt, neue Gärten urbar gemacht, habe große Seligkeit im Gartenbau gefunden, und vieles von unwissenden Bauern, nichts aus Büchern über das alles gelernt, dabei schreib' ich manches, das mir gefällt" Freilich mußten die Musen in der ländlichen Einsamkeit „die Röcke bis über die Kniekehlen aufnehmen", als er im Frühjahr 1818 voll Sehnsucht an die Rheinzeit ein bisher verpachtetes, schrecklich dreckiges Gut „mit Brauerei, Branntweinbrennerei und allen Teufeleien" selbst übernehmen mußte. Ein Jahr später war er „Landwirt, Hirte, Bierbrauer" — W. Grimm fand Arnims Bier jedoch überaus schlecht — „Viehhändler, Getreidehändler u. s. w. geworden"; es erging so ziemlich bei der Wirtschaft. Ein jugendlicher Besucher der litterarischen Mittwochsgesellschaft — 1824 von Hitzig in Berlin gegründet — erschrak, als ein großer behäbig dicker Herr, der mit Fouqué über Schafschur, Weizenpreise, neue Düngungsmethode und dergleichen verhandelte, ihm als der Romantiker Arnim vorgestellt wurde. Das Bild stimmt freilich nicht mehr mit dem von Bettina bei der Rheinfahrt 1802 entworfenen überein. Allein die

Wandlung war nur äußerlich.*) „Alles,“ schrieb Arnim in Rückerinnerung an das Heidelberger Treiben, „lebt noch in meinem Sinne wie ehemals; die Nachtigallen schlagen mir noch und die Frösche schreien mir eben im Teiche als säße ich am Rheine.“ Wie Görres' und Arnims Briefe 1812 fast die einzigen waren, die den Brüdern Grimm zeigten, „daß jemand ein wohlwollendes und nachsichtiges Interesse“, wie sie es wünschten, an ihren Arbeiten nehme, so blieb Arnim den Freunden fort und fort verbunden, voll Teilnahme an den Fortschritten der deutschen Altertumskunde. „Arnim ist immer brav und gescheit,“ schrieb der verbannte Görres 1820, und nach Arnims Tode rühmte er, wie Arnim in allen Lagen ihm unerschütterlich bis zur letzten Stunde in derselben festen Treue fortbeharrt und als andere sich klüglich von dem Angeschuldigten ferne hielten, einer der Ersten teilnehmend ihm und den Seinigen genaht sei und ohne Scheu seine Meinung ausgesprochen habe.**) Gesehen haben sich Arnim und Görres nach den Freiheitskriegen nicht mehr. Die Sehnsucht nach dem alten Freunde war der Hauptgrund für Arnims Reise nach München im Oktober 1829; er wohnte in Görres' Hause, aber dieser selbst war in Bozen, und der viele Schnee auf dem Brenner hinderte Arnim, der eine Lustreise über Salzburg und Berchtesgaden nach Wien machte, dem Freunde nachzureisen, wie er beabsichtigt hatte.

Als Arnim im Frühjahre 1816 an einer Brustentzündung gefährlich erkrankte, war es sein Wunsch, Wilhelm Grimm zu sprechen. Grimm reiste über Dresden nach Wiepersdorf, und während Arnims Besserung kam auch Klemens mit Savignys zum Pfingstfeste aufs Gut. Es wurde über den Plan Savignys zu einer Gesellschaft für deutsche Geschichte verhandelt; vgl. Goethe-Jahrbuch IX, 34 u. 88. Wahrscheinlich steht dieser Plan in Verbindung mit der Reise Savignys und Arnims nach Göttingen im November 1816, die einem Zusammentreffen mit Jakob Grimm galt. Arnim hatte den Winter 1816 auf 1817 in Frankfurt zubringen wollen, verbrachte aber diesen wie die meisten Winter in Berlin. Im Herbste 1820 suchte er Klemens in Dülmen auf und sah selbst die wunderbare Nonne. Im September 1821 nahm er an der großen Brentanoschen Familienvereinigung in Frankfurt teil, zu der auch W. Grimm aus Kassel herüberkam. Im Januar erfreute er dann auf der Rückreise die Freunde in Kassel selbst mit seinem Besuche. Rheumatische Übel plagten ihn in den folgenden Jahren und drückten im Vereine mit den Verdrießlichkeiten der Gutsverwaltung seine Stimmung. „Er ist wie ein Fisch, der das stehende Gewässer nicht verträgt und lieber in einem beweglichen und frischen schnalzte und auf-

*) W. Grimm erzählt 20. Febr. 1828 an Görres, daß er Arnim lange nicht mehr gesehen, „das letztemal war er schon stark geworden, jetzt soll er noch viel korpulenter sein. Mager gefiel er mir besser. Innerlich ist er unverändert derselbe, von einem lebendigen Geist und ausgezeichneten Gaben erfüllt, deren manchmal bizarre Anwendung meist Eindruck und Erfolg seiner Werke hindert“.

**) Im Briefe an seine Tochter 5. März 1826 schreibt Görres, Arnim sei der Einzige in Berlin, der sich ernst seiner annehme, ausrichten werde er jedoch nichts, „da er den Ochsen gerade bei den Hörnern zu packen denkt“.

spränge. Und ihm," klagte W. Grimm (11. September 1822 an Görres) „gönnte ich es vor vielen andern, daß er in seinem Element wäre." Im Spätherbste 1822 trug er von einem Sturz mit dem Wagen eine zeitweilige Lähmung des rechten Armes davon und „Sorgen gab es mehr in diesem Jahre als Regentropfen". Im Herbste 1824 lebten Arnim und Brentano auf dem Brentanoschen Familiengute Winkel einige Wochen neben einander; von einem geistigen Miteinanderleben konnte bei Klemens' Abwendung von allem früher gemeinsam Getriebenen ja nicht mehr die Rede sein. Im August 1828 besuchte Arnim die Freunde in Kassel und machte eine Rheinfahrt mit Brentanos Freund Böhmer, die beiden in angenehmster Erinnerung blieb. Böhmer meinte „Arnims überaus liebenswürdige Persönlichkeit müßte jedem zusagen". Im Sommer 1829 (?) traf er nach brieflicher Verabredung mit alten Studiengenossen und Freunden zur Erinnerung an die alte Burschenherrlichkeit in Halle zusammen, Ausflüge nach Eisleben, das als Luthers Geburtsstadt im zweiten Teile der „Kronenwächter" geschildert werden sollte, und dem Petersberge vereinten die Freunde. Dem jungen Adolf Friedrich von Schack,*) der dabei seinen Vater und Arnim begleiten durfte, bereitete es eine arge Enttäuschung, daß der stattliche, ja schöne Mann, „dessen Zügen und ganzem Wesen das Gepräge großer Herzensgüte aufgedrückt war, so plan und schlicht wie möglich meistens von Landwirtschaft und hie und da auch von Politik sprach, kein Wort aber von Poesie und Litteratur".

Ostern 1826 hat Arnim selbst zum letztenmale etwas von seinen Dichtungen, den ersten (und einzigen) Band des „Landhausleben. Erzählungen" (Leipzig; sämtl. Werke Bd. 15) herausgegeben. Die Erzählungen sind nicht nur die am besten abgerundeten, zum Teile von phantastischer Willkür sogar ganz freien Dichtungen Arnims, sie allein haben neben dem unvollendeten Roman der „Kronenwächter" einen, wenn auch immer noch beschränkten, Leserkreis gefunden. Die dramatischen Versuche waren zum weitaus größten Teile zu seltsam und phantastisch, um auch nur als Lesedramen einen Platz zu erobern. Eine Sammlung der Gedichte hat Arnim niemals unternommen; die besten waren in den Erzählungen, in Reichards „Troubadour" und wenig gelesenen Zeitschriften zerstreut. Die endlich am Schlusse der Werke gegebene Auswahl enthält keineswegs das Beste und der versprochene zweite Band der Gedichte ist überhaupt niemals erschienen. So konnte der Lyriker Arnim weder bei der Mit- noch Nachwelt sein Recht finden, während Brentanos Gedichte wenigstens nach seinem Tode in den beiden ersten Bänden seiner Schriften gesammelt wurden und seitdem auch in Einzelausgaben erschienen sind.

„Hollin und Ariel" bezeichnete Arnim als Roman wie später die „Kronenwächter"; die „Gräfin Dolores" als „eine wahre Geschichte". Im Frühjahr 1809 gab er die zwei Teile „Der Wintergarten. Novellen"

*) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Stuttgart und Leipzig 1888. I, 14.

Berlin; sämtl. Werke Bd. 11 u. 12) heraus. Der „Wintergarten" gehört in die Reihe der Rahmenerzählungen, denen wir ja auch den für den zweiten Abend benutzten „Roman von der Insel Felsenburg" (Nat.-Litt. Bd. 37 S. 484) beizählen müssen. Auch die vier Novellen und das „Landhausleben" hatte Arnim ursprünglich als Rahmenerzählungen geplant. An Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" erinnert das Gesetz der Gesellschaft, „nichts Bestimmtes von den Begebenheiten der Zeit zu reden". Dafür sollten „allerlei Geschichten aus andern Zeiten und Ländern" gesammelt und gemeinschaftlich genossen werden. Die Einkleidung ist überaus phantastisch. Der Winter selbst wird als Alter in die Gesellschaft eingeführt und stirbt nach der Trauung mit der schönen Frau. Ariel tritt auf, wie in dem verworrenen Jugendwerke, und giebt am Schlusse des siebenten Winterabends ein knappe autobiographische Skizze von Arnim selbst. Er hatte „das Novellenstudium" in ausgedehntem Maße betrieben und mahnte Görres bei Überreichung des „Wintergartens", sich nicht durch bekannte Sachen irren zu lassen, „denn auch das Bekannte hat in der Verwandlung zu abgesonderten Novellen verwandelt werden müssen". W. Grimm hatte denn auch große Freude an dem Buche, „obgleich viel Bekanntes darin, so ist es doch so geistreich verknüpft und eingeleitet, daß man alles gern darin sieht". Brentanos Vermutung, Goethe werde für den „Wintergarten" wiederholen, was er für den ersten Band des „Wunderhorn" gethan, war wohl lediglich Selbsttäuschung, denn die „ungemeine Hochachtung", mit der er, als Brentano 1809 durch Jena kam, vom „Wintergarten" sprach, war doch mit ernsten kritischen Bedenken gepaart. Die fünfte Erzählung von der Engländerin „Mistriß Lee", von der Grimm meinte, sie könnte im „Wilhelm Meister" stehen, nannte er „ganz vortrefflich", wie sie es in der That ist. Die von W. Grimm gelobten Romanzen von Nelson und einer Opersängerin Meduse, die Zauberei treibt und eine Schlange um den Leib trägt, die Nelson durchhaut, um dann sterbend mit der reuigen Sünderin sich zu verbinden — Anklänge an Gott und Bajadere — schalt Goethe ebenso mit Recht „unklar, ungesellig und zum Traume geneigt". „Wenn wir, die wir ihn kennen, lieben und hochschätzen, von dieser unangenehmeren Empfindung gepeinigt werden,*) wie darf er sich betrüben, daß andere ihn aus solchem nicht kennen, lieben und hochschätzen lernen werden." Die erste Erzählung „Die Liebesgeschichte des Kanzlers Schick und der schönen Sienerin" hatte Arnim in Goethes Hause vorgelesen.**) Die berühmte

*) Arnim warf W. Grimm einmal vor, er läse seine Werke aus Freundschaft und nicht aus Interesse, worauf Wilhelm (22. März 1828 an Meusebach) entgegnete: „Obgleich die Freundschaft immer etwas dabei thut, mir selbst einiges darin erklärt, so ist es doch nicht ganz richtig." L. Ranke erklärte bei Arnims Tod, daß er ihn „seiner Persönlichkeit und seines Talentes willen" hochgeschätzt habe (3. Februar 1831).

**) Goethes Tagebuch 1808: 19. Dez. Mittags Herr von Arnim. Nachmittag und Abend die Arnimschen Kupfer. 20. Dez. Mittags Herr von Arnim. Abends Thee, Kupfer des Herrn von Arnim und Liebesgeschichte aus Äneas Sylvius von demselben übersetzt und

Novelle des Papstes Äneas Sylvius „Euryalus und Lukretia“ entnahm Arnim den Translationen des Niklaus von Wyl.*) „Das wiederaufgefundene Paradies“ ist aus der „Insel Felsenburg“ entnommen, „Der Krieg. Nach alten Erzählungen“ Moscherosch' „Soldatenleben“ (Nat.-Litt. Bd. 32 S. 253 f.), „Die drei Erznarren“ sind aus Weises gleichnamigem Roman (Nat.-Litt. Bd. 39 S. XIV) und Reuters berühmtem „Schelmuffsky“ zusammengezwungen. Arnim selbst war mit dieser anständig gemachten Zerarbeitung der „Curiosen und sehr gefährlichen Reißebeschreibung“ nicht recht zufrieden. Die unklar gehaltene Erzählung des dritten Winterabends „Altdeutsche Landsleute: Arbogast von Andelon und Elisa von Portugal, Albrecht von Werdenberg und Amisa von Ponazari“ soll der Zimmerschen Chronik (Nat.-Litt. Bd. 24) entnommen sein. Da die Freude der Romantiker an Jakob Böhme den besonderen Spott der Gegner hervorrief, ist Arnims in der Erzählung des achten Abends nachdrücklich hervorgehobene Verehrung für Böhme und seine Schriften eigens zu bemerken: „Der Durchbruch der Weisheit“. Aus Froissarts Chronik, der Arnim die Darstellung Olivier Clisson Kronfeldherr von Frankreich und der Herzog von Bretagne entnahm, hatte Brentano schon für die Einsiedlerzeitung geschöpft. Die mit sichtlicher Teilnahme erzählte Geschichte der Kämpfe und Flucht des Prinzen Karl Stuart ist Arnim jedenfalls durch seinen Aufenthalt in Schottland interessanter gewesen als vielen seiner deutschen Leser. Erst 1814 hat Walter Scott durch seine Schilderung dieser letzten schottischen Erhebung in „Waverley“ dem 1809 von Arnim behandelten Stoffe die Gunst der Leser erworben.

Zu Savignys und W. Grimms Ärger wurde der „Wintergarten“ in den Heidelberger Jahrbüchern (1809 Heft 12 S. 164) als ein Erzeugnis „jetziger norddeutscher Übellaunigkeit“ und Nachlässigkeit eines genialischen Kopfes übel empfangen. Brentano wollte spanische Volksbücher aus dem 16. Jahrhundert für ein Gegenstück zu dem „Wintergarten“ „Sommerkarneval“ übersetzen. Er kam dazu so wenig wie zu der schon 1802 geplanten Übersetzung spanischer Novellen. Brentano hat nur drei novellenartige Erzählungen (Schriften Bd. 4) veröffentlicht: „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl“ (s. unten); „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter“ (1817 in Gubitz' „Gesellschafter“, dann 1835)**); „Die drei Nüsse“ (Berlin 1834). Die beiden ersteren sind es eigentlich allein, welche Brentanos Namen in weiteren Leserkreisen nicht eben als bloßen Namen erhalten haben. Für die Geschichte vom braven Kasperl wollte man in dem Liede

redigiert. 22. Dez. Mittags Werner, Kügelgen und Arnim zu Tische. 24. Dez. Arnim um Abschied zu nehmen.

*) J. Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Frauenfeld 1888. Anmerkungen S. 55. — A. Reichl, Über die Benutzung älterer deutscher Litteraturwerke in L. A. von Arnims Wintergarten. 1. und 2. Teil. Arnau 1889 und 1890.

**) Immermann lernte die kuriose Neuigkeit im Herbste 1832 kennen. „Das Burleske finde ich hübsch darin, das Ernsthafte ist wie immer abscheulich.“

des „Wunderhorn" (II, 204) „Weltlich Recht" die Grundlage finden. Luise Hensel erzählte, im Frühling 1817 sei Brentano zu ihrer Mutter gekommen, er wisse eine Familie in großer Not und müsse ihr helfen, besitze aber im Augenblicke nicht genug. „Erzählen Sie mir doch eine Geschichte, die ich niederschreiben kann," bat er. Nach einigem Besinnen erzählte die Hausfrau zwei Geschichten, die sich wirklich ereignet hatten, einen Kindsmord in Schlesien und den Selbstmord eines Unteroffiziers aus gekränktem Ehrgefühl. Klemens soll die Novelle in vier Tagen ausgearbeitet haben.*) Der litterarhistorische Stammbaum weist jedenfalls noch über das „Wunderhorn" hinaus in die Jahre der Sturm- und Drangperiode, da in der Rechtswissenschaft wie in der Dichtung die Frage nach der Bestrafung der Kindesmörderinnen und der psychologischen Entstehung des Verbrechens in Balladen, Romanen und Tragödien so vielfach behandelt wurde; Nat.-Litt. Bd. 79 S. 45. Merkwürdigerweise hat Brentano auch noch ein zweites, seit der Emilia Galotti gerne dramatisch verwertetes Motiv in seine Novelle verarbeitet, die Anklage gegen die gewissenlose Genußgier der Fürsten. Das dem Volksaberglauben entnommene Motiv vom klirrenden Schwerte des Scharfrichters giebt dem ganzen einen mystisch-romantischen Untergrund, ohne jedoch an die Schicksalsdichter zu erinnern. Freiligrath hat 1843 Brentano als den dritten Dichter von Dorfgeschichten (Jung-Stilling, Pestalozzi) gefeiert.

Wie mit Blutestropfen
Schrieb der sein Annerl in gewalt'gen Zügen!
Der wußt' es wohl, wie niedre Herzen klopfen,
Und wie so heiß des Volkes Pulse fliegen!
Der warf zuerst aus grauer Bücherwolke
Den prächt'gen Blitz: die Leidenschaft im Volke!

Die vertritt aber der Bauernknecht in der zweiten Bearbeitung von „Werthers Leiden" (Nat.-Litt. Bd. 94 S. 80) jedenfalls viel eher als Brentanos pflichtstrenger Ulanenunteroffizier. Die Geschichte verdient ja wirklich das höchste Lob, nur nach Brentanos Absicht und Ausführung nicht mit der von Freiligrath ausgesprochenen Begründung.

Durch die tiefernste Haltung ist der Geschichte vom gekränkten Ehrgefühl die halb kriminalistische „Die drei Nüsse" verwandt. Der eifersüchtige Gatte hält den Bruder seiner Frau für ihren Liebhaber und tötet ihn; das Bewußtsein des Verbrechens läßt ihm keine Ruhe, bis es gesühnt ist. Die folgende Entdeckung, daß der Gemordete wirklich nicht der Bruder war, hätte nur dann eine künstlerische Bedeutung, wenn die auffallende Geschwisterliebe wirklich zum Verbrechen geführt hätte. Brentano nahm nach seiner Bekehrung Anstand, das im Stoffe Liegende auch ganz

*) Ich weiß nicht, worauf Griesebach seine Behauptung, die Geschichte sei bereits um 1808 geschrieben worden, stützt.

zu entwickeln. Dagegen lieferte er in den „Wehmüllern“ eine vollgültige Probe seines unerreichbaren Humors. Die willkürlich eingefügte Hexengeschichte hatte er schon in den Anmerkungen (Nr. 83) zur „Libussa“ erzählt; sie muß ihm besonders gefallen haben, während Grimm und Arnim dies Märchen mißbilligten. In der Novelle verliert freilich auch dieser Kater Hexenmeister und seine Sippschaft das Grausige, der urwüchsige Humor, der in der Geschichte des von künstlerischen Bedenken nicht angekränkelten Porträtmalers waltet, läßt auch die Spukgeschichte im heitern Lichte der Ironie erscheinen.

Brentanos Erzählungskunst ist von der Arnims wesentlich verschieden. Unbekümmert um künstlerische Rücksichten geht Brentano auf seinen Stoff los und sucht, wenn es auch an einzelnen Abschweifungen nicht fehlt, das Ganze klipp und klar herauszubringen. Arnim zeigt sich in bewußt kunstmäßiger Anlage als Schüler der Goetheschen Erzählungskunst; dabei liebt er längere Auseinandersetzungen und zersplittert sich in Einzelheiten. W. Grimm braucht in seiner Besprechung der „Kronenwächter“ für alle früheren Dichtungen Arnims ein treffendes Gleichnis. Sie seien Bilder, „die von drei Seiten einen Rahmen hatten, an der vierten aber nicht, und dort immer weiter fortgemalt waren, so daß in den letzten Umrissen Himmel und Erde nicht mehr zu unterscheiden waren, woraus eine ängstliche Ungewißheit für den Leser entsprang“. Der dadurch hervorgerufene Eindruck der Formlosigkeit ist bei Arnim keineswegs willkürlich; die romantische Ironie, welche in der Dichtung sich über die Dichtung lustig macht, widerstrebte Arnims ernstem Sinne. Aber es war ihm einmal „nicht verliehen, etwas Ganzes, Vollständiges zu erfassen, das vergütet er durch tiefen aufrichtigen Blick in manches Einzelne“ (Jak. Grimm 20. Dez. 1822 an Görres). Er achte in der Komposition keine Regeln der Perspektive, meinte Görres. Es war die in ihm überquellende dichterische Fülle, welche in jedes einzelne Werk zu viel hineinsprudelte. Zuerst ein unruhig bewegtes, dann ein durch wirtschaftliche Sorgen und prosaische Arbeiten zerstreutes Leben hinderte ihn an ruhiger Sammlung und Ausarbeitung des Ganzen. Das Einzelne führt er mit Goethescher Sachlichkeit und Naturtreue aus, das Ganze kann er nicht seiner fortstürmenden Phantasie gegenüber auf dem Boden der Wirklichkeit ausbauen. Sein Vorbild und Muster ist stets Goethe geblieben, der „Wilhelm Meister“, die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, die „Wahlverwandtschaften“. Zwar sind die „Wahlverwandtschaften“ 1809, die beiden Bände der Gräfin Dolores 1810 erschienen, so daß Arnims Werk kaum erst unter dem Eindrucke des Goetheschen entstanden sein wird, eingewirkt haben die „Wahlverwandtschaften“ aber gewiß noch auf die jüngere Dichtung. Wie Goethe seinen Roman zuerst als kleinere Novelle geplant hatte, so hatte Arnim die „Dolores“ bereits als Erzählung vollendet, „als ihm noch allerlei dazu einfiel, und es wurde nun ein mit schönen Novellen und — von Bettina komponierten — Liedern durchwebter Roman, ein ungemein reiches

schönes Buch", allein selbst Brentano hatte bei diesem Lobe die Empfindung, als Erzählung wäre es „ein befriedigenderes Kunstwerk" geworden (Anfang 1810 an Görres). Die „Gräfin Dolores" wäre in der ursprünglichen Begrenzung als das zarteste und sinnigste Muster deutscher Novellendichtung dagestanden; der Roman, mag man ihn auch mit W. Grimm*) „durchaus in dem reinsten Sinn originell" rühmen, geht an dem poetischen Reichtum Arnims zu Grunde. Eine ganze Reihe von Dichtungen aus der Einsiedlerzeitung, Scenen aus der „Päpstin Johanna", das kleine Drama „Hylas" und das Gedankenspiel „Der Ring", sind eingeschaltet. Der ganze Roman „Hollins Liebeleben" ist als Novelle eingeschaltet, im Pfarrer Frank sind die abenteuerlichen Erlebnisse Leuchsenrings geschildert, Waller-Baggesen im ersten Teile, der Prinz von Paphlagonien im zweiten Teile treten neben den handelnden Personen in erste Reihe, die Geschichte des Ministers mit der auf indischem Hintergrunde umgestalteten Fabel von Gyges mengt das Abenteuerlichste in eine rein psychologisch entworfene Erzählung. So gräbt der Dichter seinem eignen Werke die Wurzeln ab und „es kann nun auch keine Krone bekommen" (Hebbel). Gerade weil die „Dolores" „doch ein sehr ausgezeichnetes Buch durch seine Lebendigkeit und innere herrliche Kraft" (W. Grimm an Görres) ist, beklagen wir es, wenn der Dichter sich selbst um jede Wirkung bringt. Als ein Jahr nach dem Erscheinen der „Dolores" Arnim seine vier „Erzählungen" (Berlin 1811) den Brüdern Grimm widmete, hat Wilhelm voll Freude an dieser lebendigen Begeisterung, der wahrhaftigen treuen Poesie, dem reinen Stil doch den Grundfehler Arnims festzustellen gesucht. Er fange in schöner Begrenzung, die uns alles nah, klar und ergreifend erscheinen läßt, an. „Dieses führt er bis zu einem gewissen Punkt, dann aber thun sich alle verborgenen Thüren auf und wir treten in die ganze Welt, in welche sich die Geschichte nach allen Gegenden verbreitet und ihr Resultat als ein allgemeines und großes an jene knüpft. Daß dazu eine Notwendigkeit und ein Bedürfnis im Dichter liege, glaube ich wohl, denn es ist ja auch in der Wissenschaft der Gedanke lebendig geworden, daß alles in einem großen Zusammenhange stehe, und das Geringe und Kleine erst durch seine Stellung darin Bedeutung und Wert erhalte, allein dieser Übergang ist in der Poesie noch schwerer als in der Wissenschaft . . . und weil sie eine gewisse Vollendung verlange, die der menschlichen Kraft nur in der Begrenzung gelingt, dürfe sie einen Strom, an dessen Ufern wir hingehen, nicht zu einem Weltmeer werden lassen, dem wir nicht folgen können."

Arnim verflechtet das Individuellste mit dem Allgemeinsten. Jakob Grimm war gerührt davon, wie Arnim in alles, was er schreibe, „seine

*) W. Grimms schöne Besprechungen der „Dolores" und „Kronenwächter" in den Heidelberger Jahrbüchern 1810 (Jahrgang III, Bd. II) und 1818 (Jahrgang XI, Bd. I); kleinere Schriften Berlin 1818. I, 289—310. Görres 21. Juni 1811 an Grimm: „Ihre Recension der Dolores hat mir so gut wie das Buch selbst gefallen."

herzeigene Geschichte niederlegt, seiner liebsten und heiligsten Verhältnisse auf eine ungemein fromme, einfache, selige Art immer gedenkt". Für den der persönlichen Beziehungen Unkundigen gewinnen die Novellen dabei den Anschein des Willkürlichen und Verworrenen, wozu noch kommt, daß Arnim eigene neueste Erfindung und älterer Dichtung entlehnte Züge oft in glücklich harmonischer, oft aber auch in recht seltsamer Weise mischt. Die Verspottung des pedantischen Leydener Professors Hemkengriper in der Montagserzählung „Holländische Liebhabereien" ist ein Nachklang der Streitigkeiten mit Voß, der auch in der phantastischen Wiederfindungs- und Räubergeschichte „Angelika die Genueserin und Cosmus der Seilspringer" (Werke I, 323) als „ein berühmter Mann" auftritt, um der aus Heidelberg flüchtenden Italienerin das Beten „vor dem schönen Kreuze, das da so wohlerhalten steht", als Götzendienst vorzuhalten. Der Held Cosmus wird zum Sohne des liebreichen tiefsinnigen deutschen Doktors Winkelmann, „der aus Verehrung der alten Kunstdenkmale sein Vaterland verlassen und sich in Italien angesiedelt", und seiner Schülerin, der Gräfin Filomena, gemacht. Als Winkelmanns Mörder begegnen wir einem deutschen Förster und späteren Räuberhauptmann Rost. Das „indische Märchen Wunder über Wunder" (im Landhausleben; Werke XV, 261) ist eine litterarische Polemik gegen Pustkuchens falsche Wanderjahre Wilhelm Meisters (Nat.-Litt. Bd. 159 II, S. 291).

Litteratur- und Kunstnovellen sind außer dieser: die „Holländischen Liebhaberien" (Werke XV, 145), die Leidens- und Liebesgeschichte des niederländischen Dramatikers Jan Vos behandelnd; die dreiteilige Novelle „Raphael und seine Nachbarinnen" (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1824; Werke IX, 239) schildert das erste Erwachen von Raphaels Genius unter den Eindrücken der ersten Liebe. Die beiden Nachbarinnen, die Töpferstochter Benedetta und die Bäckerstochter Ghita werden ihm die Vertreterinnen der irdischen und geistigen Liebe.*) Die Sehnsucht nach der verlorenen Psyche Benedetta verläßt ihn nie, in unzähmbarer Leidenschaft ergiebt er sich aber gegen Ende seines Lebens der Zauberin Ghita (La Fornarina). Zu spät entdeckt er in der ihm verlobten Nichte des Kardinal Bibiena die reine Jugendliebe, das Urbild der sixtinischen Madonna, und stirbt. Der treuherzige Ton, wie Wackenroder (Nat.-Litt. Bd. 145) in seinen besten Herzensergießungen ihn getroffen, ist hier durchgehends mit Meisterschaft festgehalten. Ohne auch nur einmal in Tiecks aufdringliche Lehrhaftigkeit zu verfallen, tritt in der rein menschlich fesselnden Liebesgeschichte des Dichters tiefes Kunstverständnis zu Tage. Einzelne Absonderlichkeiten, wie der als Affe verkleidete deutsche Ehemann

*) Hier wie in der „Päpstin Johanna" verwendete Arnim den auch von Eichendorff und so vielen anderen benutzten Sagenzug von der Statue, die den ihr mutwillig angesteckten Ring nicht mehr losläßt; vgl. M. Landau, „Das Heiratsversprechen". Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Berlin 1887. I, 29 f.

der buhlerischen Ghita, muß Arnim freilich auch hier einmischen. Ganz rein ist die Novelle in (vierfüßigen jambischen) Reimpaaren „Rembrandts Versteigerung" (Landhausleben; Werke XV, 223). Humoristisch im Stile von „Künstlers Erdenwallen" gehalten, verteidigt die Novelle das Recht der künstlerischen Individualität gegenüber dem einseitigen Klassicismus. Arnims verschollene Künstlernovelle ist den besten Novellen in Versen der Neueren (Schack, Heyse) ebenbürtig. Völlig mißlungen dagegen sind die beiden Versuche in humoristischer Novelle: „Die zerbrochene Postkutsche. Text zu einer komischen Oper" (Werke X, 231) und „Die Weihnachtsausstellung. Ein Schwank" (Werke X, 269). Das gleiche Urteil gilt von der Allegorie „Juvenis. Erzählung" (Werke X, 195). Auf Arnims spätere Novellendichtung haben, und zwar nicht immer glücklich, Hoffmann und seit 1821 auch ein paarmal Tieck Einfluß geübt. Ganz an Hoffmann erinnert z. B. die Novelle „Die Majoratsherren" (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1820; Werke II, 191), in der wir Bettinas Erzählungen aus der Frankfurter Judengasse verwertet finden. „Seltsames Begegnen und Wiederfinden" — eine preußische Oberstentochter erkennt in dem geliebten Bräutigam, einem französischen Rittmeister, denjenigen, der ihren Vater erschlagen, sie verstößt ihn und erkennt ihn nicht wieder, als er nach Leipzig gefangen sie um Brot anspricht. Sie verweigert dem Feinde die Gabe und erkennt erst in dem Toten den noch immer Geliebten — trägt etwas Erzwungenes an sich. Der Dichter will in der 1817 in „Försters Sängerfahrt" mitgeteilten Novelle (Werke X, 1) dem blinden Nationalhasse entgegentreten; eine sonst Arnim nicht eigene Trockenheit der Behandlung fällt unangenehm auf.

Am meisten und dauernd ist die Gunst der Leser den drei frei erfundenen Novellen (Werke II) zu teil geworden: „Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings" (Frauentaschenbuch für 1824) aus der Zeit der Verfolgung der Evangelischen unter Ludwig XIV.; „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau" (Gubitz, Gaben der Milde 1818 Heft IV; Heyse-Kurz, Deutscher Novellenschatz Bd. I); „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott". Das hier rein humoristisch verwertete alte Motiv vom verwandelten König*) sollte in der leider unvollendet gebliebenen Erzählung „Martin Martir" (Werke X, 71) ernstere Verwendung finden. Die höchst verworrene Skizze zur Weiterführung weist vielfach Berührungspunkte mit den „Kronenwächtern" auf; zu dem ausgeführten Teile will sie nicht recht passen, denn hier soll nur ein ehefeindlicher allzu strenger Hofkaplan durch Liebe zur Nachfolge

*) H. Varnhagen, Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung durch die asiatischen und europäischen Litteraturen. Berlin 1882. In seinen Gedichten hat Arnim in der „Dolores" die Geschichte vom Bergmann von Fahlun behandelt: „Des ersten Bergmanns ewige Jugend" (Werke XXII, 134), in Gg. Friedmanns Zusammenstellung der Bearbeitungen dieser Geschichte (Berlin 1887) nicht mit angeführt. Ebenso fehlt bei M. H. Jellinek, „Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung" Berlin 1890 unter den „Kunstdichtungen ähnlichen Inhalts" S. 82 Arnims Gedicht aus der „Gräfin Dolores" „Getrennte Liebe" (Werke XXII, 131).

Luthers auch in dieser Frage belehrt werden. Die Schilderung der bettelarmen Pfarre, auf welche der innerlich bereits Gebeugte plötzlich vom Hofe weg versetzt wird, steht dem mit Recht gerühmten Einleitungsabschnitte der „Gräfin Dolores" nicht nach. „Martin Martir" führt uns in die Reformationszeit; das Ringen der beiden Bekenntnisse bildet den Hintergrund der Erzählung „Die Kirchenordnung" (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1824; Werke IX, 135). Ich habe den Eindruck, als habe Brentanos strenger Katholizismus Arnim zu dieser Gegenüberstellung der beiden Bekenntnisse Anlaß gegeben. Das Verderbliche des Gegensatzes und das beiden Gemeinsame, Versöhnende entwickelt der Dichter in den Charakteren dieser geschichtlichen Novelle.

Dem Gebiete der historischen Novelle gehören von Arnims Dichtungen an: „Der Pfalzgraf, ein Goldwäscher" (Werke IX, 1), nach Reichl aus der Zimmerschen Chronik entnommen, und die drei mit „Angelika und Cosmus" 1811 veröffentlichten Novellen (Werke I): „Isabella von Ägypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe. Eine Erzählung." — „Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien. Eine Anekdote." — „Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber. Ein Sittengemälde." In allen drei Dichtungen geht Arnim von halb zauberhaften Erlebnissen einer einzelnen, nicht historischen Person aus, um ihre Schicksale dann auf geschichtlichem Hintergrunde sich abspielen zu lassen. Der glückliche Färber, den das Vorurteil gegen die Wenden aus Stettin vertreibt, führt uns von der schönen Sage vom Muttergottes-Silber und der Pfeffelschen Anekdote vom Kannitverstan in das Tabakskollegium König Friedrich Wilhelms I.*) Mit wenigen Zügen steht der bürgerfreundliche Soldatenkönig nach seinen guten wie schlimmen Eigentümlichkeiten leibhaftig vor uns da; Ernst und Schalkhaftigkeit spielen in Liebe und Goldmacherei durch einander, fest, holzschnittartig und doch individuell belebt. Die „arabische Hausprophetin" beginnt mit verderblichem Liebeszauber, um dann in den Greueln der französischen Umwälzung die leidenschaftlich Schuldige den sühnenden Opfertod für ihre glückliche Mitbewerberin sterben zu lassen. In ihrer Rede gegen die revolutionären Anmaßungen der Vernunft spricht der Dichter selbst. Die gesetzlosen Zustände unter dem sinkenden Königtum führt die kleine Erzählung „Frau von Saverne" (Werke X, 173) in der von ihrer Schwärmerei für Ludwig XVI. gründlich geheilten Heldin vor Augen.

Die Isabella las Arnim im Herbste 1811 den Brüdern Grimm vor, und „viele recht herrlich erfundene ganz originelle Situationen" daraus

*) Görres fand „zu Vieles und Fremdartiges sich berührend in einander geschoben", W. Grimm die Schwestern, vor allem die Lehnchen vortrefflich, das Ganze zu überspringend, so daß er den Färber kaum vor den Augen behalten könne. Der Romantiker Graf Loeben, den Tieck über das Verfehlte aller Arnimschen Werke belehrt hatte, fand sich, als er 1822 die vier Rheinfahrtserzählungen zur Hand nahm, trotz dieser Belehrung geneigt, sich von manchem anziehen zu lassen, eine reiche innere Poesie sei nicht zu verkennen. „Wie schön ist der ganze Anfang des glücklichen Färbers und wie hat er ihn durch die Einmischung des ganz Fremdartigen, das er auf das Typische der Geschichte pfropft, verwüstet."

standen Wilhelm Grimm lebendig vor dem Herzen; er tadelte aber die angehängten politischen Betrachtungen über Karl V. Ursprünglich war der geschichtliche Karl dem Dichter gleichgültig gewesen, seine ganze, noch bemerkbare Vorliebe galt dem schönen unschuldigen Zigeunerkinde Bella. Mit dem Alraun Cornelius Nepos — Brentano erzählt die Alraunsage in Anmerkung 26 der „Libussa“ — und dem von Brentano in der Einsiedlerzeitung bereits eingeführten ersten Bärenhäuter tritt ein für die Handlung wenig förderndes fratzenhaftes Element ein. Die jüdische Sage von den Golemes hat Jakob Grimm in Nr. 7 der Einsiedlerzeitung erzählt. Arnims Teilnahme für Karl V. ersehen wir aus der doppelten sich ergänzenden Schilderung des jungen Erzherzogs in der „Isabella“ und im „Pfalzgrafen“. Kaiser Karls Jugendliebe leitet zum geschichtlichen Romane über. Zur Ostermesse 1817 hat Arnim den Roman „Bertholds erstes und zweites Leben“ herausgegeben. Auf einen zweiten Teil ist in dieser Ausgabe nirgends hingewiesen, allein schon im Oktober schrieb er an Görres, dem er das Buch am 14. Juni zugesandt hatte: „Das Buch hat in Hamburg und anderen Hansestädten Glück gemacht, und denke bald mit dem zweiten Teile unter der Bank hervorzuwischen.“ Am 23. Dezember freut er sich über das von Görres gespendete Lob und bemerkt dazu: „Ich habe jetzt etwas Anderes in die Kluppen bekommen, sonst wäre der zweite Teil schon fertig.“ Fünf Jahre später klagt er: „Was meine Schriftstellerei angeht, so leidet sie an der Vielheit der Pläne, die mich abwechselnd durchkreuzen, und an den vielen Störungen durch Geschäfte, da die neuere Gesetzgebung fast alle Verhältnisse des Landbaus und der Gewerbe ändert. Die betrübte Dürre dieses Jahres hat uns in alle Art sehr zurückgesetzt.“ In den noch folgenden neun Lebensjahren hat Arnim nur noch das „Landhausleben“ veröffentlicht. In der ersten Erzählung hebt er hervor, wie Walter Scott bei Aufstellung auch der „abenteuerlichsten Gewächse und Beiwerke, Staatsaktionen und Hofkarikaturen in unwahrscheinlicher Verwicklung“ durch die großartige Geschichte der britischen Völker unsere Teilnahme gewinne. In einer Anmerkung zur „Ehenschmiede“ betont Arnim, daß er selbst schon vor Walter Scotts poetischer Erschließung des schottischen Hochlands als Dichter diesen Boden betreten habe. Hat die blinde Begeisterung der Deutschen für den Autor der Waverley-Novellen dem Dichter die Lust geraubt, den ersten deutschen geschichtlichen Roman fortzusetzen? Daß er ganz und gar auf eignen Pfaden wandelnd über seine bisherigen Leistungen weit hinausgegangen, ein vaterländisches Kunstwerk, wie die deutsche Litteratur noch nichts Ähnliches besaß, geschaffen habe, mochte er wohl fühlen. „Ein lebensreiches Buch und dabei zusammengehalten, wie keins seiner früheren Werke von Umfang. Ausgezeichnet ist die Erfindung und die Freiheit von jeder Manier; die Lieder sind auch klarer, als die früheren.“ So schrieb W. Grimm an Görres und andere Freunde (an Snabedissen 24. Juni 1817) und gab auch öffentlich in den Heidelberger Jahrbüchern seiner Freude über die „aus einem vollen, überströmenden

Herzen geflossene", durch und durch wahrhafte Dichtung Ausdruck. Allein diese Anerkennung blieb eine vereinzelte. Tiecks Freunde Graf Loeben und Ernst Malsburg berichteten dem gefeierten Novellendichter spottend nach Dresden, in Kassel sei der eigentliche Dichterthron Arnims, da schwöre man bei Arnim wie in Weimar bei Goethe. Im übrigen Deutschland war von Arnim wenig die Rede.

So weit ich die historischen Romane deutscher Dichter kenne, halte ich die 1817 erschienene Dichtung auch heute noch nicht übertroffen.*) Die ganze Erfindung mit der Kronenburg sollte zwar erst in den folgenden Teilen in ihrer allegorischen Bedeutung klar werden, als ein Höheres ragt sie schon im ersten in das Treiben der Menschen und ihrer Politik hinein. Das Symbolische, das Schiller und Goethe von jeder Dichtung fordern, ist hier in sinnlicher Anschaulichkeit gegeben, ungleich ergreifender und lebensvoller als die schemenhaften Allegorieen des Turmes im „Wilhelm Meister". Geschichte und Sagenwelt werden von Arnim mit einer Sicherheit und ausgebreiteten Kenntnis beherrscht, daß man sich an Jakob Grimms Urteil (29. Mai 1812 an Gräter) erinnert, Arnim sei zwar nicht Fachmann, es müßte ihm aber ein Leichtes sein, die Fachwissenschaft mit geistreichen Ansichten zu beleben. Kaiser Max mit seiner Umgebung, der gewaltthätige Schwabenherzog Ulrich, die reichsstädtische Politik, wie ist das alles in Farbenpracht lebendig geworden! Gegenüber den vielen dichterischen Idealisierungen dieser Faust, wie er so ungefähr gelebt haben könnte! Und vor allem der kühne Griff in eben jenen Abschnitt der deutschen Geschichte, den schon Goethes Jugenddrama behandelt hatte. Das romantische Hinausweisen ins unbegrenzte Blaue, nur für die Ahndung, nicht mehr für die dichterische Gestaltung und den Gedanken vorhanden, hat der Dichter auch in diesem seinem reifsten Werke nicht völlig vermieden, er hat aber Gestalten geschaffen, die nicht nur Zeitgenossen des Götz von Berlichingen sind, sie stehen auch an Fülle und Lebenskraft hinter den Goetheschen Genossen Berlichingens nicht zurück.

Eichendorff möchte Arnims ganze Poesie eine historische nennen, weil in ihr ohne Raisonnement nur die poetischen Thatsachen reden. Verfolgt man Arnims Entwicklungsgang von „Ariels Offenbarungen" bis zu den „Kronenwächtern", so sieht man, wie er Schritt für Schritt dem von Goethe aufgestellten Ziele, die Wirklichkeit dichterisch zu gestalten, sich nähert. Es ist lehrreich, die beiden unvollendet gebliebenen Hauptwerke Arnims und Brentanos, die „Kronenwächter" und die „Romanzen vom Rosenkranz" auch nach dieser Richtung mit einander zu vergleichen. Arnim weiß eine sagenhafte Allegorie, die Kronenburg, völlig in geschichtliche Thatsachen umzusetzen, so daß wir über der lebensvollen Wirklichkeit des Romans den Dichter vergessen und das symbolische Element der Dichtung nirgends

*) „Den besten Roman, welchen die Romantik hervorgebracht, ihr herrlichstes und ergreifendstes Produkt" nennt H. Mielke „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts" Braunschweig 1890 die „Kronenwächter".

störend empfinden. Brentano gestaltet eine in geschichtlichem Rahmen auftretende Legende zum dichterischen Selbstbekenntnisse um. Er hält es für das richtige Verständnis notwendig, Runge eine Art Generalbeichte über sein ganzes Leben abzulegen. Bei ihm herrscht das lyrische, bei Arnim das epische Element vor.

Diese Briefe an Runge, dessen Tod Brentano die Lust zur Fortsetzung der lange vorbereiteten Arbeit raubte, zeigen, wie tief der Dichter schon 1810 zerrüttet war. Beim Zusammentreffen in Teplitz 1812 klagte Arnim bereits über die Wandlung, die mit dem Freunde vorgegangen. Nach seiner Rückkehr nach Berlin fühlte er sich mehr als je vereinsamt, unglücklich und im Innersten unbefriedigt.*) Da machte er im September 1816 im Stägemannschen Hause die Bekanntschaft der schönen und geistvollen, später mit Recht als Dichterin berühmten Luise Hensel (geb. 30. März 1798 zu Linum in der Mark, gest. 18. Dezember 1876)**). Wir kennen nicht die Liebesbriefe, welche der junge Brentano einst an Sophie Mereau gerichtet; leidenschaftlicher und inniger als die des fast vierzigjährigen Mannes an Luise Hensel können sie kaum gewesen sein. Um jeden Preis wollte der Dichter die Geliebte gewinnen; er war bereit, zum Protestantismus überzutreten, um das in seiner Scheidung liegende Ehehindernis zu heben. Immer wieder warb er von neuem um Luisens Hand. Das Mädchen, in dem von frühe an ein religiöser Zug lebendig gewesen, dachte indessen nicht an eine Vermählung, und wäre sie überhaupt zum Eingehen einer Ehe bereit gewesen, so wäre ihre Wahl auf einen andern, für den ihr Herz nicht unempfindlich geblieben war, gefallen. Schwesterliche Freundschaft und Hochachtung versprach sie dem ungestümen Liebenden, ein Surrogat für Liebe, an dem man sterben könne, soll Brentano in fremdem Falle einmal über solchen Ersatz gespottet haben. Luise Hensel handelte wahr und treu, d. h. ihrem Empfinden und ihrer Natur gemäß. Für Brentano und die deutsche Dichtung wäre es indessen ein Glück gewesen, wenn sie dem Unstäten aufs neue eine beruhigende und beglückende Häuslichkeit hätte schaffen können. Es zeugt fürwahr von wenig Duldung und Einsicht, wenn man, wie dies das gewöhnliche Urteil ist, über Brentanos Bekehrung mit ein paar liberalisierenden Phrasen abspricht. Immer hat es Menschen gegeben, und wird nie völlig an solchen mangeln, in denen der Drang nach Vereinigung mit dem Göttlichen so mächtig und überwältigend lebt, daß alles Irdische ihnen nichtig, ja verwerflich daneben erscheint; auf die Form, in der dies Gefühl sich ausspricht, kommt es dabei nicht an. Ein anderes als dieser bei Vertretern jeder Weltanschauung vorhandene

*) „Von Brentano," schreibt W. Grimm am 28. Febr. 1815, „habe ich einen etwas ängstlichen Brief bekommen, er scheint sich umgeändert zu haben und in völliger Reue zu leben, doch ist er noch in der Art, die Dinge auszuschmücken, so wie im Planmachen und Vorlegen ganz der Alte." „Das unruhige unaufhörliche Treiben und Planmachen" erklärte auch Jakob Grimm, 23. Febr. 1826 an Bang, „allen Brentanos eigen."

**) F. Binder, Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Freiburg i. B. 1885.

tief innere Drang ist das Spielen mit äußeren Formen. Gerade in der mystisch angehauchten Dichtung „Halle und Jerusalem" spottet Arnim gegen die neuen poetischen Christen, die es nur in Liedern sind, die in tausend Worten vom Christentum sprechen, deren Worte aber keine Kraft des ewigen Lebens haben, weil ihre Liebe ohne That ist. Die Romantik hat abwechselnd mit Pantheismus, Mystik und Katholizismus ihre Lehren verstärken, ihre Dichtung und Malerei verherrlichen wollen, und dadurch jenes poetische Christentum, gegen das sich Arnim wendet, großgezogen. Die religiösen Wandlungen der Romantiker, auch wenn sie nicht wie bei Adam Müller und Fr. Schlegel ihrem zeitlichen Fortkommen zugute kamen, sind dadurch in üblen Ruf geraten. Und so hat man sich auch gegen den fromm gewordenen Klemens Brentano, über den zudem noch die unwahrsten Geschichten in Umlauf gesetzt wurden, gewandt. Es ist freilich unendlich bequemer, schlechtweg abzuurteilen, als die mannigfaltigen seelischen Vorgänge, welche Brentanos Bekehrung herbeiführten, sich klar zu machen. Die Nicolaische Unduldsamkeit gegen den „Ultramontanen" ist hier gerade so verkehrt, wie das Bestreben des Jesuitenpaters Kreiten, das Verhalten Brentanos als strenge, aber korrekte Kirchlichkeit zu feiern, das dichterische Weltleben und die selbstquälerische Entsagung als Sünde und Tugend einander entgegenzusetzen. Wir fragen nur, ist das Handeln wirklich Ausfluß der inneren Überzeugung, ist Wort und That wahr oder Spiel? allein weil wir diese Frage zu Brentanos Gunsten entscheiden können, verwahren wir uns doch dagegen, das individuell Begründete nun als katholische Pflichterfüllung anzusehen. Eine Äußerung wie „Ach, gehen Sie mir, ein Tropfen Weihwasser, den ein altes Mütterchen mit frommem Glauben beim Eintritt in die Kirche nimmt, ist mir lieber, als die ganze Schellingsche Philosophie", mag im Zusammenhange des Gesprächs, in dem sie gemacht wurde, am Platze gewesen sein; will man in solchem derben Sprüchel aber Brentanos letztes Urteil über geistige Thätigkeit sehen und uns dies Urteil noch als das richtige anrühmen, so fügen gerade die religiösen Gesinnungsgenossen dem Dichter arges Unrecht zu. Ein „Phantasiemensch" mit den tollsten Absonderlichkeiten ist Brentano in jedem Teile seines Lebens gewesen, aber der „komische Heilige", zu dem man ihn machen wollte, ist er nur in einzelnen Paradoxieen und groben Abweisungen Zudringlicher gewesen. Briefe und Gedichte aus seinen letzten Lebensjahren zeigen, daß die alte Geisteskraft in ihm noch fortlebte. Das 1825 von Görres gefällte Urteil wendet sich mit vollem Rechte gegen die Trennung des früheren Dichters und späteren Katholiken Brentano: „Aus allem, was ihr mir von Brentano schreibt, sieht man, daß er vor der innern Bekehrung schon getauft war, darum hat er keineswegs einen neuen Menschen angezogen, es ist eben noch bis in die Tiefe, wohin der Erdbohrer reicht, der alte Klemens von Heidelberg, nur daß die Poesie eine andere Richtung genommen. In jedem Worte, das er spricht, erkenne ich ihn wieder, und hätte es zum voraus sagen können." Darin liegt keines-

wegs ein Vorwurf, als sei Brentanos fromme Richtung nur ein poetisches Spiel mit der Religion; im Gegenteil, die ganze Kraft seiner Phantasie fand jetzt auf dem religiösen Gebiete ihre Bethätigung, aus seinem innersten Wesen ging die „subjektiv so stark legierte“ fromme Weisheit hervor. Aber es war keine Wandlung in seinem Wesen, nur eine andere Richtung seines alten Wesens. Auch für sie gilt das treffende Selbstbekenntnis in der „Scene aus meinen Kinderjahren“:

Und nie konnt' ich die Phantasie bezwingen,
Die immer mich mit neuem Spiel umflocht . . . .
Ein ew'ger Streit von Wehmut und von Kühnheit,
Der oft zu einer innern Wut sich hob,
Ein innerliches, wunderbares Treiben
Ließ mich an keiner Stelle lange bleiben!

Für Brentanos Jenenser Studienzeit liegt eine Äußerung Kohlers vor. „Die Poesieen Schlegels, Novalis', Tiecks u. s. w. brachten hervor, daß man auch in einer nordischen gebildeten Gesellschaft sagen durfte, man sei Katholik. Brentano betrieb seine kleineren Poesieen alle auf diesen Standpunkt hin.“ In der „Chronika eines fahrenden Schülers“ ist die katholische Färbung durch den Stoff bedingt. Eine entschieden katholische Tendenz macht sich zuerst in den „Romanzen vom Rosenkranz“ geltend, während die spätere „Libussa“ ohne Aufdringlichkeit Heidentum und Christentum einander entgegenstellt. An den religiösen Parteiungen in Landshut scheint Brentano nicht ernstlich teilgenommen zu haben. Luise Hensel hatte, als Brentano sie kennen lernte, bereits den Übertritt zur katholischen Kirche ins Auge gefaßt. Als er nun in seiner Verliebtheit ihr die Zerrissenheit seiner Seele klagte, erwiderte sie: „Was hilft es, daß Sie einem jungen Mädchen das sagen? Sie sind so glücklich die Beichte zu haben, Sie sind Katholik; sagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt.“ Da brach Brentano in lautes Schluchzen aus und rief: „Nun soll mir das die lutherische Pfarrerstochter sagen!“ Seine Familie in Frankfurt war streng katholisch, ältere und jüngere Freunde, wie der „Gottes-Knabe“ Sailer und Ringseis suchten schon seit manchem Jahre des Dichters Gleichgültigkeit gegen seine Kirche zu überwinden. Nun wies auch die Geliebte auf denselben Weg. In dem Augenblicke, da irdisches Liebesglück als unerreichbar verschwand, wurde er zur Heilung seiner zerrissenen Seele auf die von der Kirche in Aussicht gestellten Trostmittel verwiesen. Am 27. Februar 1817 legte er eine Generalbeichte ab, um „freudig und rein ein neues Leben anzufangen“. In Berlin und den Kreisen, in denen er verkehrte, war dies schwer durchzuführen. Die Liebe zu dem „unergründlich guten Kinde“ und die religiöse Umwandlung hatten einen neuen Liederfrühling hervorgelockt, darunter tiefempfundene, formvollendete Gedichte. Die Entdeckung, daß die Geliebte selbst dichte, gab Brentanos eigner Dichtung neuen Schwung. Er führte Luise Hensel in die Litteratur ein, indem er

1817 ihren Liedern Aufnahme in „Försters Sängerfahrt", die den ersten Druck seiner eigenen „Chronika" brachte, verschaffte. An die alte Sammler- und Herausgeber-Thätigkeit der Heidelberger Zeit erinnerte es, wenn er jetzt gemeinsam mit der Freundin Spees „Trutznachtigall" (Berlin 1817) erneuerte, später ihre Ausgabe von Spees „goldenem Tugendbuch" (Koblenz 1829; zweite Aufl. 1850) förderte. Es war freilich auch ein Abschluß aller auf die ältere Poesie gerichteten Bestrebungen; die in vielen Jahren mühsam gesammelte kostbare Bücherei*) verkaufte er.

Im letzten Teile von „Halle und Jerusalem" singt ein Einsiedler, der Heiland sei ihm erschienen:

Was ich erflehte, gab er mir,
Die Wunden sein, die trag' ich hier.
Mich zeichnet seine Gnadenhand
Mit seinen bittern Schmerzen ....
Der Nägel Wunden allzumal,
An Händen und an Füßen,
Und in der Seit' des Speeres Qual,
Fühl' ich frisch blutend fließen,
Doch in dem Herzen fließt die Gnad',
Die mich mit Blut bezeichnet hat.

Auf Brentano machte es einen tiefen Eindruck, als er 1814 hörte, was hier der Dichter beschrieben, sei während seiner eigenen Lebenstage in Wirklichkeit vorhanden. Graf Christian Stolberg, der dann bei Ligny fiel, las im kleinen Freundeskreise einen Brief seines Vaters vor, in dem er über seinen Besuch bei der Nonne Anna Katharina Emmerich in Dülmen berichtete. Da rief Klemens aus: „Wenn das wahr und diese eine so heilige Person ist, wie können wir hier sitzen und Wein trinken?" Gemüt und Phantasie waren getroffen. In der Folge war Christian Brentano in Dülmen gewesen und trieb seinen Bruder an, seinem Beispiele zu folgen. Luise Hensel, mit der Vorbereitung zu ihrem Übertritte beschäftigt, wollte den unruhigen Freund von Berlin forthaben, und Klemens entschloß sich im Herbste 1818 nach Dülmen zu reisen. Durch das wunderbare Bild von Gabriel Max (1885) vermögen auch wir uns in etwas den Eindruck zu vergegenwärtigen, den des Dichters religiös gestimmte Phantasie von der frommen Leidenden empfing. In ihrem Anblicke seinen neu gewonnenen Glauben zu stärken, ihr geheimnisvolles Leiden und ihre Visionen im Berichte der Christenheit, Mit- und Nachwelt zu überliefern, dies schien ihm jetzt eine ebenso lockende Aufgabe wie einstens die Sammlung und Wiedergabe halb verwehter alter Lieder. Schon im September 1818,

*) Jak. Grimm hoffte, sie werde den ohnehin stattlichen Leib der Meusebachschen Bibliothek recht nähren. Briefwechsel des Freiherrn v. Meusebach mit J. und W. Grimm S. 305.

nachdem er drei Tage in Dülmen zugebracht, hatte er „alle Hoffnung, ihr Biograph zu werden". Dauernd wollte der müde „Pilger" in dem weltentlegenen westfälischen Flecken seine Heimstätte gründen. Im Januar 1819 ging er noch einmal nach Berlin, um alles für die dauernde Übersiedlung nach Dülmen einzurichten. Arnim (4. Februar 1819 an Görres) fand ihn zum katholischen Eiferer geworden. Über seinen Plan, ganz zu der kranken Nonne zu ziehen, meinte er, als vorübergehende Beschäftigung sei „es merkwürdig genug, und es freut mich für ihn, daß er einer gewissen Richtungslosigkeit entrissen". Arnim glaubte nicht, daß der Freund lange dort aushalten werde, und urteilte, als er ihn 1820 in Dülmen besucht hatte: „der Lusten ganz anders geworden zu sein, der ihn oft im Leben anwandelte, verhindert ihn, alten Freunden zu schreiben; er könnte es sich nicht verbergen, daß er immer noch der Alte ist, und doch in keiner allgemeinern Thätigkeit, die ihm für alles Aufgeben Ersatz bieten könnte, obgleich ich seine ganze Richtung achtungswert finde."

So lange die Stigmatisierte lebte (8. Sept. 1774 — 9. Febr. 1824), blieb Brentano, nachdem er im Mai 1819 zum zweitenmale nach Dülmen gekommen war, ihr zur Seite. Schon diese, von den Freunden nicht erwartete Ausdauer zeugt für seinen opferbereiten Ernst. Die Umgebung der Kranken hatte gesucht, ihn von Dülmen ferne zu halten, und es bedurfte des Eingreifens des bischöflichen Dechanten B. Overberg von Münster aus, um dem Pilger den Zutritt und das Aufschreiben bei Katharina Emmerich zu ermöglichen. Die Sichtung und Drucklegung dieser Aufzeichnungen bildete von 1824 an den Hauptinhalt von Brentanos ganzer Thätigkeit. Er selbst erlebte nur mehr die Drucklegung des „bitteren Leidens unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich." Sulzbach 1833. Aus seinem Nachlaß wurde noch das „Leben der heiligen Jungfrau Maria nach den Betrachtungen" München 1852 und „Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi nach den Gesichten der gottseligen A. K. Emmerich" Regensburg 1856 herausgegeben. Das erste Werk wurde schon 1836 ins Französische und Italienische übersetzt, und alle drei sollen in zahlreichen Auflagen als Erbauungsbücher Verbreitung und Anerkennung gefunden haben. Der 1833 beigefügte „Lebensumriß der Anna Katharina Emmerich"*) ist in die gesammelten Schriften (IV, 291) aufgenommen und, Stoff und Auffassung einmal kritiklos zugegeben, mit großer künstlerischer Geschicklichkeit ausgeführt. Die Brüder Grimm waren kaum recht berichtet, als sie 1826 sich ärgerten, daß Görres durch Brentano zum Glauben an die Offenbarungen der Dülmer Nonne sogar in der Geographie bewogen worden sei. Als der erste Teil dieser Offenbarungen erschienen war, bezeichnete sie Melchior Diepenbrock

*) Am ausführlichsten hat der Redemptoristenpater K. E. Schmöger das „Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich" Freiburg i. B. II Bde. 1867 u. 1870 beschrieben und dabei Brentanos Aufenthalt in Dülmen in einer dem „Pilger" wenig freundlichen Weise behandelt.

in einem Briefe an Görres als „eine fromme Andacht, mitunter auch Graus und Lächeln erregendes altdeutsches Bild. Aus vielen Gesichtern und Gesichten schaut mir der Klemens gar so leibhaft hervor; und da ich ihn so lieb habe, möchte ich ihn herzen, und nach ihm greifend, finde ich ein Bild." Brentano hatte sich große allgemeine Wirkungen von diesen Enthüllungen versprochen, Diepenbrock fand, das Buch könne nur auf fromme einfältige Seelen wirken. Hält man dieses Urteil des späteren Kardinals mit dem Arnims, des Herausgebers der alten Lutherbiographie, zusammen, so stimmen sie, den ganz verschiedenen Standpunkt des Urteilenden erwogen, ziemlich überein. Schon 1819 hatte er gemeint, was Brentano aus sich dabei entwickle, werde interessanter als die Visionen, die „durch die von ihm erhaltene Färbung ihre Autorität ohnehin verlieren". Das „ungeheure Papierwerk" fand Arnim „nur ein scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen". Er ermahnt Görres, sich ferne zu halten von Brentanos „Glaubensquälerei, die nur ein anderer Ausdruck dessen ist, was ihn neben so vielem guten Glauben, der stets in ihm wohnte, stets zerrüttet hat, indem er sich auf frischen Fundamenten kerzengerad zum Himmel ohne Absatz auferbauen wollte. Selbstgemachte Not belehrt nicht, sondern nur die, welche unabwendbar eine ewige Hand über uns wie eine Nacht breitet, daß nichts als ein wenig Glaube, Hoffnung und Liebe in uns standhalten, alles andere aber wie Stimmungen zum reinen Tone darin untergeht"

Die Sorge und Arbeit, die Brentano die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens hindurch den litterarischen Ausarbeitungen der Emmerichschen Geschichte und Betrachtungen widmete, muß, so achtungswert jedes redliche Beharren auch ist, doch als eine trostlose Vergeudung edler Kräfte beklagt werden. Jakob Grimm fand, als er im Herbste 1831 mit Klemens in Frankfurt zusammentraf, daß er selbst nicht wisse, was er mit den „höchst peinigenden abenteuerlichen Sachen" eigentlich anfangen solle. Während der schweren Bußjahre in Dülmen hatte er zu wiederholten Malen Ausflüge nach Westfalen, an den Rhein, im Sommer 1823 nach Frankfurt, das er seit 1808 nicht mehr berührt hatte, und nach Regensburg gemacht. Jetzt schloß er innige Freundschaft mit dem auch den Grimms befreundeten Geschichtsforscher Johann Friedrich Böhmer.*) Nach dem Tode der Emmerich siedelte er sich zunächst in Frankfurt an. Schon 1819 wäre er gerne Geistlicher geworden, 1824 und dann später noch einmal griff er diesen Wunsch wieder auf, allein dem zweimal Verheirateten und Geschiedenen standen kanonische Hindernisse unüberwindlich entgegen. Um

*) L. v. Ranke, Sämtl. Werke LII, 517. — Joh. Jansen, „Joh. Fr. Böhmers Leben" Freiburg 1862 enthält in seinen drei Bänden die wichtigsten Beiträge für die Kenntnis Brentanos und auch manches für Arnim Bemerkenswerte. Böhmer sagte nach längerem Umgange mit Brentano: „Eine Summe von Poesie wie sie anderen, die sie haushälterisch pflegen und auf Zinsen legen, fürs Leben genügt und ihnen noch jenseits einen Sitz auf dem Parnaß sichert, warf er täglich mit vollen Händen hinweg und war darum am folgenden Tage doch nicht ärmer als am vorhergehenden."

auch als Laie kirchlichen Zwecken zu dienen, folgte er im Sommer 1825 einer Einladung des Stadtrat Hermann Joseph Dietz nach Koblenz, um ihm bei Errichtung katholischer Wohlthätigkeitsanstalten behilflich zu sein. Auch Luise Hensel, welche die Sorge für den ihr anvertrauten Neffen am Eintritt ins Kloster hinderte, kam als Krankenpflegerin ins Bürgerhospital zu Koblenz. Dietz und seine Freunde wünschten die Einführung der barmherzigen Schwestern in die Rheinprovinz und diese Angelegenheit führte den Dichter im März 1827 nach Paris. „Bilder und Gespräche aus Paris" (ges. Schriften IV. 355) schildern lebhaft seine Eindrücke aus dem weltlichen und dem katholischen Paris, der Besuch des Mutterhauses der barmherzigen Schwestern in Nancy regte ihm den Plan an, ein „Traktätlein über den Orden zu schreiben". Erst 1831 (Koblenz) konnte er das Buch (ohne Namensnennung) herausgeben: „Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege, nebst einem Bericht über das Bürgerhospital in Koblenz und erläuternden Beilagen" (2. Aufl. Mainz 1852; 3. Aufl. Mainz 1856). Zu Diepenbrocks Übersetzung von „Fenelons Leben aus dem Französischen des Ritters von Ramsay" (Koblenz 1826) hatte Brentano eine Vorrede geschrieben (Schriften IX. 448), ohne sich dabei zu nennen. Ein katholischer Kritiker rühmte, der unbekannte Verfasser dieser Vorrede habe sich, „das Patent zum ersten Schriftsteller Deutschlands selbst angefertigt".

In Koblenz lebte Brentano äußerst zurückgezogen in eifrigem Briefwechsel besonders mit seinem Bruder Christian, dessen Romfahrt Anlaß zu vielfachen, in manchen Litteraturgeschichten noch fortspukenden Verwechslungen mit Klemens gab. Dem „liebenswürdigsten geliebten Herrn Bruder Arnim" blieb er die Antwort auf seine Briefe schuldig, so daß Arnim und Görres rügten, „seit er in die Frömmigkeit hineingekommen, überlasse er seine alten Freunde ihrer Verdammnis". Mit Görres selbst war der seit Berlin abgebrochene Briefwechsel erst im Sommer 1825 wieder aufgenommen. Die thörichte Willkür der heimischen Machthaber hatte es durch ihre Verfolgungen gegen Görres erreicht, daß er allmählich immer mehr ins Lager der kirchlichen Opposition gedrängt wurde. Aus einer zufälligen Mitarbeiterschaft am „Katholiken" (1821 von Räß und Liebermann gegründet) entwickelte sich ein den ganzen Görres fesselndes Verhältnis. Brentano in dem steten Drange etwas zu thun, das alte Planmachen quälte ihn seit dem Tode der Emmerich mehr als je, suchte Görres auf der neu eingeschlagenen Bahn festzuhalten und weiterzudrängen. Im Herbste 1825 kam er mit dem alten Freunde, seit 1808 zum erstenmale wieder, zusammen. Von Straßburg aus machten sie gemeinschaftlich eine Reise in die Schweiz. Nach der Rückkehr war Brentano eifrig bemüht, den Vertrieb des „Katholiken" in neuem sicherem Verlage zu fördern. Er selbst schrieb nur weniges in den „Katholiken" wie in die später an seine Stelle tretenden „Historisch-politischen Blätter". Zu einer regelmäßigen Beteiligung, welche die gleichgesinnten Freunde wünschten, konnte

er sich nicht aufschwingen. Als 1828 Christian Brentano aus Rom nach Deutschland zurückkehrte, reiste Klemens ihm in die Schweiz entgegen. Beide Brüder besuchten Bischof Sailer in Regensburg, und Klemens verlegte im Juli 1829 seinen Wohnsitz nach Frankfurt. Noch einmal suchte er vergeblich in den geistlichen Stand treten zu dürfen. Neben Böhmer stand ihm in der „sehr lauen lutherisch-katholischen Handelsstadt" der Maler Philipp Veit am nächsten, der Sohn Dorothea Schlegels. Auch diese, seine alte Widersacherin von Jena her, fand sich jetzt in Frankfurt in gleicher kirchlicher Gesinnung mit ihm zusammen. So wenig er sich in der Vaterstadt behaglich fühlte, hielt er es diesmal doch drei Jahre lang dort aus. Erst im Juni 1832 folgte er nach Sailers Tode einer Einladung Melchior Diepenbrocks, zu ihm nach Regensburg zu ziehen. Allein ehe ein Jahr um war, schüttelte der Pilger auch hier den Staub von seinen Füßen. „Es thut mir leid," schrieb im Februar 1834 Diepenbrock an Görres, „daß unsres Klemens zufriedene Laune schon nachläßt; es ist ihm wohl aller Orten so gegangen und wird ihm überall so gehen. Anfangs überreizt er sich und andere durch Mitteilung und Anregung; das kann auf die Dauer nicht bestehen, und wenn dann die notwendige Rückwirkung der Erschlaffung eintritt, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber ist, folgt auch bald der bittere Gegenreiz, und die Stimmung wird trübe. Man kann den Most nicht auf die Dauer täglich trinken; und zur süßen Weingärung und Klärung läßt er sich nicht Ruhe. Ich habe ihn herzlich lieb, mehr als einen Bruder, aber das tägliche Zusammenleben wollte doch in die Länge nicht gut thun."

So war denn Brentano im September 1833 nach München, wo er vor einem Vierteljahrhundert sich mit den Tollheiten seiner zweiten Gattin abgequält hatte, übergesiedelt; hier in der bayrischen Hauptstadt sollte er seine letzten Lebensjahre verbringen. Seit 1826 hatte, nicht ohne Mitwirkung Brentanos selbst, Joseph Görres in München eine neue Heimat und als Professor der Geschichte an der Universität eine neue große Wirksamkeit gefunden. Ein streng katholischer Kreis Gleichgesinnter schloß sich um ihn als Führer zusammen. Wir stehen noch zu sehr inmitten der kirchenpolitischen Kämpfe, in denen Görres' Namen, ich weiß nicht ob ganz mit Recht, Liebe und Abneigung weckt, um über den Kreis, der sich im Gartenhause in der Schönfeldstraße damals versammelte, ein wirklich sachliches Urteil fällen zu können. Mag man indessen die Verwandlung des deutschen Mitstreiters von Arndt und Stein in den Schützling eines Abel noch so sehr beklagen, jedenfalls war es ein geistig bedeutender Kreis, den Görres in der bayrischen Hauptstadt um sich versammelte, und Brentano hier besser an seinem Platze, als unter der „Sorte erhabener Philister, die in Koblenz auf dem Kasino ihr Wesen treibt". Guido Görres, dem Brentano in der Folge die Herausgabe der „Märchen" anvertraute, hatte in Marienliedern und humoristischen Gedichten nicht ohne

Erfolg sich als Poet bewährt; im allgemeinen überwog in diesem Kreise, wie eigentlich jeder Zeit in allen Kreisen Münchens, die Teilnahme für die bildende Kunst bei weitem die für Poesie. Unter den an und neben Cornelius herangereiften Münchener Malern standen viele der Görresschen Richtung nahe; als Mensch wie als Künstler fühlte sich Brentano indessen Eduard Steinle, dessen Berufung nach München nicht zustande kam, am innigsten verbunden. Da er in der Familie des Akademieprofessors Schlotthauer lebte, ergab sich die Berührung mit den Künstlerkreisen für ihn von selbst. Den „trefflichen Ringseis“, der in Landshut und Berlin Brentano nahe gestanden war, traf er jetzt in reichem Wirkungskreise als den „unveränderlichsten, wahren, treuen, deutschkräftigen, katholischen und rechtgesinnten Mann, der er immer war“.*) Klemens selbst aber sollte noch einmal „Frühlingshauch und Sommerbrand“ empfinden. Er lernte die reiche und unabhängige Schülerin Schlotthauers, Fräulein Emilie Lindner (geb. zu Basel 11. Oktober 1797)**) kennen. Das Bestreben, die ernste und geistvolle Künstlerin dem Katholizismus zu gewinnen, paarte sich bald mit einer lebhaften Teilnahme für die „lutherische Jungfer“ selbst. Im Jahre 1836 soll Brentano der jüngeren Freundin seine Hand angetragen haben. Die Ablehnung des Antrags, wohl nicht allein durch Brentanos Forderung des Konvertierens begründet, störte das freundschaftliche Verhältnis nicht, und zwei Jahre nach Klemens' Tode trat Fräulein Lindner wirklich zum Katholizismus über. Das Gedicht „Abschied dem Jahre 18—“ soll durch diese letzte vereitelte Liebeshoffnung veranlaßt sein:

Geh hin, du Jahr voll Thränen!
Tritt glaubend hin vor Gottes Thron,
Er wird um krankes Sehnen
Dich strenge richten, nimmer doch um Hohn. . .

O liebes Jahr voll Thränen!
O dichte Saat, wie segnend reift dein Schmerz,
O hochbelebt mein Sehnen!
Ich fühle jauchzend, ja! sie hat ein Herz! . . .

O sterbe, Jahr in Thränen,
Weil unsrer Väter Schuld die Kinder trennt,
Und diesen scheint ein Wähnen,
Was unsre Mutter ew'ge Wahrheit nennt!

Während der Jahre in Dülmen war Brentanos Dichtung fast versiegt. Die auf Wunsch der Emmerich verfaßten Reime auf „Die sonntäglichen Evangelien“ des Jahres sind nicht nur von allen Musen verlassen, sondern leiden sogar an solchen Sprachhärten, ja Sprachwidrig-

*) Ringseis, Erinnerungen. Regensburg 1889. III, 94—105, 116, 167, 231—237, 440.
**) F. Binder, Emilie Lindner. Historisch-politische Blätter 1867. LIX, 713 u. 836.

keiten, daß man versucht wäre, Schillers Spottvers gegen Stolberg: „Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo von dem Parnasse“ zu wiederholen, wenn er nicht eben in Dülmen das in Empfindung und Rhythmus gleich ergreifende Lied „An eine Kranke“ gedichtet hätte.

Bleib nur stille,
Gottes Wille
Hat auch dich ja auserseh'n!
Alle Armut, alle Fülle,
Wird auch dir vorübergeh'n! . . .

Bleib nur leise
In dem Gleise,
Wird zum Ernste einst das Spiel,
Und die wirre bunte Reise
Kommt zum lichtgeschmückten Ziel! . . .

Bleib nicht länger
Aus, denn enger,
Immer enger wird die Brust
Deinem armen kranken Sänger —
Dessen Herz du stimmen mußt! . . .

Bleib das süße
Ziel der Grüße,
Grüß dich Gott viel tausendmal,
Auf dem Baum im Paradiese,
Liebe kranke Nachtigall!

Das „Lied vom Tod der A. K. Emmerich“ dagegen ist durchaus manieriert. Brentano war nicht zum religiösen Dichter geschaffen. Wie seine Frömmigkeit und sein Christentum durchaus das krause Gepräge seiner Persönlichkeit trägt, so sind auch seine religiösen Gedichte fast ausnahmslos so individuell gehalten, daß sie nicht als Ausdruck der religiösen Empfindung einer Gesamtheit sich eignen, wie dies, von jedem Sonderbekenntnis abgesehen, doch Aufgabe des religiösen Liedes sein muß. Man merkt dem Dichter, der früher mit solcher Sicherheit den Volkston zu treffen wußte, nun das Streben nach gesucht einfachem Ausdrucke an; nichts soll sich über den Kinderglauben erheben, er will seinen eignen Geist verleugnen. Selten erhebt er sich wie gerade in der Legende „Der heilige Solinus“, welche nur die fromme Einfalt feiern soll, zu allgemeineren Gedanken:

Wer so für Gott nur schweigt und singet,
Der löst die Fesseln der Natur,
Denn nach Erlösung seufzt und ringet
Mit uns ja alle Kreatur.

Erst durch Böhmer wurde ihm trotz hartnäckiger Abwehr die Dichtung wieder näher gebracht. Wenn er Böhmer um die Liebe bat, alle Spuren seines früheren Daseins, das nur Schuld und Schmach aufdecke, aus Schonung und Erbarmen zu verwischen, so ging der Geschichtsforscher und Sammler um so eifriger diesen Spuren nach und legte sich ein Brentano-Archiv an. Da konnte der Dichter dann seinem „Urkundius Regestus" auf die Dauer doch nicht widerstehen und vertraute ihm einen Teil seiner früheren Arbeiten und Entwürfe an. Böhmer war es, der 1826 die „geschminkten, duftenden Toilettensünden unchristlicher Jugend", die „Romanzen vom Rosenkranz" in lesbarer Form zusammenstellte. Brentano wollte das so gewonnene Werk verbrennen, konnte sich aber im letzten Augenblicke doch nicht zu diesem Opfer entschließen. 1837 hatte Böhmer ihn so weit gebracht, daß er eine Sammlung seiner Gedichte, des „Lumpengesindels", vorzubereiten versprach. Zwar klagte er: „Ich habe zu wenig eine öffentliche Basis, als daß ich eine Flora veröffentlichen könnte; ich zittere vor dem Gedanken der Öffentlichkeit und des Geschwätzes darüber." Aber die wiederholte Aufforderung einer Buchhandlung zur Herausgabe seiner Werke, während er doch außer dem „Ponce de Leon" und der „Libussa" nichts geschrieben haben wollte, veranlaßte ihn, Böhmer zur Zusammenstellung seiner Gedichte aus den verschiedenen Werken aufzufordern.*) Die Moselüberschwemmung 1830, die Verwüstungen in der Diöcese Regensburg durch den Donaueisgang von 1841 gaben Anlaß seine Scheu vor dem öffentlichen Hervortreten als Dichter zu überwinden. Das „Moseleisgang-Lied" (Frankfurt 1830; Schriften I, 400) ließ Böhmer auf eigne Kosten zu Gunsten des Koblenzer Frauenvereins drucken.

Geh betteln, armes Lied,
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: „Diesem Haus sei Fried'!
Daß Gott die Herzen rühr'.
Er war so stark und mild,
Drum sang das Mitleid mich;
Du Mensch, sein Ebenbild,
Du auch erbarme dich."

Dem Eindrucke des Gedichtes schadet seine Länge; Bürger und Goethe haben die Wassernot ergreifender darzustellen gewußt, während Brentano durch fortwährendes Steigern der Erwartung und zu viele örtliche Anspielungen ermüdet. Zur „Legende von der hl. Marina"**) (München und Regensburg 1841; Schriften I, 191) erhielt er ebenso wie zu der Bruch-

*) In dem Briefe an Böhmer 15. Januar 1837 nennt Brentano unter seinen aufzunehmenden Arbeiten ausdrücklich die Legende „Sankt Meinrad aus dem Wunderhorn". Trotzdem fehlt sie in den gesammelten Schriften, worüber sich Böhmer (22. Juli 1851 an Emilie Brentano) beschwerte.
**) R. Basel, Die Marina-Legende. Programm. Eger 1889.

stück gebliebenen „Bekehrung der hl. Maria von Ägypten" die Anregung durch Steinles Zeichnungen Am 20. November 1838 waren bereits 120 Strophen (das Ganze mit der Zueignung an Steinle zählt 140) fertig. Ohne einen störenden Mißklang ist der Legendenton hier getroffen, ein tadellos schönes Gedicht bis zur Verherrlichung der Toten; der angehängte zweite Teil „Conscientia" kann den Eindruck nur abschwächen und wäre besser ganz weggeblieben. Seit 1830 wendete Brentano auch den jüngeren Dichtern seine Aufmerksamkeit zu. In Frankfurt lernte er Rückert kennen, Freiligraths Gedichte gefielen ihm so ausnehmend, daß er 1839 ihm brieflich seine Bewunderung ausdrückte*) und dabei eine Kritik der neueren Litteratur gab, die von seiner Teilnahme und einem wenigstens vorübergehend unbefangenen Urteile Zeugnis ablegt. Den Verwirrungen der Gegenwart gegenüber verweist er auf Goethe, „der allein groß und seine Zeit überragend war, durch Maß, Gesetz, Ordnung und Beherrschung der unendlichen Idee, er kannte keine Freiheit, als das strenge Gesetz der Krystallisation". Das eine Urteil zeigt zur Genüge, daß Brentano keineswegs der finstere Schwärmer war, wie man nach einzelnen Paradoxa, die mehr seiner persönlichen Absonderlichkeit als seiner Frömmigkeit zur Last fallen, vermuten könnte. Er selbst hat in einem Briefe an Frau v. Ahlefeld (22. Nov. 1834) sich gegen diese Auffassung verwahrt. Selbst als die Todeskrankheit ihn bereits ergriffen hatte, verleugnete er nicht den alten tollen Humor, mit dem er zeitlebens seine Umgebung erfreut und verletzt hatte, „so schön und so stachlich wie ein Kaktus", meinte Justinus Kerner, der im Juli und August 1841 mit Marie von Suckow (Emma von Niendorf), der treuen Freundin Lenaus, den Dichter in München besuchte.**)

Dem jüngeren Geschlechte, das den Romantiker schon halb vergessen hatte, war Brentano 1838 in voller Dichterkraft gegenübergetreten. Mit dem seit Heidelberg öfters auftretenden Plane einer Sammlung von Volksmärchen ging schon sehr frühe die eigene Märchendichtung Hand in Hand. Wie Chamisso und Hoffmann für die Kinder Hitzigs, so erfand auch Brentano Märchen für die Kinder seiner Berliner Freunde. Und nicht nur die Kinder erfreuten sich an seiner Vorführung dieser „Bilder voll schalkhafter Anmut, traumhaft lieblich wie die rheinischen Sommernächte" (v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. II, 27). Arnim freilich wollte der Stil dieser Märchen nicht gefallen. Als dann in den Anmerkungen zur „Gründung Prags" das später den „Wehmüllern" einverleibte Katermärchen als erste Probe erschien, fand W. Grimm darin mehr Stil als in seinen Kindermärchen, die Art, welche nur bei einmaligem Lesen durch ihren Witz größeren Eindruck machen könne, gefiel ihm aber

*) W. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882. I, 355. I, 418 erwähnt Freiligrath ein Zusammentreffen mit Brentano im Herbste 1841.

**) E. v. Niendorf, „Sommertage mit Klemens Brentano" in ihrem Buche „Aus der Gegenwart" Berlin 1844.

nicht (Nov. 1814). Jakob Grimm dagegen (29. Oktober 1815) fand es geradezu sündlich, wie Klemens in seinen Märchen „aus den unschuldigen, einfachen, vorgefundenen Sätzen der Volkssage unerlaubte Progressionen und Potenzierungen ziehen wird, die noch so geistreich und gewandt sein mögen". Dies Urteil geht freilich von der nicht zutreffenden Voraussetzung aus, Brentano wolle, wie dies 1810 seine Absicht gewesen, seine Sammlung für echte Volksmärchen ausgeben. Der Plan, den Brentano am 26. Februar 1816 mit dem „vor etwa fünf Jahren flüchtig niedergeschriebenen Manuskripte" dem Buchhändler Reimer sandte, ist aber wesentlich von dem im Sommer 1809 Wilhelm Grimm vorgelegten verschieden. Schon durch die Form der Rahmenerzählung, wie sie in der Folge auch Hauff für die Mitteilung seiner Märchen wählte, fällt der Anspruch, echte Volksmärchen zu geben, weg. Die Tiecksche Märchendichtung, Brentanos Kenntnis echter, besonders italienischer Volksmärchen, die Romantik machen es andererseits selbstverständlich, daß das Märchen nicht in der Art von Perrault und Musäus aufgefaßt wird. Die Grundlage vom Gockelmärchen hörte Brentano als Knabe von einem welschen Chokoladenmacher erzählen, Gozzis phantastische Märchendramen schufen einen Zaubergarten um den jungen Handlungslehrling, die Feenmärchen aus G. B. Basiles neapolitanischem Pentamerone, aus denen er laut Böhmers Mitteilung manches schöpfte, machte er zuerst in Deutschland bekannt.*) Die einfachsten Erlebnisse gestalteten sich ihm ins Märchenhafte, Landschaftliches und Architektonisches, das Wirklichkeit und Bild ihm vor Augen führten, besonders „viele Lokalität am Rhein" gaben den Erfindungen der Phantasie einen festen Hintergrund. Freunde und Gegner boten der stets regen Verspottungslust Schwächen; Tiecks Märchenkomödien hatten für die ironische Behandlung litterarischer Dinge ein Beispiel gegeben. Im Märchen vom Murmeltier begegnet uns der grimmige Heidelberger Gegner der Romantiker, der alte Joh. Heinr. Voß, als Müller Voß, Sohn des alten Campe und des Erdfräulein Wurzelwörtchen, nicht grausam, „aber ein sehr wunderlicher Mensch, der leicht in den bittersten Zorn gerät"; vor seiner Mühle zankt man sich, ob Luise (Vossens Idylle) mit den schöneren Füßen oder Dorothea (Goethes Hermann und Dorothea) mit der schöneren Seele den Vorzug verdiene, und den in Hexametern Sprechenden kränken der Affe Sonneto und die Katze Canzone. Die Mischung echter Märchenzüge und der Brentanoschen Erfindungen mit Allegorieen und ironischer Behandlung wirklicher Vorgänge und Personen giebt den Märchen ihr eigentümliches Gepräge. Vom Gockelmärchen sagte Brentano selbst, es ließe sich bis in die kleinsten Windungen hinein erklären; „es ist viel tief Gefühltes und Erlebtes darin, und selbst der

*) W. Grimm bezeichnete 1809 als Brentanos „Hauptbuch" für die Kindermärchen „die kleine italienische Sammlung, die er hat", und die sehr selten sei. Über die Seltenheit des italienischen Basile vgl. den Meusebachschen Briefwechsel S. 131 und Jak. Grimms Vorrede zu Liebrechts Übersetzung 1846, kleinere Schriften VIII 191.

Mutwille ist ein Kind des Schmerzes". In Österreich wurde das Gockelmärchen wegen politischer Anspielungen verboten, in Preußen gar Christian Brentano, den die hochweise Polizei mit seinem Bruder Klemens verwechselte, wegen der Verspottung von Ordensverleihungen ausgewiesen.

Anfang 1816 führte Brentano außer der romantischen Eingangsfabel „Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf" nur drei Erzählungen als fertig an. „Durch ein märchenhaftes Geschick" — Verbindung der Sage vom Mäuseturm und Rattenfänger von Hameln — „geraten alle Kinder der Stadt Mainz und auch die Kronprinzessin Amalaya in die Gewalt und den Gewahrsam des alten Flußgottes Rhein und wohnen bei ihm in einem gläsernen Haus. Ein Müller von feenhafter Abkunft wird der Bräutigam der Prinzessin und König von Mainz. Nun sitzt er auf seinem Thron vor den Bürgern immer morgens am Fluß, und da werden Märchen erzählt; denn der alte Flußgott hat sich erboten, jedes einzelne Kind gegen ein an seinem Ufer erzähltes Märchen herauszugeben. „Das Märchen von dem Hause Starrenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf" erweitert die Melusinenfabel, indem der Wasserfrau noch die Vertreterinnen der drei andern Elemente zur Seite treten. „Das Märchen vom Murmeltier" und „vom Schneider Siebentot auf einen Schlag" vermengen bekannte Märchen- und Sagenzüge mit Satire gegen Juden u. a. Diesen 1816 bereits ausgearbeiteten Märchen sollten „abwechselnd christliche, jüdische und aller Stände Märchen, kleine Lieder, Sprüche, kleine rührende historische Ereignisse" in der Erzählung folgen. „Eine ganze poetische Kinderwelt" wollte der Dichter umfassen und zugleich alle Leser der Tieckschen Märchen und die Verehrer der Undine, „ohne doch je die Geschlechtsliebe auf eine Art zu seinem Gegenstande zu machen, welche ganz aus der kindlichen Sphäre träte". Schinkel war bereit, Federzeichnungen zu dem Buche zu liefern, es scheint jedoch, daß Reimer den ganzen Antrag ablehnte. So blieben die Märchen liegen, bis Brentano nach Frankfurt kam. Da las er die Märchen im Freundeskreise vor und erhielt „kindliche Suppliken" um ihren Druck nach Koblenz gesandt. Anfangs wollte er von einem Drucke der „obenhin gesudelten" Märchen gar nichts hören. „Meinen innern Widerwillen gegen das Drucken kann ich gar nicht beschreiben." Er fühlte sich „innerlich verletzt", als ohne sein Wissen und Wollen ein Bruchstück aus dem „Märchen von dem Myrtenfräulein" in der Frankfurter „Iris" und zugleich ein Aufsatz, halb Ankündigung halb Besprechung des „in Frankfurt sorglos zurückgelassenen" handschriftlichen Werkes im Stuttgarter „Morgenblatte" erschien. Der Vorgang hatte das Gute, daß Brentano nun zum Besten der Koblenzer Wohlthätigkeitsanstalten das ganze Werk drucken lassen wollte. „Märchen, nachlässig erzählt und mühsam hingegeben von Klemens Brentano. Als Almosen für eine Armenschule erbeten, geordnet und herausgegeben von milden Freunden." Böhmer und Marianne Willemer sollten vor dem Drucke zusammenziehen, bessern,

etwa Verletzendes, wie die Sticheleien auf Voß ausmerzen. Als die Verhandlungen wegen des Druckes sich in die Länge zogen, begann er doch selbst in Mußestunden an dem Manuskripte zu flicken. So verging ein volles Jahrzehnt, ehe endlich statt der Märchensammlung ein Einziges erschien: Gockel, Hinkel und Gackeleia. Märchen. Frankfurt 1838 (mit Holzschnitten von Zick herausg. von E. Griesebach, Berlin 1872). Die ältere Gestalt des Märchens ist dann im zweiten Bande der Märchen und daraus öfters (Wiesbaden 1872) abgedruckt worden. Sie verdient entschieden den Vorzug vor der mit dem „Tagebuch der Ahnfrau" (Schriften IV, 49) verbundenen zweiten Bearbeitung. Unsere Ausgabe giebt in den Fußnoten zur ersten Fassung nur einige Beispiele der erweiternden Umarbeitung von 1838. Brentano hat diesen ersten Druck des Märchens (Schriften Bd. V) in einer autobiographisch inhaltreichen Zueignung (14 Seiten) dem „liebsten Großmütterchen" Frau Willemer gewidmet.

Testamentarisch verfügte er die Ausgabe seiner Märchen zum Besten frommer Stiftungen und so erschienen Stuttgart und Tübingen 1846 in zwei Bänden: „Die Märchen des Klemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres." Görres' „Vorwort zur Erinnerung an den Dichter dieser Märchen" umfaßt 58 Seiten. Es sind im ganzen, die zwei Bruchstücke „von Komanditchen" und „vom Schnürlieschen" mit gerechnet, fünfzehn Märchen;*) außer den bereits genannten: das Märchen von dem Witzenspitzel, von den Märchen oder Liebseelchen,**) von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen, von Rosenblättchen, von dem Baron von Hüpfenstich, von Fanferlieschen Schönefüßchen,**) von dem Dilldapp oder Kinder und Thoren haben das Glück bei den Ohren.

Brentano mit seiner nimmer ruhenden Phantasie, seiner weichen lyrischen Grundstimmung und unvergleichlichen Erzählungsgabe war eigentlich der geborne Märchendichter. Überkünstliche Witz- und Wortspiele, Allegorieen und endloses Ausspinnen eines willkürlich ergriffenen Fadens rügte freilich schon G. Görres bei Eröffnung dieses „blühenden Zaubergartens". Man kann weder Lob noch Tadel dieser Märchen aussprechen, ohne in beiden Fällen gleich ein beschränkendes „aber" beizufügen. Kindlich sind diese Märchen nur zum geringeren Teile, obwohl man von ihrem Schöpfer mit Recht geurteilt hat, er sei „im guten und bösen Sinne des Wortes bis in sein hohes Alter ein Kind" geblieben.

Während der Jahre seines Münchener Aufenthaltes hatte Brentano zu wiederholtenmalen Ausflüge nach Regensburg und Tyrol unternommen. 1840 wohnte er dem Passionsspiele in Oberammergau bei. In München

*) Ein anderes Bruchstück „Die Rose. Ein Märchen" Schriften V, 257 behandelt die Euryanthefabel.

**) Goedeke verzeichnet: Rotkelchens, Liebeseelchens Ermordung und Begräbnis. In sechzehn lithographischen Darstellungen. Zürich 1843. 8. — Fanferlieschen Schönefüßchen; ein Märchen nach Klemens Brentano. Im rheinischen Taschenbuche für 1851.

traf er 1839 zum letztenmale mit Bettina zusammen; ihr geistiger Bund war längst gelöst, sie standen nicht mehr „in irgend einem vertrauten Verhältnis" zu einander. Bettinas Gatte, einstens Klemens' Herzensfreund, Achim von Arnim, war sechs Tage vor seinem fünfzigsten Geburtstag, Donnerstag den 21. Januar 1831, auf seinem Gute Wiepersdorf, als gerade seine ganze Familie abwesend war, in einer Gesellschaft Bekannter einem Nervenschlage erlegen. „Er ist," schrieb L. Ranke seinem Bruder Heinrich, „so schön gestorben. Er schien kerngesund und wollte in wenigen Tagen nach Berlin kommen. Von einer Gesellschaft seiner ländlichen Bekannten in seinem Hause hinweg war er in sein Zimmer gegangen und hatte den Sternbald zur Hand genommen. Ich weiß nicht, welches Lied von Sehnsucht nach der Seligkeit (Nat.-Litt. Bd. 145 S. 336?) er eben aufgeschlagen, als ihn, wie Frau von Arnim sagt, Gott zu sich emporhob — er stehend niedersank. Die Bedienten glaubten, er sei ohnmächtig geworden; er that noch einen Atemzug und war hin." Sein ältester Sohn mauerte eigenhändig dem dahingegangenen Vater die Gruft aus. „So stark, so frisch, so lebendig, und nun mit einemmale wie weggeblasen," klagte Görres. Wilhelm Grimm, der in Göttingen eben selber schwer krank lag, mußte die von Savigny, dem Vormunde der Kinder, mitgeteilte Trauernachricht verheimlicht werden. Als er drei Jahre später Bettina mit ihrem ältesten Sohne sah, da rührte ihn dessen Ähnlichkeit mit Arnim, er habe „ganz das besonnene ruhige Wesen vom Vater". Eine Äußerung Brentanos über den geschiedenen Freund ist nicht bekannt geworden. Im Herbste 1841 weilte er nochmals bei seiner Familie in Frankfurt. Während er eines Abends seine „Wehmüller" vorlas, zeichnete Steinle das Bildnis des Freundes; (das Titelbild in den Schriften soll Emilie Lindners gelungenste Arbeit sein). Ende November kehrte Brentano nach München zurück; bald zeigten sich ernstere Spuren der Erkrankung. Im Mai 1842 kam Christian Brentano nach München, den Bruder zu holen, und in Christians Familie starb Klemens am 8. Juli 1842 zu Aschaffenburg. Zwei Monate später schrieb Freiligrath zu St. Goar — „ein Flecken am Rheine" — den Gruß an die Romantik und schilderte ihr geendigtes Reich, in dem einst Arnim, Brentano ihres Zugs Trabanten keck den Forst der Poesie durchstoben. „Nennt für Brentano es ein Totenamt!" Als der letzte des Romantiker-Kleeblatts zu Heidelberg schied am 29. Juli 1848 Joseph Görres zu München aus der sich umwandelnden Welt.

In Klemens Brentanos Schwester und Arnims Gattin, in Bettina, der romantischen Sibylle, glaubten manche die Verkörperung der Romantik zu finden. Erst nach dem Tode Arnims ist Bettina vor die Öffentlichkeit getreten. Als sie 1835 durch das schönste und geistvollste Buch der ganzen Romantik „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" eine bisher nur den Freunden aus Gespräch und Briefen bekannte Sprach-

gewalt und Dichterkraft enthüllte,*) da mußte Wilhelm Grimm „bei dem Buch immer an jemand denken, der darin nicht vorkommt und genannt wird, und den ich so sehr geliebt habe, an Arnim“. Dem gewöhnlichen Leser des „Briefwechsels“ kommt es freilich nicht in den Sinn, „das Kind“ als Witwe und Mutter von sieben Kindern, vier Söhnen und drei Töchtern, sich zu denken. Die Ehe Bettinas und Arnims ist nach den Zeugnissen aller eine durchaus glückliche gewesen. Bald nach der Geburt des ersten Kindes, Freymund, gab Arnim in einem Liede am Schlusse der vier Novellen (S. 98 Nr. 7) der innigsten Glücksempfindung warmen Ausdruck, nachdem er am Schlusse der ersten Novelle der Günderode einen Weihestein gesetzt. In den Briefen an Görres beklagt er 1823, daß die schmäler, nicht stärker gewordene Frau seit einem Jahre kränkele. „Meine vier Knaben muß ich von den Tannen herunter rufen, um ihnen Unterricht zu geben im Tanzen, Singen; da solltest du die Sprünge sehen. Das Töchterlein möchte gern mitmachen, ist aber zu klein, und die Kleinste weiß noch wenig zu erzählen.“ Klemens wollte 1825 aus leisen sehr delikaten Andeutungen in Arnims Briefen entnehmen, daß Bettinas heftiges Kunsttreiben „ihm manchen stillen Lebensgenuß durch die stete Berührung mit allerlei hoffärtigem verwirrtem Kunstgesindel entbehren mache“. Der fromm gewordene Bruder empfand damals selbst alles Kunsttreiben als störend und sündig und las vielleicht seine eigne Gesinnung in des Schwagers Brief hinein. Er rühmt im gleichen Schreiben an Görres die Schwester als das „großartigste, reichstbegabte, einfachste, krauseste Geschöpf. In stetem Reden, Singen, Urteilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Modellieren, alles in Beschlag nehmen und mit Taschenspielerfertigkeit sich alle und jede platte Umgebung zurecht gewaltthätigen, um das Gemeine als Modell zum Höheren in irgend einen Akt zu stellen und das Ungemeine sich gesellig bequem zu setzen.“ „Diese Frau,“ schrieb der junge Ranke 1827, „hat den Instinkt einer Pythia: eine so strömende wahre Beredsamkeit in bewegten oder geistigen Augenblicken ist mir noch nicht vorgekommen. Wer wollte ihr aber alles glauben? Sie hat Anmut und Eigensinn, Liebenswürdigkeit und nicht.“ Lotte Schiller und die Grimms rühmten Arnims guten Einfluß auf Bettina.

Nachdem Bettina ihre früheren Mädchenjahre in klösterlicher Erziehung hingedämmert hatte, haben neben der Großmutter Laroche vor allen, ja einzig Karoline Günderode und Goethes Mutter sie erzogen. Sie habe,

*) Die Nachricht vom großen Erfolge des Briefwechsels entlockte W. Grimm den Ausruf: „Was würden die Leute sagen, wenn sie die Bettina sähen und sprechen hörten: sie redet wie ein Brunnen frisch und voll aus dem Felsen springt.“ L. Ranke, der für seine Freundin einen Mißerfolg fürchtete, schrieb (18. Februar 1835) an seinen Bruder Heinrich: „Wenn Du im dritten Band auf allgemeine Erörterungen stößest über Genius, Liebe, Schönheit und Kunst, so kannst Du dabei denken, daß dies eben die Thränen oder Phantasieen sind, welche ich im Jahre 26—27 so oft dort gehört habe. Dieses Buch ist die ganze Person: ebenso liebenswürdig, geistreich; aber auch ebenso bei allem Anspruch auf Unabsichtlichkeit doch absichtlich und in der Übertreibung nicht ohne Langeweile.“ Carriere erklärt am Schlusse seiner trefflichen Skizze: „Um ein Bild von ihr zu geben, muß man sie selber reden lassen.“



Bettina Brentano.

Faksimile eines Briefes von Bettina Brentano.

Der Eingang des Briefes, dessen Schluß hier in Faksimile wiedergegeben ist, lautet:

Warum kamen Sie nicht wieder hierdurch, mein Freund? (Freund sage ich nur in Hoffnung daß Sie künftig meinen Nahmen besser schreiben, nehmlich mit einem B und nicht P.) Also warum? läßt sich Ihre Person nicht gut zweimal kurz hintereinander bei Menschen sehen?

Seit dem ich weiß, daß der Glaube die schwehrste der 3 göttlichen Tugenden, hab' ich viel darin geleistet, ich glaub nehmlich alles. Wollt ihr mir also vertrauen Freund? und sei es auch noch so wunderbar ..... aber waß — erstens in welchem Welttheil liegt Prempelsdorf



bei Lübeck? welcher Stern leuchtet dort? habt ihr auch Sonn und Mond, raucht und schnupft man Taback? ißt zu Mittag und zu Nacht? hat Freunde und Musik an deren Herz man liegt? p.p. ach nein gewiß nicht! Meine Hoffnung wird mich nicht trügen! gewiß es ist dort anders meine jugendliche Neugier wird befriedigt werden

schrieb Frau Rat im Mai 1807 in Frankfurt, „im eigentlichen Verstand niemand wie mich; weil sie nun freilich viele Eigenheiten hat, so beurteilt man sie, wie das ganz natürlich ist, ganz falsch". Bettina hat ihren Dank der Frau Rätin in reichem Maße abgetragen, denn gerade aus Bettinas Werken ist das lebensvolle Bild der Frau Aja in die Litteratur und die allgemeine Vorstellung übergegangen, und selbst für Goethes Knabenerinnerungen ist sie die Vermittlerin zwischen Sohn und Mutter geworden. Die thörichten Anklagen, welche Bettina wegen ihres Goetheschen Briefwechsels Fälschung und Betrug vorwarfen, sind gerade so wie Voß' Beschuldigungen gegen die Herausgeber des „Wunderhorns" zur Beschämung ihrer Urheber ausgeschlagen. Gleich in einem der ersten Briefe (7. Okt. 1808) läßt Bettina auf ihre Beschreibung der Kölner Prachtstücke Frau Elisabeth Goethe antworten: „Wenn's nur wahr ist, daß du sie gesehen hast, denn in solchen Stücken kann man dir nicht wenig genug trauen. Du

durch unsern zukünftigen eifrigen Briefwechsel, sie sind ja auch ein andrer, wie alle andre. — Dieß wär nun das Locale, jezt folgt ein Vertrauen über — über was mein Freund? man kann so viel vertrauen, wenn man nicht aufrichtig ist u. auf so mancherlei Art! zum Beispiel Wachend lachend weinend schlafend, schlafend ja wahrhaftig! es lebt sich oft so seelig besser im Traum, Ach bitte träumt mir ein Stück Leben, das Vertrauen wird dann so reizend blind. es macht die Augen zu. Blind. ein blindes Vertrauen in mich haben, das thut mir wohl; und wird Ihnen auch nicht so viel Mühe kosten, sie brauchen die Augen nicht aufzureißen über jedes Worr; blinzelnd freundlich dämmernd über die ganze Welt, so soll es sein.

Ach ich möchte Ihnen gerne gerne auch noch ein paar Blüthen aus meinem Frühlingssturm zuwerfen, könnte ich nur den May berechnen zu einem Herzen in — Prempelsdorf. und dann solche abgerissene Blüthen welken so schnell, tragen keine Früchte — Armes Herz! hats schon erfahren — dem Tieck trug ich einen ganzen Hauptast zu mit Einsenkern und Keimen u. doch konnte er keine Wurzel fassen mußte verdorren.

So gut bin ich Ihnen, als Sie innerlich g u t s i n d ich denke das ist der Mühe werth .....

Im Hintergrund der Mond etwas blaß, entsteigt dem See, beschaut sich gleich emsig in dieser Wiege Mutter Natur legt spielend ihm die Wolkenhand vor die Augen, zieht sie leise wieder weg, schnell und lächlend blickt er wieder in den See, die Berge zu beiden Seiten ziehen mit sehnsüchtigen Blicken, seinen Glanz auf ihr wellig Haupt, und so gehts weiter — er dringt in manche dunkle Höhle manch Geheimniß heiliger Natur und — zieht sich zurück als bescheidner Freund. Das ist mein Herz im Bilde. — Der Hintergrund. — nun kömmt der Vorgrund mein Geist mein Sinn oder besser mein Leichtsinn: ein Wald von Tannen Fichten Biegen lauter Bäume, die immer grün sind bedecken den ganzen Hintergrund von der Spize bis zur Wurzel hängen färbige Lämpgen, in Symbolischer Ordnung., Außer dem Bild sind die Zuschauer, nehmlich das Leben wie es mich anspricht, in der Mitte auf dem besten Plaz siz Göthe auf einem gepolsterten Lehnstuhl mit einem Schehmel unter den Füßen, dem hab ich's comod gemacht, damit er nicht davon geht um anderswo mehr Bequemlichkeit zu suchen. neben im Perspecktif steht Tieck er kann durchsehen mit einem Blick kann die stille einsame Nacht hinter dem rauschenden Wald entdecken allein seiner Augen lieder sind gesenkt, und ich verzweifle endlich nach langem Harren, an der Gegenwart Denke an die Zukunft wenn der Morgen Thau in tausend goldnen Perlen auf jedem Blätgen, die künstliche Illumination beschämen wird, Arnim geht mit gehöriger Lebhaftigteit hin und her, nimmt alles würdig auf, nur die Staare und Spazen die in der Luft hin und her schwirren stören ihn er hat eine Reitpeitsche um sie im Flug zu treffen, und haut manchmal dem Nachbarn in's Gesicht in der Meinung es sei eine Fleder mauß. Ruhmohr macht den Lampen die Kuhr, findet sie wunderlich lieblich — schöne Damen, süße Damen, ich höre seine Stimme, schicke ihm zuweilen ein laues lüftgen über den Lampen Qualm herüber — nun stehen noch da Blau Strumpf u. rothstrumpf die beiden Schlosser, ich hab sie nicht zum Fest gebeten sind von selbst gekommen Der blaustrumpf Stadt und Landrath zieht seine Beine zurück, weil er meint es schickt sich nicht — der Rothstrumpf stellt seins recht hervor weil er meint

es sei recht ansehlich brillant (folgen die nachgebildeten Seiten).

hast mir ja schon manchmal hier auf deinem Schemel die Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn du, mit Ehren zu melden, ins Erfinden gerätst, dann hält dich kein Gebiß und kein Zaun.“ Wer dies Urteil über sich selbst im Eingange eines Buches drucken läßt, kann es unmöglich auf Täuschung abgesehen haben. Der Wortlaut der wirklich gewechselten Briefe hat neuerdings (s. S. XXX Anm.) bewiesen, daß in Bettinas Dichtung und Wahrheit viel mehr Wahrheit enthalten ist, als Feinde wie Freunde angenommen hatten. Aber von dieser dokumentarischen Treue hängt nicht der Wert des Buches ab, dem nach Jakob Grimms Urteil*) kein anderes „in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre“. Es ist Bettinas Geist, schwelgend in der Verehrung des Schönen und Großen, der in dem Buche waltet. Und reiner Genuß des Schönen ist ihr Gebet. Unbändig in Sinnenlust des Geistes hat sie selbst sich genannt. An Frau Görres schrieb sie, der Briefwechsel „enthält meine Herzensangelegenheiten mit Goethe nackt und bloß, wie sie Gott in mir erschaffen hat und wie Er unter dem Beistand der Grazien sie gezähmt und gebändigt hat“. Goethe aber hatte ihr 1810 geschrieben: „Eigentlich kann man dir nichts geben, weil du dir alles entweder schaffst oder nimmst.“ Der Ausspruch hatte bei Bettina mehr Wahrheit als Goethe selbst damit meinte. Um von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ eine ihrem Sinne gemäße englische Übersetzung zu erhalten, erlernte sie die ihr fremde Sprache und übertrug ihr Werk selbst (1838). „Es ist kein rechtes Englisch, verdiente es aber zu sein,“ äußerte ein englischer Beurteiler. Um das von ihr ersonnene und gezeichnete Denkmal Goethes (s. S. CLIV) auszuführen, erlernte sie selbst in Thon zu modellieren und brachte das dann in Rom von Reinhäuser in Marmor ausgeführte Modell wirklich zustande. Um Goethes „Faust“ zu komponieren (1809), trieb sie mit Leidenschaft musikalische Studien. Beethoven hat dem jungen Mädchen, wie vielleicht keinem anderen Menschen, seine tiefsten Gedanken über Musik anvertraut, die ältere Frau besaß Franz Liszts Freundschaft und Vertrauen. In Savignys Haus verlebte sie einen Teil ihrer Mädchenjahre. Auf Schinkels Pläne hat sie anregend eingewirkt. Fr. Jacobi, Schleiermacher, Gneisenau, Al. v. Humboldt, Meusebach, Varnhagen waren ihr enge verbunden; L. v. Ranke, Geibel, Carriere hingen als junge Männer begeistert an der ewig Jugendlichen. Ihr Einfluß auf den Kronprinzen Friedrich Wilhelm hat die Berufung ihrer alten treuen Freunde, der Brüder Grimm, nach Berlin mit entschieden. Ihre auf den

*) Kleinere Schriften VI, 419. — Meusebachs Briefwechsel mit J. u. W. Grimm, eine größere Anzahl von Bettinas Briefen enthaltend, Heilbronn 1880 S. 397—407. — L. von Ranke, sämtl. Werke LIII, 271. — Börne, Ges. Schriften VI, 115. — Grillparzers sämtl. Werke XIV, 127. — Feuchterslebens sämtl. Werke V, 144. — Fr. Hebbels Briefwechsel I, 30 und 33. — G. F. Daumer „Semiramis“ (Drama) Frankfurt 1836 und „Bettina. Gedichte aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Nebst erläuternden und vergleichenden Anmerkungen“ Nürnberg 1837. — J. Görres im Stuttg. Morgenblatt 1875 Nr. 78—87. Dritte Aufl. des Briefwechsels mit einem auch im Goethe-Jahrbuch I, 1—16 abgedruckten Essay ihres Schwiegersohnes Herrmann Grimm „Bettina v. Arnim“ Berlin 1881. In Reclams Universalbibliothek Nr. 2691—95 Leipzig 1890.

König Friedrich Wilhelm IV. gesetzten Hoffnungen gingen freilich nicht in Erfüllung. 1843 entwickelte sie ihre sozialpolitischen und freireligiösen Ansichten in dem zweibändigen Werke „Dies Buch gehört dem König" (2. Aufl. 1852); als „des Königsbuchs zweiten Band" ließ sie 1852 die matten „Gespräche mit Dämonen" folgen. Dazwischen liegt die Veröffentlichung des „Frühlingskranzes" 1844 und der zwei Bände „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" 1848 (2. Titel-Aufl. Leipzig 1848), welchen ein wirklich geführter Briefwechsel mit dem jugendlich unreifen Philipp Nathusius zu Grunde liegt, wie die „den Studenten" gewidmeten zwei Bände „Die Günderode" (Grünberg 1840; Neudruck Berlin 1890) den Briefwechsel mit der Jugendfreundin benutzten. Zu der Thatsache, daß Bettina erst nach dem Tode ihres Mannes ihren Gedanken schriftstellerische Gestaltung gab, haben wir das Urteil L. v. Rankes, der 1831 nach seiner Rückkehr aus Italien mit ihr in einem Hause wohnte, zu verbinden: „Der Tod ihres Mannes hat einen großen Einfluß auf sie ausgeübt. Ich habe sie auf einer neuen Stufe der Entwickelung angetroffen. Sie selbst behauptet ihn nicht verloren zu haben. Denn da die Menschen mit einander auch in der Liebe oft nur in einem Scheingespräch seien, von dem ihr wahres Dasein nichts wisse, indem dies sich sogar verhülle, so trete man durch den Tod mit jemand in eine wahrere, tiefere Gemeinschaft, als die das Leben erlaube."

Klemens Brentano hat nach seiner Bekehrung in ausgedehnter Mildthätigkeit das uns alle einigende Testament Johannis den Bedürftigen gegenüber zu erfüllen gesucht. Allein das von ihm verurteilte Kunsttreiben hielt Bettina nicht ab, sich den Armen zu widmen. In Berlin, wohin sie nach Arnims Tode dauernd übergesiedelt war, und im Voigtlande suchte sie das Elend in seinen Wohnstätten auf und war bestrebt, durch eigene That und durch Anrufung des Königs und der Gesellschaft zu helfen. Während der fromme Klemens über die Cholera als göttliches Strafgericht zur Demütigung der Wissenschaft Betrachtungen anstellte, pflegte seine weltfrohe Schwester die armen Kranken. Ihre entschlossene Hilfe, während alles vor der Cholera floh und ihre dauernde Wirksamkeit für die Armen gehören ebenso wesentlich zum Bilde ihres Lebens und Treibens in Berlin wie die litterarischen und politischen Bestrebungen, in denen sie sich tummelte und durch die sie ihr Haus zum Mittelpunkte des geistreichen Lebens der Hauptstadt machte. Daß ihrem außergewöhnlichen Thun und Wollen auch mancher begründete Tadel und noch mehr erfindende Nachrede sich anheftete, ist natürlich. Schon 1809 hat Karoline Schelling in München sich über Bettina als Tiecks Krankenpflegerin abfällig geäußert, Varnhagens Freundschaft hat es nicht unterlassen, von der vermeintlichen Rivalin seiner Rahel recht viel Ungünstiges der Nachwelt zu überliefern. Bettinas Verhalten gegenüber dem Fürsten Pückler-Muskau erschien auch ihren ergebensten Freunden nicht tadelfrei. Aber von Bettina Brentano bekennt der streng gesinnte Ringseis Bewunderung nicht nur „für ihre

sprudelnde unvergleichliche Genialität, ihren tiefsinnigen Witz", sondern auch ebenso „für den sicheren Anstand, womit sie die geniale Freiheit ihrer Bewegung zu begleiten wußte, so daß ohne Zweifel ihr niemand unehrerbietig zu begegnen wagte". Von der Witfrau Achim von Arnims bezeugt Carriere,*) daß in den verschiedenen Jahren, während deren er oft in Bettinas Hause verkehrte, ihm niemals „das Geringste von Extravaganzen begegnet ist, woran ein unbefangener Sinn gerechten Anstoß zu nehmen gehabt". Goethe äußerte 1825 einmal, das italienische Blut habe in ihr die Mignonmaske aufs lebhafteste auffassen müssen, sie sei ein problematischer Charakter. W. Grimm faßte 1834 sein Urteil über Bettina in die Worte: „Ich wollte Sie sähen sie einmal, da Gott nicht oft solche Naturen unter uns wandeln läßt". Bettina starb am 20. Januar 1859 in Berlin und wurde an Arnims Seite zu Wiepersdorf begraben.

1852 und 1853 hatte Bettina ihre einzeln erschienenen Gespräche und Briefwechsel als „sämtliche Schriften" in elf Bänden zu Berlin herausgegeben, nachdem sie schon 1839 die Sammlung der Werke ihres Gatten begonnen hatte, eine ihr schwer fallende und für sie ungeeignete Arbeit. Sie klagte, es sei keine Ordnung in dem Nachlasse, „Eignes und Fremdes durch einander und die Masse ist auch ein Meer". Durch Streitigkeiten mit den wechselnden Verlegern geriet sie dabei in die unangenehmsten, sogar ihre Freiheit bedrohenden Händel, denen sie zuletzt durch ihre Eintragung in das Handelsverzeichnis als „v. Arnimscher Verlag" ein Ende zu machen suchte. Die bibliographische Feststellung für ihre und Arnims Schriften ist dadurch eine äußerst schwierige geworden. Auch mit der Polizei, welche die freimütige Sprecherin und Freundin des Prinzen Waldemar sinnreich zu chikanieren wußte, geriet sie als Schriftstellerin in Händel, so daß sie wegen der Herausgabe der Werke von Berlin fortziehen wollte. „Was würde," schrieb sie 1844 an Varnhagen, „mir alles noch bevorstehen, wenn ich die dreißig bis vierzig Band Manuskript von Arnim und andern, die ich noch zu veröffentlichen habe, durchfechten müßte." 1835 hatte sie „Sechs Erzählungen. Nachlaß" (Berlin) herausgegeben.**) Die Herausgabe der Werke wollte sie Philipp Nathusius anvertrauen; als dieser nach Italien ging, sollte Wilhelm Grimm an seine Stelle treten. Wilhelm Grimm schrieb das Vorwort (unterzeichnet Kassel am 1. Mai 1839; kleinere Schriften I, 311), in dem er für den Schluß des Ganzen „einen Umriß von dem äußern Leben des Dichters, sowie Betrachtungen über sein geistiges Wirken" in Aus-

*) M. Carrieres Schilderung „Bettina v. Arnim" (Nord und Süd 1886 Heft 118, Deutsche Bücherei Nr. 42) ist entschieden das Beste von allem über Bettina Geschriebenem. C. Alberti, „B. v. Arnim. Ein Erinnerungsblatt zu ihrem hundertsten Geburtstage" Leipzig 1885. Eine treffliche Charakteristik und Litteraturangaben giebt G. v. Löper, Allgem. deutsche Bibliographie II, 578—583 A. Sauer, Frauenbilder aus der Blütezeit unserer Litteratur. Leipzig 1885.

**) K. Gutzkow verhöhnt, indem er diese Erzählungen lobt, den das Horn des Kuhhirten statt das Wunderhorn blasenden Dichter in den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Litteratur" Stuttgart 1836 I, 323.

sicht stellte; es handelte sich dabei wohl um eine von Bettina und Wilhelm gemeinsam auszuführende Arbeit. In den sämtlichen Werken steht W. Grimm als Herausgeber vor den sechs Bänden Novellen (sämtliche Werke I u. II Berlin 1839 bei Veit u. Komp.; IX u. X 1841, XI u. XII 1842 Grünberg u. Leipzig bei W. Levysohn), den zwei ersten Bänden der Schaubühne (V u. VI Berlin bei Veit u. Komp. 1840), dem ersten Teile der „Kronenwächter" und der „Gräfin Dolores" (III, VII, VIII Berlin 1840 bei Veit u. Komp.). Goedeke bemerkte im Grundriß III[1], 41 auf ausdrücklichen Wunsch Wilhelms, daß dieser nichts mit der Herausgabe zu thun gehabt hätte.*)

Der erste Teil vom Neudruck des „Wunderhorns", Bd. XIII, erschien 1845 Charlottenburg bei Egbert Bauer, Bd. XIV—XIX „Gedruckt auf Kosten des Herausgebers Berlin 1846 Expedition des v. Arnimschen Verlags", Bd XX 1848. In „v. Arnims Verlag" Berlin kamen dann die zweiundzwanzig Bände der sämtlichen Werke (XXI. Wunderhorn 4. Teil; XXII. Gedichte 1. Teil)**) zwischen 1853 und 1857 als „Neue Ausgabe" heraus. Die Bände XVIII—XXII wurden in beiden Ausgaben noch besonders als: „Nachlaß: Erster bis sechster Band" (der zweite Teil der „Kronenwächter" Band IV wird dabei mitgezählt) bezeichnet. Ausgewählte Novellen (17), drei Teile in einem Bande, erschienen Berlin 1853; „der glückliche Färber", „Fürst Ganzgott" und „der tolle Invalide" wurden als „ausgewählte Novellen" Berlin 1872 vereinigt. Brentano und Böhmer äußerten ihre Unzufriedenheit über diese angeblich sämtlichen Werke; Böhmer forderte vor allem eine Sammlung der kleineren in den verschiedensten Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und Recensionen Arnims; „bei allen diesen Romantikern sind die kleineren Sachen viel besser gerundet als die großen". Wäre die Herausgabe von Brentanos Schriften Böhmer, dem „rechtschaffnen Vormünder meiner armen verlorenen Findlingspoesie", der mit dem Dichter selbst noch darüber verhandelt hatte, zugefallen, so wären nicht die Werke der beiden einst so innig verbundenen Dichter gleich schlecht herausgegeben worden. „Klemens Brentanos gesammelte Schriften" wurden von Christian und Emilie Brentano Frankfurt a. M. 1852—1855 in neun Bänden herausgegeben; die beiden letzten Bände mit dem Untertitel: „Klemens Brentanos gesammelte Briefe. Erster und zweiter Band". So willkürlich und einseitig die Briefe auch ausgewählt sind, falsch eingereiht und datiert, wohl auch nicht eben wortgetreu abgedruckt, so macht doch die Sammlung Brentanoscher Briefe den Wunsch nach einer Sammlung von Arnims Briefen doppelt rege. Nur ein vollständiger Brief Brentanos an Arnim, keiner Arnims an Klemens oder Bettina Brentano ist bekannt geworden. Einzelne Briefe oder Briefteile Arnims sind an verschiedenen Stellen zerstreut. Die wichtigsten der

*) Meusebachs Briefwechsel mit J. und W. Grimm S. 369.

**) Es finden sich auch Exemplare der „Neuen Ausgabe", in denen die Gedichte den XXI. Band bilden.

bisher bekannt gewordenen Briefe Arnims sind die an Joseph Görres im 2. und 3 Bande von „Joseph Görres. Gesammelte Briefe" München 1874. Neun Briefe Arnims an Dorow und zwei an Varnhagen von Ense sind vereint in den „Reminiscenzen" herausgegeben von Dorow Leipzig 1842. Die Briefe Brentanos und Arnims an Zimmer s. S. LXI Anm., die beider Freunde an L. Tieck im ersten Bande von K. von Holteis „Briefen an Ludwig Tieck" Breslau 1864.

Zu Brentanos Briefwechsel sind im zweiten und dritten Bande von Jansens „Böhmers Leben" Ergänzungen enthalten. Böhmer wollte eine eigene Schrift „Meine Erlebnisse mit Klemens Brentano" ausarbeiten, ist aber damit nicht zustande gekommen. Das umfangreichste Werk über Brentano sind die beiden Bände: Klemens Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen von P. J. B. Diel S. J. Ergänzt und herausgegeben von W. Kreiten S. J. Freiburg i. B 1877. Denselben streng und ausschließlich katholischen Maßstab an alle Erscheinungen des vielgestaltigen Lebens legt auch die gedrängtere Schrift von J. B. Heinrich an: Klemens Brentano. Köln 1878 (Schriften der Görresgesellschaft. Dritte Vereinsschrift für 1878). So viele neue Aufschlüsse wir der fleißigen Forschung Diel-Kreitens auch verdanken, eine unbefangene Darstellung, eine litterarhistorische Behandlung ist in diesen Werken nicht angestrebt. Dagegen sind außer Guido Görres' Einleitung zu den Märchen seine „Erinnerungen an den Dichter Klemens Brentano" 1844 und 1845 in den „Historisch-politischen Blättern" (XIV, 1; 177; 257; XV, 1) grundlegende biographische Arbeiten, denen sich die Besprechung des „Frühlingskranzes" (XV. 481; 732) anreiht. Die Einleitung zum achten Bande der Schriften „Biographisches über Klemens Brentano" von Christian und Emilie Brentano unter Beihilfe Luise Hensels ausgearbeitet ist in allem Wesentlichen in das Werk Diel-Kreitens übergegangen. Diel selbst lieferte eine kurze biographische Einleitung zu den zwei von ihm herausgegebenen Bänden: „Klemens Brentanos ausgewählte Schriften. Chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen." Freiburg i. B. 1873. Brentanos „ausgewählte Gedichte" sind Frankfurt 1854 und mit Holzschnitten herausgegeben von J. Eckardt Berlin 1874 erschienen. Andere Aufsätze wie E. Griesebachs Studien sind bereits angeführt worden. Die beste ästhetische Beurteilung veröffentlichte W. Hemsen 1852 in Nr. 48 und 51 der „Blätter für litterarische Unterhaltung": Klemens Brentano. Züge zu seinem Bilde.

Der weitaus größere Teil der Arbeiten über Brentano ist aus streng katholischen Kreisen hervorgegangen und verdankt der Teilnahme für Brentanos spätere Lebenswendung, nicht der Neigung zum Dichter der Romantik seine Entstehung. Da Arnim gegenüber dieser Antrieb nicht vorhanden ist, so findet man ihn wohl in vielen der den Brüdern Grimm gewidmeten Arbeiten genannt, von Litteratur über ihn, den von Lesern und Litteraturgeschichte mit gleichem Unrecht Vernachlässigten,

ist wenig zu berichten. W. Scherers Vortrag über Arnim ist erst nach dem Drucke dieser Einleitung im Oktoberhefte der „Deutschen Rundschau" 1890 veröffentlicht worden. Weitaus das Beste von allem bisher über ihn Geschriebenem ist Jos. Görres' im ersten frischen Schmerze in Menzels Litteraturblatt zum Morgenblatt 1831 Nr. 27—30 veröffentlichter Nachruf; nach Böhmers Urteil das Vollendetste, was Görres überhaupt geschrieben; daran reiht sich Eichendorffs Charakteristik (über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland, Leipzig 1847), der Arnim als den reinsten und gesündesten Repräsentanten der Romantik preist 1841 (Grünberg und Leipzig) veröffentlichte M. Carriere als „Studien für die Geschichte des deutschen Geistes" den Varnhagen gewidmeten Dithyrambus „Achim von Arnim und die Romantik. Die Günderode". Der von Varnhagen („Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften" Mannheim 1837 I, 313—318) verfaßte Nekrolog in der Beilage zur Preußischen Staatszeitung Nr. 29, Januar 1831, soll Savigny und alle Freunde ungemein befriedigt haben. Im „Berliner Freimütigen" veröffentlichte W. Alexis 1831 Nr. 25 einen Aufsatz über Arnim, dem in Nr. 69 K. von Holteis warm empfundenes, charakterisierendes Gedicht folgte:

Ein Mann, im ganzen Sinn; mit heitrer Strenge,
Mit ernstem Scherz; mit Witz; Geselligkeit;
Mit einem Kranz voll blühender Gesänge;
Mit Kunstsinn; Wissenschaft und Heiterkeit;
Erschaffend immer, thätig, neu beginnend;
Mitteilungsfroh; dabei doch tief und sinnend;
Jedweder Zeit vertraut, belehrend; mild —
Und anteilsvoll — das ist dein freundlich Bild.

Max Koch.

Die
teutschen Volksbücher.

Nähere Würdigung
der schönen
Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein,
welche theils innerer Werth, theils Zufall,
Jahrhunderte hindurch bis auf unsere
Zeit erhalten hat.

Von

J. Görres
Professor der Physik an der Secondärschule zu Coblenz.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1807.

An
Klemens Brentano.

Ich ging in Waldes Nacht, den Bach entlang, es rauschte der Strom so gar gesprächig.

„Was habt ihr Wellen mir zu sagen, habt in tiefen Klüften Wunderbares ihr gesehen, das ihr mir vertrauen möchtet?

„Da steht der alte graue Fels, dem ihr entquollen seid, ein dunkeles Geheimnis liegt her um ihn, könnt ihr das Wort mir geben?"

Es rauschten die Wellen stärker, aber ich verstand ihr Rauschen nicht. „Euere Stimme hör' ich wohl, aber Zungen habt ihr keine, die Elementensprache kenn' ich nicht!"

Da ward der Bach gar zornig, er sog mehr Wasser an, und zog reißend nun einher, seine Stimme war ein gewaltig Brausen. Aber ich verstand die Elementensprache nicht!

Ich war gar bestürzt, und ging an der zürnenden Kreatur hinauf, bis da, wo die Silberschlange ihre Höhle im dunkeln alten Felsen hatte.

Da saß ein Mönch, in sich versenkt, und blickte in die klare Welle nieder. Der Bach glitt ruhig hin, und wand sich schmeichelnd um seine Füße her.

„Kannst du, lieber Mönch! mir nicht des Baches dunkele Töne deuten? Viel Menschenweisheit tausch' ich gegen der Elemente Wissen um."

Es sah der Mönch mich schweigend an. „Ich kannte wohl schon eher dich, was ist's das deine Seele treibt?"

„Das dunkele Wort, das Leben hat, und nimmer bleibende Gestalt, treibt meine Seele um!"

„Das Wort ist gut, aber wo ist dein Streben hingerichtet?"

„Die Pforten des Aufgangs such' ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen! Wo steht Phosphorus, ich such' ihn lange schon vergebens?"

Der Mönch stand auf, und winkte ernst, ich folgte ihm von ferne nach. Es öffnete der alte Fels sich, wie er angeklopft, wir standen an dem Thor von Erz, vor der Springwurzel wich es prasselnd auseinander.

Ein weiter Dom war uns geöffnet, dunkel glimmte Lampenschein, spiegelglatt zog der Krystallboden in die ferne Dämmerung sich hin.

„Tritt auf den Spiegel," sprach der Mönch, „sind deine Sünden dir vergeben, und ist dein Streben rein, dann wird der Krystall dich tragen, sonst sinkst du unten in die Grabgewölbe nieder."

Ich trat zagend auf die Spiegelbahn, es krachte unter meinen Füßen sehr, der Mönch ging neben hin, und sah mich forschend an; ich ermannte mich, mein Streben war ja rein; wir schritten hin, der Krystall war nicht gebrochen.

Wir kamen, tief in des Domes Grund, in die dämmernde Kapelle, wo Friedrich Barbarossa saß; der Bart war durch den Tisch ihm durchgewachsen. Um ihn drängten sich die alten Helden alle.

Es grüßte sie der Mönch, ich neigte mich; sie sahen verwundert auf.

Reinold. Wer bringt uns diesen her?

Siegfried. Er meldet uns Botschaft aus Alberichs Reich.

Carolus magnus. Monjoye S. Denis, sie haben große Männer oben!

Octavianus. Hornvilla hat, wie man sagt, ein zahlreich Geschlecht erzielt, das auf den Burgen wohnt.

Lionell. Es sind die Löwen Katzen wohl geworden, und spinnen und mausen sehr geschickt?

Florenz. Er soll mir meine Ochsen wiedergeben, der Kauf ist nichtig, ich war nicht majorenn!

Heinrich der Löwe. Sie haben Feuer in meinem Hause angelegt, des Teufels Drohung will in Erfüllung gehen, weil ich den Fährlohn ihm nicht entrichtet.

Herzog Ernst. Eben hat der alte Greif die Meinigen, in Ochsenhäute eingenäht, den Jungen zum Futter hingetragen.

Wolfdieterich. Steht der Klee recht fett im Rosengarten, das Vieh muß schöne Wampen haben?

Hagene. Sie müssen den Nibelungenhort, den ich in den Strom versenkt, jetzt doch aufgefunden haben, es ist viel Geld und Geldeswert?

Ich sah beschämt am Boden nieder. „Es ist nicht gastlich von euch Ritter, daß ihr so den Fremdling grüßt, der euch ehrt und liebt."

„Ängstigt ihn nicht," sprach der Mönch, „es ist eben der Heillosen keiner."

Da sah Barbarossa auf. „Was suchst du bei den Toten, Fremdling?"

„Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen in der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt."

„Das Leben ist nicht mehr bei uns, wir haben es als Erbe euch zurückgelassen, ihr habt übel damit hausgehalten."

„Dann laßt aus euern Thaten von neuem den Lebensgeist mich ziehen."

„Von unsern Thaten sind die Schatten nur uns hinabgefolgt, willst du mit ihnen sprechen, lies in diesen Büchern."

Der Mönch schlug die Bücher auf und deutete, ich las. Die Ritter sprachen fort, aber mit Geisterstimmen, Geistersprache, die Worte gestaltlos, vernehmlich dem Ohre, aber unverständlich.

Ich las lange, lange fort; es schien keine Sonne unten, unter den Helden war unaufhörlich unruhige Bewegung. Endlich schien, was sie rührt' und regte, vorübergegangen, sie wurden still und ruhig, da schloß der Mönch des Buches Krempen.

Ich sah auf und blickte an der ehrwürdigen Versammlung hin. Im Kreise saßen die edeln Gestalten traurig da, sie waren nicht mehr zornig.

„Geh' hin, du wirst vieles anderst finden. Erzähle was du gesehen und vernommen hast!" sprach Friederich.

Ich neigte mich, über den Krystallboden führte mich der Mönch zurück, die Pforten fuhren von neuem prasselnd auseinander, wir gingen durch den Berg dahin, es schien die Sonne wieder, der Mönch verschwand.

Ich sah mich außen um, wie war alles anderst da geworden! Die alten Bilder waren aus den Nischen herausgeworfen, sie lagen in schmählicher Verstümmlung umhergestreut; die alten Eichen waren hohl geworden von der Zeit, und vom Sturme umgeweht; es würfelten Krieger um Purpurmäntel; alle Marksteine waren ausgegraben.

Wollen die Jahrhunderte im Sturmschritt vorübereilen? Haben sie unten den Becher mir gereicht, in dem man das Leben in einem Zuge schnell vertrinkt; hab' ich in der Vergangenheit meine Zukunft vorweggelebt?

Deckt mir graues Haar den Scheitel, kennen mich denn jene, die mich lieben, nicht, ist mein väterlich Haus denn auch in Schutt zerfallen, und stehen verwundert die Nachbarn um den suchenden Wandrer her, der sich in der Zeit verspätet hat, und nach der längst versunknen Jugend fragt?

Wanderer, die du suchst, sind nicht mehr hienieden, dort weht Gras über ihren und ihrer Kinder Gräber!

O wie bin ich alt geworden, wie schlägt das Herz mir zögernd in der Brust, wie ist alles um mich her so alt geworden, o Knabe auf raschem Rosse mit dem Wunderhorn, wie bist du alt geworden!

Es sieht die junge Generation mich so altklug und verständig an, geht nur, ihr seid wackere Kinder, der Himmel wird euch Ruhe und Überfluß verleihen und ein gemächlich Leben.

So muß ich denn für die Enkel niederschreiben, was die Unterirdischen mir aufgetragen, und was mein flimmernd Gedächtnis mir nicht versagt.



14. Das Titelbild von Arnim-Brentanos Sammlung. — Für die ganze Unterredung mit den entrückten Helden ist zu vergleichen Moscherosch's Gesicht à la mode Kehrauß; Nat.-Litt. Bd. 32 S. 119 f.

Die Schriften, von welchen hier die Rede ist, begreifen weniger nicht als die ganze eigentliche Masse des Volkes in ihrem Wirkungskreis. Nach keiner Seite hin hat die Litteratur einen größeren Umfang und eine allgemeinere Verbreitung gewonnen, als indem sie übertretend aus dem geschlossenen Kreise der höheren Stände, durchbrach zu den untern Klassen, unter ihnen wohnte, mit dem Volke selbst zum Volke, Fleisch von seinem Fleisch, und Leben von seinem Leben wurde. Wie Halm an Halm auf dem Felde in die Höhe steigt, wie Gräser sich an Gräser drängen, wie unter der Erde Wurzel mit Wurzel sich verflicht, und die Natur einsilbig aber unermüdet immer dasselbe dort, aber immer ein anderes sagt, so thut auch der Geist in diesen Werken. Wie sehen wir nicht jedes Jahr in der höheren Litteratur die Geburten des Augenblicks wie Saturn seine Kinder verschlingen, aber diese Bücher leben ein unsterblich unverwüstlich Leben; viele Jahrhunderte hindurch haben sie Hunderttausende, ein ungemessenes Publikum, beschäftigt; nie veraltend sind sie, tausend- und tausendmal wiederkehrend, stets willkommen; unermüdlich durch alle Stände durchpulsierend und von unzählbaren Geistern aufgenommen und angeeignet, sind sie immer gleich belustigend, gleich erquicklich, gleich belehrend geblieben, für so viele viele Sinne, die unbefangen ihrem inwohnenden Geiste sich geöffnet. So bilden sie gewissermaßen den stammhaftesten Teil der ganzen Litteratur, den Kern ihres eigentümlichen Lebens, das innerste Fundament ihres ganzen körperlichen Bestandes, während ihr höheres Leben bei den höheren Ständen wohnt. Ob man wohlgethan, diesen Körper des Volksgeistes als das Werkzeug der Sünde so geradehin herabzuwürdigen; ob man wohlgethan, jene Schriften als des Pöbelwitzes dumpfe Ausgeburten zu verschmähen, und darum das Volk mit willkürlichen Beschränkungen und Gewaltthätigkeiten zu irren, das ist wohl die Frage nicht! Denn wir tadeln ja auch die Biene nicht,

daß sie im Sechseck baue, und die Seidenraupe nicht, daß sie nur Seide und nicht Tressen und Purpurkleider webe, und beginnen allmählich jetzt die Welt zu achten, wie ohne Menschenweisheit sie die Natur zu ihrem Bestand geordnet, und zur schönen humanen Duldung wohl gelangt, lassen wir leben was atmen mag, weil es sich nicht geziemt, des Herren Werke zu vernichten. Von dieser toleranten Gesinnung der Gebildeten gegen die Ungebildeten wäre es, dünkt uns, gut und gelegen in der Untersuchung auszugehen; jene aber, die das Postulat nicht zuzugeben gesonnen sind, werden es zugleich mit begründet finden, wenn bewiesen worden, was bewiesen werden sollte. Das nämlich ist die Frage, ob diese Schriften bei ihrer äußeren Verbreitung wohl auch eine gewisse angemessene innere Bedeutsamkeit besitzen; ob nicht zu spärlich für den höhern Sinn der Funken der bildenden Kraft in ihnen glimme; ob nicht, das alles zugegeben, das Höhere, sobald es aus der Oberwelt in die pflanzenhafte, gefesselte Natur des Volks herabgestiegen, dort seine ganze innere Lebendigkeit verliere, und in ein unnützes Gerank verwildert, nur noch als schädlich Unkraut üppig wuchre? Wahr ist's, schmackloses Wasser führen die Ströme und die Brunnen nur, die aus schlechter Erde quellen, während der Feuerwein nur auf wenigen sonnichten, hochaufstrebenden Gebirgen reift; man hat recht gut und recht scharfsinnig bemerkt, daß die Feldblumen wenig Reize für den gebildeten Dilettanten besitzen, und es ist ein kläglich Ding um alles, was die Natur weggeworfen, es ist kaum des Aufhebens für den bemittelten Menschen wert, was aber wirklich kostbar ist, das versteckt sie recht tief und geizig in die vielen Falten ihres weiten Mantels, und nur wer die Wünschelrute hat, der mag zu dem Verborgenen gelangen. Wahr scheint's ferner auch, das Volk lebt ein sprossend, träumend, schläfrig Pflanzenleben; sein Geist bildet selten nur und wenig, und kann nur in dem Strahlenkreise der höheren Weltkräfte sich sonnen, seine Blüte aber blüht alles unter die Erde in die Wurzel hinab, um dort wie die Kartoffel eßbare Knollen anzusetzen, die die Sonne nimmer sehen. Nicht ganz so ungegründet zeigt sich daher wohl die Besorgnis, es sei da unten nichts zu suchen, als wertloses Gerölle, Kieselsteine, die die Ströme in den langen Zeitläuften rund und glatt gewälzt, schmutzige Scheidemünzen, die vielfältiges Betasten abgegriffen. Aber manches möchte doch dieser Ansicht wieder entgegenreden. Fürs erste könnte es scheinen, als

ob die künstliche Differenz der Stände, weil keineswegs die Natur unmittelbar sie gegründet, und in scharfen Umrissen abgegrenzt, auch auf keine Weise von so gar mächtigem Einfluß wäre. In jedem Menschen sind, dünkt uns, eigentlich alle Stände; diese Zeit hat uns gelehrt, wie sie in einzelnen Individuen alle der Reihe nach erwachten, bis endlich oben gar Kronen aus dem Unscheinbaren erblühten. In den obern Ständen sehen wir daher den Bauer und den Bürger hinter der äußeren Eleganz versteckt, im Bauer aber in der Regel den guten Ton so zu sagen ins Fleisch geschlagen, und dort zum Tonus des Muskels werden. Man sollte denken, daß der eingesperrte Bauer dort wohl auch einmal, wenn er sich durchgeschlagen, auf bäuerisch sich erquicken möchte, und wieder daß wohl auch in den unteren Ständen, besonders an Sonn= und Festtagen, wenn der Wochenschmutz abgerieben, und der Körper im Staate auch zu Staatsaktionen aufgelegt sich fühlt, der kniende Herr im Menschen sich aufrichten, und um sich blicken, und auch nach den goldenen Äpfeln lüstern möchte, die oben in dem dunkeln Laube hängen. Wir wollen indessen keineswegs auf diesem fußen: jene würden schamhaft darum sich verbergen, daß sie in einem schwachen Momente sich überrascht; diese würde man als eitle Parvenus verlachen und in Spott entlassen. Aber eines wollen wir vorzüglich ins Auge nehmen, daß wir die Pöbelhaftigkeit, als solche, rein schlecht und verwerflich unterscheiden von Volksgeist und Volkessinn, die in ihrer Ausartung und Verderbnis nur in jenen übergehen. Wir werden dann der alten Bemerkung uns erinnern, wie diese Pöbelhaftigkeit durch alle Stände greifend keineswegs allein auf die Unteren sich beschränkt. Wenn wir das lärmende Marktvolk in unserer feinen Litteratur die Kunstwerke umsummen und stier und dumm begaffen sehen, und dann in dem bösen Pfuhle, der sich um die hohen Bilder sammelt, die schönen Formen in mißfälligen Verzerrungen wiederscheinen, dann wittern wir Pöbelluft; die Schlechtigkeit im Volke hat ihre Repräsentanten zum großen Konvente abgesendet, und die sitzen nun im Rate zu Gericht über Leben, Kunst und Wissenschaft, und legen ihren Kommittenten periodisch Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen ab, und es ist ein Geist und ein Willen und eine Gesinnung, die unter den verbundenen Brüdern und Freunden herrschen. So hat das Böse, das Schlechte, das Gemeine seine Kirche, seinen sichtbaren Statthalter auf Erden, betraute Räte,

Priester, Ritter, Laien, alles Janhagel, feiner, gröber, bestialisch, geschliffen, pfiffig, dumm, alles Janhagel. Von dieses Volkes Büchern reden wir nicht, es würde zu weitläuftig sein, und wir würden uns zu hoch versteigen müssen. Aber es giebt ein anderes Volk in diesem Volke, alle Genien in Tugend, Kunst und Wissenschaft, und in jedem Thun sind dieses Volkes Blüte; jeder, der reinen Herzens und lauterer Gesinnung ist, gehört zu ihm; durch alle Stände zieht es, alles Niedere adelnd, sich hindurch, und jeglichen Standes innerster Kern, und eigenster Charakter ist in ihm gegeben. Jedem Stande kann nämlich ein Idealcharakter inwohnend gedacht werden, höher hinauf gestimmt in den höheren Ständen; tiefer verleiblicht, aber immer noch vollkommen im Volke. Körperliche Gesundheit ist so vollendet in sich und achtbar, wie innere Geistesharmonie, und eines jedesmal durch das andere bedingt. Von diesem heiligen Geiste, der im Volke wohnt, und nichts zu schaffen hat mit unheil'gem Pöbel, reden wir jetzt, ob er darum weil er derber, sinnlicher im Niedersteigen geworden ist, verwerflich sei. So ist der Geist, der z. B. am französischen Volke übrig bleibt, nachdem man alles, was die Verruchtheit von Jahrhunderten ihm eingebrannt, mit jenem Pöbel von ihm abgeschieden, ein harmloser, gutmütiger, leichter, heiterer Lebensgeist; gewandt und rasch in allen Äußerungen, für das Gute leicht empfänglich und berührsam. Das ist der herrliche Geist, der in den englischen Matrosen wohnt, nachdem man alle Bestialität in die Schlacken hineingetrieben, diese kräftige, energische, unermüdliche, brave Natur, die wie Damascenerstahl im Sturmesbraus gehärtet gegen den Ankampf aller Elemente federt, und stolz und wild und siegreich mit dem Meere ringt. Das der Spanier stolzer, hoher Barbareskensinn, der tönendes Erz im Busen trägt, und weil er Würdiges nicht vollbringen kann, lieber auf seinem innern Reichtum ruht, und jede ungeziemende Thätigkeit verschmäht. So erkennen wir endlich auch den echten innern Geist des deutschen Volkes, wie die älteren Maler seiner besseren Zeit ihn uns gebildet, einfach, ruhig, still, in sich geschlossen, ehrbar, von sinnlicher Tiefe weniger in sich tragend, aber dafür um so mehr für die höhern Motive aufgeschlossen. Gerade die Demütigung, die diesem Charakter durch das Ungeschick der Führer bereitet worden ist, muß die innere Scheidung in dem Wesen der Nation vollenden; sich lossagend von dem, was die Verworrenheit der nächst vergangenen Zeit ihr

aufgedrungen, muß sie zurückkehren in sich selbst, zu dem was ihr Eigenstes und Würdigstes ist, wegstoßend und preisgebend das Verkehrte; damit sie nicht gänzlich zerbreche in dem feindseligen Andrang der Zeit.

Nachdem wir das alles auf diese Weise erwogen, wird der Gedanken einer Volkslitteratur uns keineswegs mehr so nichtig und in sich selbst verwerflich scheinen, als es so geradehin auf den ersten Blick den Anschein gewann. Nachdem wir einen inwendigen Geist in allen Ständen wohnend, und gleich einem schlackenlosen Metallkönig durch alle Verunreinigung von Zeit und Gelegenheit durchblickend anerkannt, wird auch die Idee näher uns befreundet, daß im allgemeinen Gedankenkreise die untersten Regionen auch etwas gelten und bedeuten möchten, und daß der große Litteraturstaat sein Haus der Gemeinen habe, in dem die Nation sich selbst unmittelbar repräsentiere. Giebt es aber nun wirklich einen Kreis von Schriften, die der Genius jener Völker, die wir aufgezählt, gleichmäßig anerkennt, die viele einander folgenden Generationen immer wieder von neuem sanktioniert, die den Besten immer wohlgefallen, die die Menge niemal sinken lassen, und nach denen alle nimmer zu verlangen aufgehört, dann thun wir klug, nicht mehr so ganz wegwerfend abzuurteilen; die Verachteten möchten uns unter die Augen treten, und uns entgegen fragen, was wir denn selber bedeuteten, und worauf unser Dünkel denn wohl sich gründen möchte? So aber ist's wirklich mit den Büchern, die wir im Auge haben, beschaffen: so weit deutsche Zungen reden, sind sie überall vom Volke geehret und geliebt; von der Jugend werden sie verschlungen, vom Alter noch mit Freude der Rückerinnerung belächelt, kein Stand ist von ihrer Einwirkung ausgeschlossen, während sie bei den Untern die einzige Geistesnahrung auf Lebenszeit ausmachen, greifen sie in die Höheren, wenigstens durch die Jugend ein, in der überhaupt aller Standesunterschied sich mehr ausgleicht, und die in ihnen oft für ihre ganze künftige Existenz den äußeren Anstoß findet, und den Enthusiasmus ihres Lebens saugt. Aber keineswegs auf diesen großen nationellen Kreis haben sie ihre Wirksamkeit beschränkt; wie bei den Deutschen, so finden wir sie auf gleiche Weise bei den Franzosen in allgemeinem Umlauf; wie dort Köln und vorzüglich Nürnberg sie zu tausenden nach allen Richtungen hin vertreiben, so ist hier Troyes der allgemeine Stapelplatz, von wo aus sie, in gleicher Menge, nur

in der Form häufig sorgfältiger und korrekter wie bei den Deutschen, sich über die Nation verbreiten, und einen unzuberechnenden Einfluß auf ihren Geist und Charakter üben. Und auch damit noch ist der Wirkungskreis dieser Bücher nicht begrenzt; während die Holländer und die Engelländer die meisten in ihrer Sprache besitzen, haben nicht minder die Spanier und die Italiener sie teils in die ihrige übersetzt, teils manche selbst für sich produziert, so daß vielleicht sechzig und mehr Millionen Menschen um ihre Existenz wissen, und mehr oder weniger an ihnen sich erfreuen. Nimmt man nun noch hinzu, daß während im Jahrhunderte dreimal die Generationen wechseln, diese Bücher drei, vier und mehrere Jahrhunderte überlebten; manche wie wir sehen werden, bis in die graueſten Zeiten des Altertums hinaufreichen, dann gewinnen sie ein wahrhaft ungemessenes Publikum, und sie stehen keineswegs mehr als Gegenstände unserer Toleranz uns gegenüber, sondern vielmehr als Objekte unserer höchsten Verehrung und unserer wahrhaftigen Hochachtung; als ehrwürdige Altertümer, die durch das läuternde Feuer so vieler Zeiten und Geister unversehrt durchgegangen sind. Man glaube nur nicht, daß ein Schlechtes für sich diese Prüfung der Menge und der Zeit bestehen könne; es kann mit unterlaufen, von dem Guten durchgeschleppt, aber nimmer sich für sich selbst allein behaupten. Die Nation ist nicht einem toten Felsen ähnlich, dem der Meisel willkürlich jedes Bild eingraben kann, es muß etwas ihm Zusagendes in dem sein, was man von ihr aufgenommen wissen will; ein dunkler Instinkt für das Gute ist keiner Kreatur versagt, und damit fühlt sich leicht, was gut und gedeihlich, was schädlich und giftig ist, heraus, und kräftig, und ohne sich zu besinnen, stößt die Menge alles ab, vor dem dieser dunkle Trieb sie warnt. Und wenn auch einzelne Irrungen unterlaufen, wenn das Schlechte, das Kraftlose augenblicklichen Eingang findet, bald erwacht der innere Ekel und Überdruß, und die Zeit spült in ihrem Strome alles wieder weg, und gleicht alle Fehler wieder aus. Was aber diese Probe besteht, was allen zusagt, Individuen und Geschlechtern, was allen eine widerhaltende, kräftige Nahrung giebt, wie Brot, das muß notwendig Broteskraft in sich besitzen, und lebensstärkend sein. Wenn daher auch der Zufall bei der Wahl dieser Schriften gewaltet zu haben scheint, indem man dem Volke sie geboten, bei der Aufnahme hat er keineswegs vorgeherrscht; ein großes fortdauerndes

Bedürfnis muß im Volk bestehen, dem jede einzelne für sich zusagt, und das daher fortdauernd sie erhält: nur gerade das Schlechte mag durch den Zufall oben schwimmend eine Weile erhalten werden, muß aber notwendig auch über lang oder kurz von ihm zerrieben werden. Und dies Bedürfnis ist gerade das unvertilgbar der menschlichen Natur eingepflanzte Streben, zu sättigen den Geist mit Gedanken, und mit Empfindungen das Gemüt; ein Streben, das gerade am überraschendsten auf dieser Stufe siegreich sich offenbart, wo es scheinen sollte, als ob der dunkle sinnliche Trieb, und die Lust, die mit seiner glücklichen Befriedigung verbunden ist, alle die Kräfte fesseln müßte, deren Spielraum in Regionen fällt, wo das körperliche Bedürfnis nichts zu suchen hat. Aber durchbrechend durch die feste Korallenrinde, in der das Leben gegen die unfreundliche Natur sich wahren muß, drängt der innere verschlossene Geist die Fühlhörner hinaus in die weite freie Umgebung, und es ist rührend zu sehen, wie er um sich tastend, und alles umher begreifend, und nach allen Richtungen sich windend, nach Weltanschauung ringt, und auch sich ergötzen möchte in dem freundlichen Strahl, der die Seele aller Kreaturen ist. Es ist daher ein anderer Hunger und ein anderer Durst, als jener bloß sinnliche, der hier sich im Volke regt; nicht nach körperlicher Speise sehnt er sich, damit er in Leibliches sie wandle, sondern nach dem höheren Geiste lüstert ihn, den der Genius ausgegossen aus seiner Schale in die rohe Materie, und der als ihre Seele sie sich nun zugestaltet hat. In die Tiefe zieht das Tier im Menschen die Leibesnahrung zu sich nieder, und wiederkäuend und assimilierend die Lebenslymphe erstarkt es, und gewinnt Breite und Raum auf Erden; aber der Gott im Menschen mag nur den feinsten Wohlgeruch der Dinge, den zarten Duft, der aus ihnen unbegreiflich und unsichtbar atmet, er nährt sich nur mit den Lebensgeistern, die im Innersten der Wesen verborgen wohnen, die er dann einsaugt mit allen Nerven, und sich aneignet als eines höheren Himmels Speise, und in der Aneignung selbst verklärt. Dieser Geist muß sich vom Tiere losgerungen haben, zum Kentauren muß das rein Tierische sich hinaufgesteigert haben, in dem das Menschliche siegreich das Animalische überragt und bändigt, wenn irgend der Drang nach jener feinern Nahrung in ihm lebendig werden soll. Daß aber im Volke jener Drang und die Mittel zu seiner Befriedigung sich finden, beweist eben,

daß in ihm längst schon jene Umwandlung vorgegangen ist; daß es längst schon die Region der dumpfen Stupidität verlassen hat, in die seine Verhältnisse es unlösbar gefesselt zu haben scheinen; daß nun in den untersten Klassen der Gesellschaft das Bessere siegreich sich offenbart, und daß oben auf dem durch und durch sinnlichen Körper ein menschlich Antlitz entsprossen ist, das über die wagrechte Tierlinie sich erhebend hinaufstrebt zum Himmel, und anderes denn das Irdische schon sucht und kennt.

Auf zwiefach verschiedene Weise aber hat jene innere im Volke wach gewordene Poesie sich im Volke selbst geäußert. Einmal im Volkslied, in dem die jugendliche Menschenstimme zuerst tierischem Gebelle entblüht, wie der Schmetterling der Chrysalide, in ungekünstelten Intonationen die Tonleiter auf- und niedersteigend freudig sich versuchte, und in dem die ersten Naturaccente klangen, in die das verlangende, freudige, sehnende, in innerem Lebensmut begeisterte Gemüt sich ergossen. Eintretend in die Welt, wie der Mensch selbst in sie tritt, ohne Vorsatz, ohne Überlegung und willkürliche Wahl, das Dasein ein Geschenk höherer Mächte, sind sie keineswegs Kunstwerke, sondern Naturwerke wie die Pflanzen; oft aus dem Volke hinaus, oft auch in dasselbe hineingesungen, bekunden sie in jedem Falle eine ihm einwohnende Genialität, dort produktiv sich äußernd, und durch die Naivetät, die sie in der Regel charakterisiert, die Unschuld und die durchgängige Verschlungenheit aller Kräfte in der Masse, aus der sie aufgeblüht, verkündigend; hier aber durch ihre innere Trefflichkeit den feinen Takt und den geraden Sinn bewährend, der schon so tief unten wohnt, und nur von dem Besseren gerührt nur allein das Bessere sich aneignet und bewahrt. Wie aber in diesen Liedern der im Volke verborgene lyrische Geist in fröhlichen Lauten zuerst erwacht, und in wenig kunstlosen Formen die innere Begeisterung sich offenbart, und bald gegen das Überirdische hin gerichtet, vom Heiligen spricht und singt, so gut die schwere wenig gelenke Zunge dem innern Enthusiasm Worte geben kann; dann aber wieder der Umgebung zugewendet, von dem Leben und seinen mannigfaltigen Beziehungen dichtet, jubelt oder klagt und scherzt: so muß auf gleiche Weise auch der epische Naturgeist sich bald ebenfalls dichtend und bildend zu erkennen geben, und auch mit seinen Gestaltungen den ihm in dieser Region gezogenen Kreis anfüllen. Jenen religiösen und profanen Gesängen, in denen des

Volkes Gemüt sein Inneres ausspricht, werden daher auch bald andere Gedichte im Charakter jenes ruhigen Naturgeistes sich gegenüberstellen, in denen das Gemüt was es durch seine Anschauung in der Welt gesehen, malt und verkündigt, und gleichfalls bald als heilige Geschichte das Überirdische bedeutsam bezeichnet, bald als romantische dem unmittelbar Menschlichen näher gerückt, durch Schönheit, Lebendigkeit, Größe, Kraft, Zauber oder treffenden Witz ergötzt. Diese Dichtungen sind die Volkssagen, die die Tradition von Geschlecht zu Geschlechte fortgepflanzt, indem sie zugleich mit jenen Liedern, durch die Gesangweise die sich dem Organe eingeprägt, einmal gebildet, vor dem Untergange sich bewahrten. In den frühesten Zeiten entstanden die meisten dieser Sagen, da wo die Nationen, klare frische Brunnen der quellenreichen, jungen Erde eben erst entsprudelt waren; da wo der Mensch gleich jugendlich wie die Natur mit Enthusiasmus und liebender Begeisterung sie anschaute, und von ihr wieder die gleiche Liebe und die gleiche Begeisterung erfuhr; wo beide noch nicht alltäglich sich geworden; Großes übten und Großes anerkannten: in dieser Periode, wo der Geist noch keine Ansprüche auf die Umgebung machte, sondern allein die Empfindung; wo es daher nur eine Naturpoesie und keine Naturgeschichte gab, mußten notwendig in diesem lebendigen Naturgefühle die vielfältig verschiedenen Traditionen der mancherlei Nationen hervorgehen, die kein Lebloses anerkannten, und überall ein Heldenleben, große gigantische Kraft in allen Wesen sahen, überall nur großes, heroisches Thun in allen Erscheinungen erblickten, und die ganze Geschichte zur großen Legende machten. Lebendig wandelten diese Gesänge mit den Liedern, vom Ton beseelt, im Leben um; da aber, als die Erfindung der Schreibkunst und später der Buchdruckerei dem Ton das Bild unterschob, da wurde freilich das Leben in ihnen matter, aber dafür in demselben Maße zäher, und was sie an innerer Intensität verloren, gewannen sie wenigstens an äußerer Extension wieder. So wurden die Lieder in jenen fliegenden Blättern fixiert, die sie wie auf Windesfittich durch alle Länder trugen; und was im Munde des Volkes allmählich mehr und mehr verstummte, das bewahrte das Blatt wenigstens für die Erinnerung auf. Jene andern Gesänge aber, ihrer Natur nach mehr ruhend, bestimmt, mehr an das Bild als an den Ton gebunden, und daher Zauberspiegeln gleich, in denen das Volk sich und seine Vergangenheit,

und seine Zukunft, und die andere Welt, und sein innerstes geheimstes Gemüt, und alles was es sich selbst nicht nennen kann, deutlich und klar ausgesprochen vor sich stehen sieht; diese Gebilde mußten vorzüglich in jenem äußeren Fixierenden ein glückliches Organ für ihre freie Entwicklung finden, weil sie ihrer Natur nach mehr im Extensiven sind, und nun, indem die Schranken, die die enge Kapazität des Gedächtnisses ihnen zog, gefallen waren, sich frei nach allen Richtungen verbreiten konnten. So sind daher aus jenen Sagen die meisten Volksbücher ausgegangen, indem man sie, aufgenommen aus dem mündlichen Verkehr in den schriftlichen, in sich selbst erweiterte und vollendete; nur Eines haben sie bei dieser Metamorphose eingebüßt: die äußere poetische Form, die man als bloßes Hülfsmittel des Gedächtnisses jetzt unnütz geworden wähnte, und daher mit der gemeinen prosaischen verwechselte. So gut nämlich wie der alten griechischen Sage von der Einnahme Trojas ist es wenigen späteren geworden, daß sie nämlich einen Homer gefunden hätten, der aus dem Munde der Nation sie übernehmend, während er extensive zum großen Epos sie erweiterte, sie zugleich auch in ihrer innern Form verklärte, und das große Werk nun in Tafeln von Erz gegraben im großen Tempel der Nation aufgestellt. Die Tradition selbst aber, nachdem sie auf diese Weise ein bleibendes Organ gefunden, verlor nun als solche sich allmählich; während andere Jahrhunderte hindurch umsonst auf die gleiche Erlösung wartend, von der fortschreitenden Kultur erreicht, in sich vergangen sind, und noch andere in den entlegneren Gegenden, wo die Zeit das alte Dunkel noch nicht aufgeklärt, in der Dämmerung stillen Lichtern gleich schweben, und auf eine bessere Zukunft verzweifelnd harren, weil die Mißgunst der Umstände nicht wollte, daß die Vergangenheit ihnen Körper und Bestand gegeben hätte. Von vielen dieser Volksbücher sagt ihre Geschichte ausdrücklich, daß sie auf solche Weise entstanden sind; andere tragen unverkennbar den Charakter dieser Abkunft in ihrem ganzen Wesen, und wenn man bei noch anderen auf besondere historische Quellen sich beruft, dann findet man, wenn man die Natur dieser Quellen genauer prüft, immer wieder, wie sie zuletzt auf jene Sagen sich beziehen, und aus ihnen sich gesammelt haben.

Was aber die didaktischen, lehrenden unter den Volksbüchern betrifft, so sind sie eben ihres innern reflektierenden Charakters

wegen durchaus modern, und in demselben Grade mehr modern, wie das Verständige in ihnen mehr vorherrscht. Und in den ältesten herrscht es noch am meisten vor; jene wunderbare Ansicht von seltsamen Eigenschaften der Naturprodukte, z. B. in den Kräuterbüchern dieser Zeit, die die Physik bei ihrem Fortschreiten völlig vernichtet hat, ist in dem Grade poetisch, wie sie unwissenschaftlich ist; und gerade weil sie so alt sind, ist so viel von Poesie in ihnen, so wenig hingegen von Wahrheit. Denn in dem Maße, wie die Naturkraft im einzelnen Menschen und im ganzen Volke in jugendlicher Fülle, und in raschem Lebensmut vorherrscht, in dem Maße wird er auch von dem Lebensrausch besessen, und er taucht mit seinem ganzen Wesen unter in dem frischen warmen Quelle, und ist lauter Phantasie, und Empfindung und Poesie. Wenn aber, nachdem das Ganze in kräftiger Fülle sich geründet hat, die Natur im Menschen zur Vollendung reift: dann sammelt er sich in sich selber wieder, und reißt sich von sich selber los, und tritt nun in seiner Freiheit dieser Natur und seiner ganzen Vergangenheit ebenso als einem Gegenständlichen gegenüber, wie vorher das Objekt selbst der ganzen äußern Natur sich entgegensetzte, und mit diesem Gegensatz erwacht zuerst die Reflexion und das Nachdenken, und mit ihnen die freie, klare Erkenntnis, und des Gedankens weites, schrankenloses Reich ist dann geöffnet. Alle diese Schriften sind daher nicht von früherer mündlicher Überlieferung ausgegangen, mithin auch nicht wie die rein poetischen aus dem Volke selbst hervorgewachsen, und auch keineswegs so tief mit seiner innersten Natur verwachsen, wie es diese sind. Sie ordnen sich am nächsten jenen spätern Versuchen der Neuern bei, diese Litteratur zu erweitern durch andere der großen Masse fremde Kombinationen, mit denen vorher nie das Volk vertraut gewesen, die daher auch in ihrer Wirkung so wenig gedeihlich und so oft unnütz gewesen sind.*) Das Volk hat sie nicht mit der Liebe umfassen können, wie jene früheren, mit denen es gleichsam aufgewachsen, und in welchen es erstaunt auf einmal sein eigenstes Eigentum erkannte, und klar und deutlich im Worte ausgesprochen fand, was es wohl oft mit schwerer, dicker Zunge undeutlich nur artikulieren konnte.

*) Ich rechne dahin unter andern die neuen Leipziger Volksbücher bei Solbrig, mehrere aus Musäus abgedruckte Volkssagen sind zwar nicht unzweckmäßig gewählt, obgleich der in ihnen herrschende Ton keineswegs eigentlicher Volkston, und ihre Naivetät nicht Volksnaivetät ist. Alles andere aber ist meist so leer, so gehaltlos und fatal, daß die fade Speise notwendig den Instinkt des Volkes ekeln mußte.

Fragen wir aber nun noch nach dem allgemeinen Charakter, der alle diese Schriften gemeinschaftlich bezeichnet, dann müssen wir uns vor allem überzeugen, daß, sollten diese Gebilde Wurzel greifen in der Menge, und eine eigene selbständige Existenz in ihr gewinnen, eine innere Sympathie zwischen ihnen und der Nation selbst bestehen mußte; es muß ein Moment für diese Wahlverwandtschaft in ihnen sein, und ein gleiches entsprechendes im Volke, und im Zug und Gegenzug konnte dann alles in Liebe sich verbinden, und eins werden in der allgemeinen Lust und Vertraulichkeit. Wir sahen eben wie das Element, welches das Volk zur Bildung hergegeben, jene uralte Sagenpoesie war, die wie ein leises Murmeln fortlief durch alle Geschlechter, bis der letzten eines sie zur vollen Sprache bildete; das parallel gegenüber eingreifende Moment in den Büchern aber ist der durchaus stammhafte, sinnlich kräftige, derbe, markierte Charakter, in dem sie gedacht und gedichtet sind, mit Holzstöcken und starken Lichtern und schwarzen Schatten abgedruckt, mit wenigen festen, groben, kecken Strichen viel und gut bezeichnend. So nur kann die Poesie dem Volke etwas sein, nur für den starken, derbanschlagenden Ton hat dieser grobgefaserte Boden Resonanz, und die starke Fiber kann dem tief einschneidenden nur ertönen. Nur dadurch wird die Poesie zur Volkspoesie, daß sie seinen Formen sich eingestaltet; hat die Natur in diesen Formen ihre bildende Kraft offenbaren wollen, dann darf die Kunst auf keine Weise sich scheuen ihr zu folgen in dieser Metamorphose, und im Worte wieder auszuprägen, was jene stumm und still gestaltete. Aber doch ist nicht so ganz gleichmäßig in allen diesen Bildungen ohne Unterschied derselbe Geist herrschend; durch die ganze fortlaufende Entwickelung der Zeit ist die Kunst von ferneher der Nation gefolgt, und die vorzüglichsten Epochen dieser allmählichen Entwickelung sind durch ebensoviel vorstechende Werke bezeichnet. Als die etruskischen Satiren, und die oskischen Atellanen zuerst eingeführt wurden in Rom, da nahm das Volk sie freudig und willig auf; überrascht, fand es seine ganze Natur in diesen rohen, wilden, barbarischen Gestaltungen wiederscheinend; die Kunst rang mit seiner Kraft und seiner innern Energie, und es rang wieder mit dem Geiste, der so derb anzufassen wußte, und es gewann Geschmack dem Schimpfspiel ab zwischen seinen Kräften und den Kräften des fremden wunderbaren Zaubers, und alle Poesie war noch

ganz Volkspoesie im eigentlichen Sinn, und in allem war große, feste, kernhafte Alpennatur. Nicht auf dieser Stufe von Gediegenheit hat in neuern Zeiten sich das Volk erhalten; schon dadurch daß eben ein höherer Anflug aus der Masse sich heraus verflüchtigte, und gerade das Geistigste ihm entführte, mußte der Rückstand im Gegensatz mit diesem Flüchtigen gewissermaßen einen mehr phlegmatischen und minder elastischen Charakter annehmen, und manche der ältesten Volksbücher, die dem früheren, antiken Volksgeist rein zusagten, sind dem gegenwärtigen fremd geworden; und manche Neuere, indem sie jenem veränderten Genius sich anschmiegten, traten zugleich in einer Form hervor, die nicht ganz mehr mit jener normalen zusammenstimmen will. Es ziehen keine Bären mehr durch unsere Wälder, keine Elentiere und keine Auerochsen; mit ihnen ist daher auch das Bärenhafte, was die ältesten Sagen und Bildungen bezeichnet, gewichen, und wie die Sonnenstrahlen durch die gelichteten Wälder Bahn sich brachen, hat auch in der entsprechenden Kunstentwickelung ein milderer Geist Platz gegriffen, der manchmal rein für sich in einzelnen Bildungen dasteht, manchmal mit jenem früheren sich verschmelzend, einen gewissen mittelschlägigen Charakter bildet. Nicht mehr des Ursen und des Bären unbändige Wildheit spricht daher aus diesen Büchern, wohl aber ein rascher, gesunder, frischer Geist, wie er das Reh durchs Dickicht treibt, und in den andern Tieren des Waldes lebt; es ist nichts Zahmes, Häusliches, Gepflegtes in ihnen, alles wie draußen im wilden Forst geworden, geboren im Eichenschatten, erzogen in Bergesklüften, frei und frank über die Höhen schweifend, und zutraulich von Zeit zu Zeit zu den Wohnungen des Volkes niederkommend, und von dem freien Leben draußen ihm Kunde bringend. Das ist der eigentliche Geist jener Schriften, fern von jenem, den man in den neuesten Zeiten in den Not- und Hülfsbüchern als eine feuchtwarme, lindernde Bähung seinen Breshaftigkeiten aufgelegt, und die, obgleich vielleicht den augenblicklichen Bedürfnissen entsprechend, doch eben dadurch Zeugnis geben von dem chronisch-krankhaften Geist der Zeit.

Wenn man, was wir in diesen wenigen Blättern über den Charakter und das Wesen dieser Bücher beigebracht, erwägt; wenn man, so oft die Hoffart auf unsere feinere Poesie uns übernehmen will, bedenkt, wie es das Volk doch immer ist, was uns im Frühlinge die ersten, die wohlriechendsten und erquickendsten Blumen

aus seinen Wäldern und Hegen bringt, wenn auch später freilich der Luxus unserer Blumengärten sich geltend macht, deren schönste Zierden aber immer irgendwo wild gefunden werden; wenn man sich besinnt, wie überhaupt alle Poesie ursprünglich doch immer von ihm ausgegangen ist, weil alle Institution und alle Verfassung, und das ganze Gerüste der höheren Stände, immer sich zuletzt auf diesen Boden gründet, und in den ersten Zeiten die gleiche poetische, wie politische und moralische Naivetät herrschend war, dann können wir wohl endlich voraussetzen, daß jedes Vorurteil gegen dies große Organ im allgemeinen Kunstkörper verschwunden sei, und wir haben uns Bahn gemacht zur gehörigen Würdigung dieser Schriften im einzelnen. Wir gehen daher ohne weitern Aufenthalt zur Betrachtung der besonderen Bildungen dieses Faches über, um zu sehen, in wiefern was wir so eben im allgemeinen ausgesprochen, auch im einzelnen sich bewährt. Die Ordnung aber, die wir bei dieser Bücherschau befolgen, wird diese sein, daß wir nämlich mit den Lehrenden, dem Alter nach Jüngsten beginnen, von dort aus zu den Romantischen, und dann zu den Religiösen übergehen, und endlich mit einem großen Blick auf das durchlaufene Gebiet von der gewonnenen Höhe hinab enden.

Werfen wir einen Blick auf die ganze Masse der Erscheinungen zurück, die wir an uns vorübergehen sahen, dann drängt ein eignes wunderbares Gefühl sich in uns hervor. In unabsehbar langer Reihe geordnet stehen die Jahrhunderte, die nächsten mit uns genau befreundet, in Haltung und Gestalt wie wir beschaffen, unsere eigene Sprache uns verständlich sprechend; die fernern immer seltsamer, immer wunderbarer, immer unverständlicher und geheimnisvoller; in die Weite eingeschleiert, wollen ihre Züge sich nicht erfassen lassen, und die fremden Laute, die von ihnen herübertönen, verklingen und verschweben in die Weite: bei den fernsten aber ist alle Form in das Wunder aufgelöst, und sie sprechen in dunkeln Hieroglyphen von der Ewigkeit, wie die Elemente sprechen, sinnvoll und bedeutend, aber nicht mit Menschenzungen, nicht mit artikulierten Tönen. Wie Windes Wehen, wie Kindes Lallen ist ihr Reden, das Ohr horcht den wundersamen Klängen, aber dem innern Sinne ist ihr Verständnis nur gegeben. So kreisen sie jenseits, die Gestalten der Vergangenheit, diesseits aber treiben wir selbst in der Gegenwart uns um, und dazwischen ist der bunte Teppich des Lebens ausgespannt, und eilt vorwärts von der Zeit getrieben, wie der Farbenbogen auf der Regenwolke, und kaum daß wir aufgeblickt, sind wir auch jenseits unter den schwebenden Gestalten, und ein anderes Geschlecht spielt außen im Sonnenscheine. Aber es geht ein rascher wunder- und zaubervoller Odem durch die Zeiten durch, gleich den unterirdischen Windeszügen, die kühl und frisch und immer wach aus dunkeln Höhlen brechen; vor sich treibt er seines Hauches Spiel, geheimnisvolle Blätter her, denen die vergangenen Geschlechter ihre Weisheit, und des Herzens Gefühle, und der Andacht stille Begeisterung anvertraut, und des Lebens ernste Regel, und wie die Geschlechter vorüberziehen, und in Erde sich verhüllen, grünt immer von neuem die Palme mit den Blättern wieder, und wenn die neue Gegenwart

dann aus der Erde steigt, sind die Hieroglyphen reif geworden; das dunkelkühle Sausen löst sich von den Zweigen ab, und treibt sie still vor sich an der Erde hin; das ganze Geschlecht aber sammelt die Zauberschriften, und erkennt geliebte Züge wieder; in innerer Brust werden dann Geisterstimmen wach, und in leisem Geflüster sprechen sie mit der Vergangenheit, die vernehmlich antwortet in den Zügen, und aus der Erde hinauf in die Erde hinab wechseln die Generationen bedeutend stumme Worte, und das Fernste ist nun nicht mehr zerflossen, und nebelnd und in den Schatten erdunkelt; wie die Zeit unsterblich, so sind es die Zeiten auch geworden. Wie wäre die Welt so arm, wenn jedes Sein am Kommenden rein gestorben wäre; wenn der Engel des Lebens mit dem Tode nicht zugleich umwandelte, und das Köstlichste ewig jung erhielte! Es ist eine herrliche Gabe, daß, während das Leben unaufhaltsam forteilt, und in wirbelndem Schwunge den Staub immer neu gestaltet, ihm vergönnt wurde, immer das Beste des Erstrebten mit hinüberzunehmen in den neuen Zustand, und mit dem Erworbenen zu wuchern in der Zukunft. Wie die Seelen wandern von Form zu Form, von Gestalt zu Gestalt in fortlaufender Entwickelung, wenn sie anderst diese Entwickelung in eigner Selbständigkeit in sich wecken und erhalten, so wandert auf die gleiche Weise auch ihr eigenster Besitz mit ihnen; jede neue Generation findet, wenn sie aus der Chrysalide bricht, auch schon die Blüte blühend und die Nahrung von der vorhergegangenen aufgehäuft, in der sie in fortlaufender Metamorphose gedeihen soll, und kein Besitz geht unter, wie der eigne Besitz nicht untergegangen ist. So leben die Alten und die Uralten noch unter uns, sie die über den großen Wasserfällen wohnen, wo jung und eng und klein der Zeitenstrom, noch eben aus Himmelswasser in dunkler Quelle erst geronnen, über die grauen, verwitterten, alten Felsen stürzt, und rasch dann durch die wilden Länder eilt: wir aber, die wir unten in der Ebene unsere Heimat haben, wo er in tief gewühltem Bette zum breiten Strom geworden ist, und in vielfache Kanäle geteilt dem Verkehre dient, wir werden die Erbe vermehrt, wenn wir gekonnt, den Geistern des Oceans überliefern, der ihn und uns in ihm aufsaugen wird. Was in Indiens Tempelhöhlen Köstliches, Wundervolles in den grauen Zeiten aus hoher Begeisterung in dem großen Erdensabbath erwuchs, wo noch die Steine sich in frohem Wachstum drängten, und die Diamanten

Mann und Weib sich gatteten, und die geniale Erde nur noch Hymnen und Mythen in die Berge dichtete; was der Sonnentempel in Babylon geborgen, und der Perser unterirdisch im Karfunkelschein und Goldesglanz dunkelglühend Gnomenreich Wunderseltsames geboren; was die Zauberschlange, der Nil, aus dem Paradiese hervorgeschossen, die Ägyptier gelehrt, und diese auf steinernen Tafeln, ein Wunder und ein Rätsel der Zukunft, den Sphinxen zu bewahren übergeben; die ganze Saat von göttlichen Gewächsen, die auf Griechenlands Marmorfeldern geblüht, die der Erdgeist, den der Menschengeist in sich aufgenommen hat, hervorgetrieben, und die wie Naphtha brennend, glühend, leuchtend die Begeisterung des Genius in allen Adern durchrinnt; was die Römer gewaltsam von der Natur ertrotzt, sie die mit dem Stoffe und der toten Materie gleich wie mit dem Leben ernst gerungen, und während sie die Völker in Fessel legten, jene zu brechen sich bemühten, in die sie selbst die Natur geschlagen: alles ist nicht verloren für die Spätesten, es ist ein Vermächtnis, das die Zeiten einander überliefern. Jede junge Zeit, wenn sie geboren wird, findet ihre Wiege mit den Gaben umstellt, die die Weisen aus dem Morgen und dem Mittag und dem Abendlande ihr gebracht; der Lebensgeist, der nur im Besten kräftig wohnt, bewahrt auch eben das Beste nur vor dem Verderben, wie nur geistreicher Wein den Wechsel der Jahre überdauert; und so gewinnt die Kunst und jedes menschliche Bemühen festen Besitz, und die Erde gewinnt ein Leben und in ihm eine Geschichte und ein Gedächtnis der Vergangenheit. So muß das Schlechte, nachdem es abermal und unzähligemal wiedergekehrt, doch endlich sterben; denn der Teufel ist nicht unsterblich, wohl aber Gott in uns, und wie unser bestes innerstes Wesen unvergänglich ist, so ist auch, was der Genius in diesem Heiligtum gebildet, unverwüstlich, und auch nicht die Gedanken sterben, wenn einmal echtes gesundes Leben in ihnen lebte. Viele Zeiten sind vor uns gewesen, um zwei Zeichen hat die Geschichte den Tierkreis zurückweichen sehen in langsam zögernder Bewegung, und auf die vierte Morgenstunde deutet der Zeiger an der großen Sternenuhr, der in einem Menschenalter nur um zwei Minuten rückt. Wie der Tau fallend sich in die Berge zieht, und dort zum Strom zusammenrinnt; und wie die Ströme dann wieder als Tau auf in Lüfte steigen, so sind die Generationen vor uns ins Grab hinabgestiegen, und verjüngt

wieder aus den Gräbern auferstanden: aber ehe sie der Verwandlung sich hingegeben, ehe sie die Grabeslampe gezündet, haben sie dem Erze, dem Steine und dem Buchstaben anvertraut, was sie gelebt, gebildet, errungen und erfahren; wie die Etrusker haben sie ihre Ruhestätte mit ihrem besten Besitze, Vasen und Geräte, angefüllt, und wie die Thränengefäße die Symbole dessen, was sie gelitten, sammeln, so haben sie ihre Liebe und ihre Hoffnungen und ihr Werteftes in bedeutenden, sinnvollen Zügen den Wänden ihrer Sarkophage eingegraben, und die kommenden Geschlechter sind zu den Gräbern hingeeilt, und haben die verborgenen Schätze dort gehoben, und sie mit dem Ihrigen vermehrt wieder mit hinabgenommen, wenn auch ihre Zeit gekommen war. Und so stehen auch wir vor diesen Sarkophagen und ihren geheimnisvollen Bildern; längst schon ist die Hand vergangen, die sie gestaltet, und in uns hat ein Auge sie zu betrachten sich geformt, das noch nicht war, als sie geworden; eine dunkle Ahndung ergreift uns mit wunderbarer Gewalt, wenn wir den geheimen Sinn zu entziffern uns bestreben: es ist als ob unsere Erinnerung ihre Mutter gefunden hätte; es ist als ob die Sterne wieder uns erschienen, die in der Dunkelheit geleuchtet, als unsere Kindheit aus der Nacht hervorgegangen war; wir haben den Geist in uns gesogen, so will es im innersten Gemüt uns dünken, der jene Züge formte, wir selber haben sie uns selber zum Andenken in den Stein gegründet; es ist unsere eigene dunkele, verschleierte Vergangenheit, die uns begrüßt; die Aurora des jungen Tages sieht die Abendröte des vergangenen noch am westlichen Himmel stehen. Das ist der wundersame Zauber, den das Alte übt, tiefer noch als das Andenken unserer Kindheit regt es uns; wie die ferne Zukunft im Schoße des Weibes dunkel sich und schweigend regt, so liegt auch die Ahndung der Vergangenheit wie ein verborgener Keim in uns, den die Geschichte erst befruchten muß, und das alte Leben durchbricht in ihr des Grabes Schranken und erscheint wie ein abgeschiedner Geist dem neuen Leben, und das alte Leben ist ein Schatten nur, der unten im Hades wohnt, die Seele aber wohnt oben in der Gegenwart, und kämpft rasch und thätig fort. Alle aber drängt die innere bildende Kraft sie weiter, oben in der Blüte wohnt ewig neu die Jugend, unten aber an der Wurzel arbeiten stumm und still die unterirdischen Naturen, und das Alter ziehen sie zu sich nieder, und zerreiben zu neuem Lebenssafte, was

sich selber nicht mehr erhalten mag. Darin liegt der Grund der religiösen Gefühle, die das Altertum in uns erweckt; auf dem Grabeshügel der Vergangenheit werden wir geboren; wie eine Feuerflamme ist das Leben durch die Erde durchgeschlagen, aber die Tiefe nur giebt der Flamme Nahrung, und unten wohnt in dunkler Höhle die Sibylle, und hütet die Mumien, die zur Ruhe gegangen sind, und sendet die andern hinauf, die aufs neue in des Lebens Kreise treten, und läutet die Totenglocke, die dumpf aus der Tiefe den Geschlechtern ruft, die niedersteigen sollen in das nächtlich dunkle Reich.

Das sind Betrachtungen, die alle Geschichte in uns weckt, die bescheidene Geschichte, deren Bildersaal wir in diesen Blättern durchwandelt, konnte sie uns besonders nahe legen. Nicht das Leben und das Wirken welthistorischer Momente, Eroberer, großer Persönlichkeiten ist uns aufgestoßen, aber wohl das Thun und Treiben der großen Menge, der Gemeinde, hat sich unserer Betrachtung dargeboten: welche Weltanschauung diese sich nach und nach gebildet; wie viel sie aus dem Strome des Wissens und der Erfahrung, der durch die Zeiten geht, sich angeeignet; welchen Stock auch sie allmählich sich angelegt, und wie auch bei ihr jede Zukunft mit dem Erwerbe der Vergangenheit gewuchert, das hat sich unserer Anschauung hingegeben. Nicht eng geschlossen war der Kreis der Zeiten, in den diese Bildungen uns eingeführt; wir sahen sie hin bis nach Indien reichen, und wie mit dem Verlaufe der Geschichte die Kultur sich mehr nach Westen zog, ziehen sich auch die Kreise enger um unsere Zeit zusammen: vorzüglich aber das Mittelalter ist die Periode, wo die Gestalten sich am dichtesten aneinander drängen, wo hauptsächlich die Stiftung gegründet wurde, von der die gegenwärtige Generation noch die Zinsen zieht. Welch eine wunderseltsame Zeit ist nicht dies Mittelalter, wie glühte nicht in ihm die Erde liebeswarm und lebenstrunken auf; wie waren die Völker nicht kräftige junge Stämme noch, nichts Welkes, nichts Kränkelndes, alles saftig, frisch und voll, alle Pulse rege schlagend, alle Quellen rasch aufsprudelnd, alles bis in die Extreme hin lebendig! Der Norden hatte früher seine kalten Stürme ausgesendet, wie Schneegestöber hatten die mitternächtlichen Nationen über den Süden sich hingegossen, dunkel zog sich's um die bleiche Sonne her, da ging der Erdgeist zur tiefen Behausung nieder, da wo in gewölbter Halle

das Centralfeuer brennt, und legte sich, während außen die Orkane heulten, zum Schlafe nieder; die Erde aber erstarrte, als wäre sie zum Magnetberge geworden, und es wollten nicht mehr die Lebensquellen in den Adern rinnen, und der Blumenflor des Altertums verwelkte, und die Zugvögel suchten an den Wendekreisen eine wärmere Sonne auf. Aber die Fluten hatten sich verlaufen, die Stürme hatten ausgetobt, der Schnee war weggeschmolzen, wie die lauen Winde wiederkehrten, und war befruchtend in die Erde eingedrungen; der Archeus war, geweckt von dem harmonischen Zusammenklange der Gestirne, wieder hervorgegangen, und hatte das Leben mit hinaufgebracht in unendlich vielen jungen Knospen und Keimen; und es brauste in allem Geäder wieder, und die Totenkälte war gewichen, und der Winterschauer, und des Frostes starre Herbigkeit, und es war ein ahndend Sehnen in dem Gemüte aller Dinge und ein freudig sinnend Verlangen in allem Irdischen, als das Mittelalter begann. Ein großer Erdenfrühling war über den Weltteil ausgebreitet; der schöne Garten in Griechenland, das zweite Paradies, war wohl zerstört, und bald trat ein Cherub mit dem Flammenschwert von Mahomed ausgesendet vor den Eingang hin; die Paläste der Römerstadt waren wohl geschleift und der große Turm umgeworfen, der aller Völker Sprachen verbinden sollte: aber der ganze weite Weltteil, der wüst gelegen hatte und verwildert, während jene Kunstgärten blühten, war nun auch wegsam und zugänglich und angepflanzt worden, und eine Blütenwolke hing berauschend über der weiten Welt, und die Moose sandten oben ihre Düfte dem schwebenden Frühling zu, wie unten die Orangen zu ihm aufdufteten; in dem Meere von Wohlgeruch aber schwebte die Poesie wie über dem Chaos Eros, und bildete Kunstgestalten aus der Aroma und dem Farbenglanz. Und die alten Götter waren gestorben, wie das Laub gefallen war, und wie Grabeshügel lagen die Schutthaufen ihrer Tempel weit umher, und über Tod und Grab erhaben und über Endlichkeit und Zeitlichkeit war siegreich ein anderer Gott hervorgegangen; er hatte den letzten Atem der Sterbenden aufgeatmet, und alle irdischen Lichter waren in seinem Glanz zerronnen, und das Leben war zu seiner ersten Quelle zurückgegangen; wie es aber durchbrach durch des Grabes Nacht, und glorreich gegen Himmel fuhr, da brachte es die neue Zeit aus der Tiefe mit herauf, Elysium und die Unterwelt ent-

wichen von der Erde, die keinen Raum mehr für sie hatte, und die schöne freudige, alte Sinnlichkeit war nun gebrochen, und die Freundschaft des Menschen mit den Elementen aufgehoben, es war Feindschaft zwischen ihm und der Natur geworden, und er sollte der Schlange den Kopf zertreten. Denn es waren andere Geister in ihm aufgestanden, die ein anderes wollten als die Sinnenfreuden; es waren Flammen in ihm aufgelodert, die das Irdische verzehren wollten, um Höheres zu erlangen, und hohl von innen aufgerieben schwand die sinnliche Natur in sich zusammen; die plastische Fülle magerte mißgestaltet ab, aber auf den Ruinen der irdischen Herrlichkeit wandelten die freudigen Geister, die das Werk der eignen Hinopferung vollbracht, die sich selbst, ihr Leibliches und alle Lust der Welt dem Ewigen zur Sühne hingeschlachtet, und triumphierend nun über den Gluten des Scheiterhaufens schwebten, auf den sie selbst freiwillig sich hingelegt. So hatte der Funken, den der alte Prometheus vom Himmel in der Ferula hinweggenommen, des Stengels Mark verzehrt, und wollte nun, leise um die Asche flatternd, sich wieder von der Fessel reißen, in die ihn der Titan gelegt, und wiederkehren zu der Heimat, der ihn die übermütige Kraft entführt. Das war der Genius, den die neue Religion in die Welt geboren, und er traf nicht auf ein ermattetes Geschlecht; lebendige Sinne hatten diese Menschen um das Sinnliche zu genießen, und es galt schweren Kampf zwischen den beiden Welten, bis die höhere siegte. Und das eben macht die Zeiten so unendlich interessant und rührend, diese starken Naturen demütig, fromm und hingegeben dem Heiligen zu sehen: denn es ist kein erfreulicher Anblick, wenn die Ohnmacht und die Schwäche gebeugt in kraftloser Andacht verschwimmen; aber wenn die Stärke sich selber zwingt, wenn das Kolossale den Nacken von Erz und die geharnischten Kniee beugt; wenn die Gewalten, die berufen sind, aufrecht und stolz wie Götter über die Erde hin zu gehen, freiwillig dem Unsichtbaren ohne Heuchelei sich neigen, dann ist's ein freudiger Triumph der Idealität im Menschen, und ein schöner Sieg des Göttlichen. So war starker, rascher Heldensinn in dieser Zeit, mitten in dem Feudalsystem, das sie itzt so erbittert schmähen, während sie es doch nur in höherer Ordnung in ihren Institutionen wiederholen, hatte der Geist der antiken Freiheit sich noch erhalten, und die Freien in einem Rittertume sich fortgepflanzt, und die ganze Kernhaftigkeit der alten Zeit ruhte

auf diesen Rittern, die ganze wilde Kraft der Leidenschaft trieb die rohen in sich ungezügelten Gemüter, und ausgleichend und beschwichtigend und glühend schwebte dann die Religion über dem Toben, und beschwor den Sturm, und führte Ebenmaß zurück und Ruhe in die brausende Gärung. Es war ein metallenes Geschlecht, und das Metall im Menschen wurde in ihm durch Feuers Macht zum reinen Silberblick geläutert, und die Schlacken zogen sich in die Knochenasche des Gemeinen und des Irdischen nieder. Und was das Altertum in dem Grade nie gekannt, auch in der Weiblichkeit trat ein Priestertum hervor, das die Prophetinnen der alten nordischen Zeit weissagend vorverkündigt; auch die Schönheit hatte sich von den Schranken des Sinnlichen losgewunden, auch sie war triumphierend und verklärt zum Himmel aufgestiegen, und wohnte nun bei Gott; die Geschlechtsverhältnisse aber, die im Altertume in sich selbst ihre Bedeutung trugen, waren zu Symbolen nun geworden, emblematisch sollten sie das Höhere deuten, und im Fleische den inneren lebendigen Geist ausdrücken. Und es ging noch ein anderer Kultus und eine andere Andacht in den Heldengemütern hervor: auch das Schöne hatte seine Kirche, vor dem zarten, anmutsvollen Bilde beugte die Gemeinde auch die Kniee, und der Weihrauch dampfte, und die Blumenkränze dufteten, und die Lauten tönten, und die ewige Lampe brannte fort und fort. Die alte, strenge, klare, lichte, plastische Weiblichkeit war im Liebesfeuer zerronnen, und ein Heiligenschein war hervorgequollen und umfing nun das Wunderbild, und die Züge wichen in ein mystisch glimmend Licht zurück, und wie mildes Öl floß von ihm die Anmut aus, und sänftigte die Stürme der Zeit. So gingen Andacht, Liebe, Heldensinn in einen großen Strom zusammen, und der Strom ging durch alle Gemüter durch, und befruchtete die reiche Sinnlichkeit, und es erblühte der neue Garten der Poesie, das Eden der Romantik. Es war unterdessen aber auch tief im Süden ein anderer Geist und ein ander Gesetz gereift; wie ein sengend, wirbelnd, glühend Feuer, wie ein heißer Samiel war der wilde Mahomed aus Arabiens Wüsten hervorgebrochen; siedend Löwenblut trug dies Geschlecht in seinen Adern; entflammt von der scheitelrechten Sonne, entflammt von innerer Glut und Enthusiasm kochte das Volk über die Ufer des weiten Weltteils in die andern hinüber; Afrika war schon überschwemmt, und wie griechisch Feuer brannte die Masse noch auf dem Meere

fort, und hatte bald Europa sogar ergriffen. Früher aber schon hatte sie die heiligen Örter überflutet, die Geburtsstätte der neuen Zeit, wo sie jung gewesen war, und ein Kind umwandelte unter den Greisen des Altertums; hier wo wundervoll das große Himmelszeichen stand, an dem alle Völker vom fernen Norden herab aufblickten, und das sie wie eine Oriflamme zu einem Volk vereinigte; hier herrschte ein falscher Prophet, und brütete Gift im innersten Herzen selbst der Christenheit, das dann von dort durch alle Adern sich verbreitend sie zerstören sollte. Das mußte wie Ätzstoff wund die stolzen, raschen, nordischen Helden nagen; es war unvergleichlich mehr wie Troja und wie goldnes Vließ, nicht die Schönheit war nur gefährdet, die Religion höher und werter ihnen als alles Irdische flehte um Hülfe und um Rettung ihrer Heiligtümer. Plötzlich fuhren alle, wie von einem Strahl getroffen auf, es galt das Höchste was den Menschen in enthusiastische Bewegung setzen mag, und was irgend nur der Begeisterung fähig war, nahm teil an dem großen Zuge um den Glauben und um Rache an seinen Verfolgern; und es wälzten sich Heere zahllos und mutig, alle Lanzen im elektrischen Lichte des Enthusiasmus flammend, nach dem heiligen Lande hin. Und es begann der ungeheuere Kampf des eisernen nordischen Rittertums mit den Löwenscharen, die Asien und Afrika ihm entgegen gesendet hatte: es faßten sich die Kämpfenden mit Kraft, es galt ob Erzes Macht, ob Feuers Gewalt das Stärkere sei; die ganze alte Welt war des Kampfes Zeuge, und viele aufeinanderfolgende Generationen sahen sein Ende nicht. So kehrten die alten mythischen Götterkriege unter den Menschen um die Götter zurück; so war die Geschichte zu einem großen religiösen Epos geworden, zu dem jede Nation ihren Gesang geliefert; der ganze Westen aber hatte zu einem großen Dome sich gewölbt, und nach Osten hin am Hochaltare da brannte umgeben von ernster Stille und verschwiegner Dunkelheit in mystisch wunderbarem Lichte das heilige Grab, und geöffnet war über der wundervollen Stätte die hohe Kuppel, und ein Strahl der göttlichen Glorie fiel auf den geweihten Stein herab, und aus ihm hervor quoll dann der Segen der Gnade über die frommen Pilger nieder, die um das Heiligtum sich drängten, und wer den heiligen Gral erblickt, der veraltete nimmermehr, und kein Bedürfnis mocht' ihn drängen, und des Todes Stachel stumpfte ab an ihm: im Chore aber erhob

sich der Vatikan, und da saß auf hohem Sitz der Oberpriester und lenkte den Dienst, und herrschte über die Andacht der Gemeinde; und die Ritter kamen und legten ihre Trophäen zu den Füßen des Altars nieder. So war's ein Jauchzen, und ein Jubel und ein freudig Singen diese Zeit; die Pilger zogen in allen Ländern um, und sangen in Chören von den Thaten der Kreuzfahrer, und von der Wildheit der Ungläubigen, und von den Wundern des Landes, und alles horchte den Gesängen, und den begeisterten Reden der Prediger, und fühlte sich auch erhoben, und wollte auch schauen das Wunderland und die gebenedeite Erde: das andere Geschlecht aber, was nicht mitwallen konnte auf die weite Fahrt, faßte die Reden und die Lieder um so tiefer im verschloßnen Busen auf, und sie wurden der innerste schlagende Punkt des Lebens, und erblühten in dem warmen Reviere schöner noch, wie jene Doppelblumen, die aus Blumenkelchen in die Höhe steigen, denn es war die Liebe, die sie trieb und pflegte. So trieben und drängten sich alle Kräfte zur Entwickelung vor, an der Liebe hatte die Andacht sich gezündet, an dieser loderte jene wieder höher auf; rückwärts wie eine Vergangenheit stand den Kämpfenden die Liebe im fernen Vaterlande, und ein inbrünstig Sehnen rief sie dahin zurück, vorwärts aber schwebte mit Zukunft und Ewigkeit die Religion und die Palme winkte und die Myrte, und die Liebe winkte der Palme zu, und es riß fort mit Zaubers Gewalt. Und die Quellen der Poesie, die im Orient sprangen, und jene die im Occident und im Norden entquollen waren, hatten sich gemischt, und der Orientalism war tief eingedrungen in die nordische Kultur; der Blütenstaub der südlichen Poesie ward hinüber geweht in die westliche Welt, und es sprangen seltsame Mischlinge hervor, und es wanderten die Blumen von Süden hinauf, wie früher die Völker von Norden hinuntergewandert waren. Ein üppig Quellen und ein rasches Streben riß daher alles in dem frohen Rausche hin, das ganze Gemüt war aufgeregt und glühte und schimmerte, und die Kunst war ins Herz des Lebens aufgenommen; und wenn die Sänger von Liebe und von Thaten sangen, und wenn die Ritter von innerer Herzensunruh und Thatendrang getrieben auf Abenteuer zogen, und wenn die Prachtdramen, die Turniere, sie zum gemeinsamen Wetteifer versammelten, überall war's die innere Begeisterung, die übertrat und die Lebensglut, die aus allen Pulsen sich ergoß. Ein schöner

langer Mai war über Europa angebrochen, die Auen grünten jung und saftig, der bunte Farbenteppich war darüber hingelegt, und die Nachtigallen schlugen, und die Wohlgerüche zogen mit den Tönen, und in allen Gemütern war ein tiefes Sehnen nach fremdem Land erwacht und ein kräftig Streben hatten sie aus blauem Äther eingesogen, und gestählt in der Glut federten die Kräfte, und es trieb der freudige Jugendmut. Alle europäischen Nationen aber nahmen teil an diesem Lebensfeste, alle vereinigte ein einig Band, der gleiche Trieb begeisterte ein jeglich Volk, und es war nur eine Erde und zwei Geschlechter auf dieser Erde. Frankreich, im Herzen Europas liegend, hatte frühe schon auch des Herzens Dienst versehen, es hatte zum Chorführer in dem Feiertanz der neuern Zeiten sich erhoben. Geschieden noch in eine Reihe selbständiger Provinzen, deren jede ihrem eignen Genius folgte, und nicht geschmiedet war an gleiches Maß und Gewicht einer herrschenden Verfassung, hatte es mit allen Völkern dadurch Berührungspunkte; der rege Trieb, der von ihm ausging, verbreitete sich daher über die andern hin, und es faßte schnell wieder die Impulse auf, die von außen ihm geboten wurden. Die lateinische Sprache, in den früheren Zeiten als allgemeine Sprache herrschend, beförderte dabei unendlich diesen wechselseitigen Verkehr, und an ihr krystallisierten sich dann späterhin die einzelnen Idiome, jedes in dem Geiste des bildenden Volkes an, die daher alle von ihrer Gründung her in diesem Medium zusammenhingen. So gestaltete sich zunächst in jenem schönen Südlande, das im ältesten Altertume, wo Griechenland im vollen Sonnenscheine der Poesie und aller Künste stand, an der Dämmerungsgrenze lag, und schon an einem Reflexe des Lichtes sich erquickte, als noch der ganze Norden in tiefem Dunkel begraben war, die romantische provençalische Sprache, und gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, da eben das barbarische Heldenzeitalter für diese Ritter, die zum Teil aus griechischem Blute entsprossen waren, zu Ende ging, sangen die Troubadours, jene wunderbar begeisterte Generation, der die Natur selbst, wie den Singvögeln, die Gabe des Gesangs verliehen, und die himmelan sich schwingend in den geklärten Äther, zuerst die kommende neue Zeit mit ihrem Morgengesang begrüßten. Wilhelm Graf von Poitou führte den Reigen, nachdem eine Menge minder berühmter Künstler vorangegangen, und es folgte nun ein Drängen und ein feierlicher Zug aus allen

Ständen; Priester, Laien, Könige, Herzöge, Ritter, Frauen, alles stimmte in den Dithyrambus ein: als hätte ein Zauberstab das ganze Geschlecht berührt, alle fuhren in schöner Begeisterung auf, und die Chöre zogen jubelnd, den Thyrsus schwingend, zwei Jahrhunderte lang durch die Wälder, Burgen, Städte, und alle Echos waren wach geworden, und alle Stummen der Erde hatten ihre Sprache gefunden, und es war ein Wogen und ein Rauschen und ein Schlagen der Gesanges-Wellen, als hätte ein harmonischer Tonsturm die Zeit ergriffen. Es brach das Zarte durch die Roheit, und die Liebe durch den Sinnestrieb, und die Religion durch die Weltlichkeit und des Lebens Überfülle; in freier Ungebundenheit spielte der Witz sein frivoles Spiel, und alle die Richtungen schossen durcheinander, wie beim Teppichwirken das Weberschiff durch die aufgezognen Fäden fährt; die bunten Bilder aber, die sich wirkten, fielen auf die Erde, und wurzelten in ihr, und wurden neue, phantastisch seltsam zusammengesetzte Blumen. Was so im Übermute der Begeisterung, und im freudigen Lebensrausche sich gebildet, das faßten die Herolde der Dichtkunst auf, und die Conteurs zogen im Lande um, und deklamierten die Gedichte, und die Jongleurs stellten sie mimisch und dramatisch dar, die Menetriers aber statteten sie mit dem Zauber der Tonkunst aus. In der Poesie aber hatte sich aller Unterschied der Stände ausgeglichen; die Liebe schlug wie Himmelsblitz aus der Höhe in die Tiefe nieder, und zog sich wie ein Erdenblitz aus den Tiefen funkelnd, sprühend, schimmernd an den erhabnen Gegenständen hinauf, und die Schönheit im Geschlechte fühlte sich eng mit der Schönheit in der Kunst befreundet, und ein Kranz der Freude und der Fröhlichkeit schlang sich um den Sänger und seines Herzens Liebe her. Auch die Poesie daher war wieder dankbar und ergeben dem Geschlechte; gern mochte sie der Schönheit, als der höchsten Instanz in Geschmack und Angelegenheiten der Liebe, huldigen, und so traten denn die Minnegerichte in der Zeit hervor; und es waren nicht Pedanten, die in kritischen Blättern die Kunstgebilde mit plumper Faust zerpflückten, zarten Händen war die Pflege anvertraut, und was aus warmem innerm Leben hervorgequollen war, fand auch wieder warmes Leben außen vor, von dem es freudig aufgenommen und geborgen wurde. So hatte die Sirene der neuen Zeit in diesem Land begonnen, und ob den Tönen erwachten nun auch die Sirenen, die rund umher in den

andern Gebirgen schliefen; sie fielen in die Akkorde ein, und schwellend erhoben sich die Gesänge, und fluteten, immer weitere Kreise schlagend, über den ganzen Weltteil hin. Jenseits der Pyrenäen hatten die Spanier, ein schwer, gediegen, gemütvoll, tonreich Volk, sich gesammelt; da trugen die Mauren afrikanische Sonnenglut hinüber in die Zaubernacht, und blutrot begann die Nacht zu flammen, und in dem Brande kämpfte sich der Kampf um den Himmel und den Propheten, und es tönte Schwertesschlag heraus und Waffenklirren, Cids Schlachtruf dem Kriegsgeschrei voran, und wieder tiefe Stille und durch die Ruhe Lautenton und der Romanze wunderbarer, gedämpfter Schall, gleich unterirdischer Wasser Rauschen; dann wieder Glockenruf und Hymnenfeier, orientalisch Liebesschmachten und Gegirre unter Brunnenrieseln, und wieder Lanzensausen, Totenklage, Siegsgeschrei. So war das Leben diesem Volke eine große Schule, es hatte ein herrlich, göttlich Heldentum im Kampfe mit den Heiden sich errungen, damit trat es in sich vollendet in den Völkerkreis, und es klangen die Gesänge mit den Gesängen der Provençalen in eins zusammen; es waren versunken für die Kunst die Pyrenäen, und die Castilianer, und Catalonen und die Arragonier, alle bildeten sie mit jenen südfranzösischen Dichtern nur einen Chor; und es war ein Leben nur in ihnen und eine Harmonie und ein Wetteifer; und das Reich der Poesie war wie der Kirche Reich nicht an die politischen Grenzen gebunden, sondern reichte hoch oben durch die Lüfte und das Firmament über alle Völker her. Auch im Norden hatte derselbe Geist gezündet, jenseits der Loire in der Normandie und Bretagne war ein eigner Dichterstamm, die Trouveurs, hervorgegangen; und es klangen in ihnen die Töne der südlichen Sänger weiter, aber durch die Töne rauschten hörbar andere Akkorde durch, die nordischer Geist ihnen eingegeben hatte: während die Provençalen der Lyrik sich zuwandten, trat hier mehr herrschend das Epische hervor Denn wie die Provençalen die Spanier in ihren Bund aufgenommen hatten, so kamen diese Dichter unmittelbar von der Hälfte des elften Jahrhunderts an, nach der Eroberung von England, mit dem Volke dieses Landes in Verkehr, gaben Impulse und empfingen welche, und dort, wo früher schon die caledonischen Barden gesungen hatten, wo die Poesie vielleicht nie ganz ausgestorben war, blühte sie nun von neuem in den Mynstrels auf, und es war ein neuer

Grundton zu dem großen Chorgesang hinzugekommen. Und es drangen die Provençalen auch über die Alpen vor, und trafen in Italien auf einländische, eigentümliche, genuine Kunst und Poesie, und vermischten sich mit ihr, und wie später die Normannen in Sicilien sich festsetzten, drangen auch die nordischen Radiationen von Süden wieder reflektiert nach Norden hinauf, und über den Trümmern der alten Zeit durchkreuzten sich alle die mannigfaltigen Bestrebungen, und sogen vom Geiste des Altertumes ein, der noch aus den Ruinen erquickend und belebend dampfte, und es erklang abermal ein neuer Grundakkord, und schmiegte sich den andern bei, und lauter rauschte der Gesang einher. Auch Griechenland war nicht gestorben; die alte Brücke, die Xerxes zwischen Asia und Europa geschlagen, stand noch in diesem Reiche: da wanderten die phantastischen Feuergeburten des Orients in den andern Weltteil hinüber; Susa, Ekbatana, Persepolis, Babylon, Chaldäa und Assyrien, Kleinasien, alle die versunknen Gewalten der untergegangenen Welt gehorchten dem Geisterbann und schritten durch die Kreise, noch einmal hob die uralte Zeit müde ihr eisgraues Haupt aus dem Grab heraus, und sah staunend in die Gegenwart hinein, und die Gegenwart sah staunend die verblichene Gestalt über den Gräbern wankend stehen, wie seltsame Visionen sie umkreisten, und verwitterte Schatten in den Gewölken um sie lagen, und da das alte Haupt zur Ruhe sich hingelegt, und die Schatten versunken waren und die nebelnden Gestalten: da erzählten die Neugriechen in exaltierter nachglühender Phantasie was sie gesehen, wie der Weltteil zur Totenhalle sich gewölbt, und wie die großen Verstorbnen dort wandelten, und wie ihre Schatten noch umgingen oben in des Tages Licht als Sagen, und die Völker hörten freudig erstaunt sie reden, und von Munde zu Munde pflanzten sich die Traditionen fort, von den Pilgern und den Kreuzfahrern umgetragen, und auch sie sangen in die Poesie der Zeit hinein. Tief im Norden aber, wo der Himmelsdrache den Scheitel eng umkreist, war der dunkle Bogen aufgestiegen, und es schossen da und dort Blitzlichter heraus, und die Dunkelheit sog sie wieder ein, und sandte neue stärkere hervor; und die Lichtsäulen stiegen an den Sternen auf; und eng durchwebte mit den Strahlenschüssen sich der Himmel, und die fahrenden Lichter zischten, und Geister sausten, und ein unerklärbar Getöne zog durch die Lüfte, wie Pfeilgeprassel

und Helmgeklirr, und es öffnete sich der mitternächtlich dunkle Bogen, und es stand im lichten Glanz ein neuer Götterhimmel. Die Feuerbrücke und an ihr die Himmelsburg, Thors vielgewölbte Halle, die Elfenwelt, Asgard, wo in goldnen und silbernen Palästen die ewigen Götter und die Göttinnen wohnen, und Walhalla von Gold gebaut, unabsehbar groß, mit fünfhundertvierzig Thoren, mit Lanzenschaften getäfelt, mit goldnen Schilden gedeckt, wo Odin mit den gefallenen Helden schmaust; Ymer, aus dessen Fleisch die Erde geschaffen, aus dem Gehirne der Himmel, aus den Knochen die Felsen, und die Eisriesen von Schnee und Reif zusammengeronnen in der Ferne kämpfend; die Nornen, die das Schicksal regeln aus dem Wunderborne steigend. Und die Wolen zogen weissagend um, und die Walküren webten in dem Hügel das Gewebe der Schlacht mit Gedärmen der Menschen, von Männerschädeln die Fäden gezogen, blutige Lanzen die Tritte, Pfeile die Schiffchen, mit Schwertern wird das Todesgewebe geschlagen und schnell fliegen sie dann auf eilenden Rossen hinweg. Oben am Pole aber zuckt an dem Hamen des gewaltigen Donnerers die giftige midgardische Schlange, und dazwischen tönen die Skaldengesänge und Totengesänge und feiernder Hymnen Schall. So hatten denn die Wechselchöre von allen Seiten her Deutschland umzogen; es konnte nicht stumm bleiben in dem lauten sangvollen Leben: von allen Gebirgen riefen sie in Strophen und Gegenstrophen antwortend einander zu; was klangbar nur in ihm war, mußte wohl sich regen, es mußte resonieren bei so vielfältiger Berührung. Der alte inländische Bardengesang war mit dem Eindringen des Christentums verhallt; es erwachte bald ein anderer Dichterkreis; am Rheine und in Schwaben, der Provence von Deutschland, wurden die ersten Stimmen laut, es zündete Stimme sich an Stimme an, durch Franken, Thüringen, Sachsen bis nach Österreich rauschte bald der Gesang dahin. Die Minnesänger waren aufgestanden, und es war die weiße Rose, die in ihnen blühte, während die Purpurrose sich in den Troubadours entfaltete. Schuldlos, einfach, herzlich, zart und innig war die Liebe, die sie sangen; würdig, ernst und brav und edel der Ton, in dem sie Thaten priesen und Männerstreben; der Geist des Volkes redete aus ihnen. Es hatte die Nation, nachdem sie eifrig für ihre alten Götter und ihren alten Glauben gekämpft, die neue Religion in ihre gotischen Tempel aufgenommen, und der geheimnisvolle Geist,

der unter den hochgewölbten Hallen webte, hatte sich herabgelassen auf die Betenden, und war eingedrungen in die stillen ruhigen Gemüter, und sie waren auch Tempel ihm geworden, und in die Dämmerung goß er seine Strahlen aus. Es war die Gemeinde fromm im Glauben, aber keck und frei im Leben, weil Sinn und Lebensmut sie trieb. Eine sonderbare Verfassung hatte sie sich zugebildet, verschränkter, durcheinandergewundner Arabeskengeist; ein seltsam, sprossend, rankend Geschlinge vielfach verschiedner Formen, jede fleißig bis ins Einzelne ausgeschnitzt, nirgend Monotonie und herrschende Übermacht, das Ganze in freier Willkür erfunden und kunstreich zusammengesetzt. Unabhängiger Sinn war herrschendes Prinzip in der ganzen Konstruktion; während die Ritter daher auf ihren Burgen hausten, und Ritterwerk und Kriegsspiel übten, hatte in den Reichsstädten auch ein Rittertum der Bürgerlichkeit sich gebildet, und es war ein schönes rasches Leben in diesen nordischen Republiken, ähnlich dem wie es früher in den griechischen bestanden hatte, und gleichzeitig in den italienischen Freistädten bestand. Mutiger Sinn für Recht und Ehre trieb diese Heldenbürger, wie Inseln waren ihre Städte reich und blühend über das stürmische Meer der Zeit hervorgetreten, und sie hatten ein Vaterland in ihnen zu bewahren; jede hatte daher eine Geschichte und ein Ahnenreich gewonnen; kühn kämpften sie jeder Übermacht entgegen, römischer Geist der bessern Zeit trat in Kriegesläuften, nichts Seltenes, hervor, und in ruhiger Zeit pflegten sie gleich sorgsam alle Friedenskünste, und wie die Hansestädte mit echter, vielleicht ausgestorbner, Genialität den Handel trieben, und einen mächtigen Bundesstaat bildeten, so waren die Binnenstädte die unmittelbaren Organe des innern Verkehrs, des Kreislaufs und der Assimilation Selbst der Bauernstand hatte etwas später in der Schweiz Ritterehre sich erkämpft; eine Hirtenrepublik hatte auf ihren Gebirgen sich gebildet, und wenn auch vielleicht ihr Streben für die Poesie unmittelbar verloren war, so war es das doch keineswegs für die Poesie des Lebens. Und auch die Fürsten blieben bei dem allgemeinen Wetteifer nicht zurück; man weiß, wie die Kunstgeschichte deutsche Kaiser und Fürsten jeder Art unter den Sängern dieser Zeit aufführt. Und so mußte denn in diesen Tagen, wo die Nation noch nicht unter fortdauernden Kriegesplünderungen und Friedensdruck verarmt, mit dem Wohlstand auch eine eigene selbständige Poesie erblühen:

es war die Begeisterung der Natur in dem Lande noch nicht erloschen, sie konnte die deutschen Weine treiben; in der Begeisterung, die erwärmend die Kunst anregt, mochte nichts Schlechteres reifen. Während daher die Minnesänger in lyrischem Enthusiasm die Liebe sangen und des Gemütes Sehnen, und leicht wie den Federball das leichte Wort handhabten, und in zierlich schönen Bogen und reizend gefälligen Formen hin und zurück, sinkend und steigend durch die Lüfte trieben, sangen der Aventüre Meister in größeren Gesängen die epische Kraft, die wie eine Gottheit verborgen in tiefer Menschenbrust wohnt, und That mit That, wie die Natur Welt mit Welt verkettet, bis um den Menschen her sich das Leben wie eine romantische Wildnis zugezogen hat. Und sie boten dem allgemeinen Verein zuerst, was unmittelbar auf ihrem Boden sich erzeugt, das Nibelungen-Lied, jenes große Gedicht, wahrscheinlich in naher Berührung mit der nordischen Heldenmythe hervorgegangen, die der Normänner Züge bis nach Italien hinunter frühe schon verbreitet hatten, und die gerade um diese Zeit, im 12ten und 13ten Jahrhundert, Saemund und Snorre in der Voluspa, der Heimskringla, Edda, Rymbegla und so vielen andern Dämosagen sammelten. Ein großes Denkmal hat sich die große Zeit in diesem Werk gebaut, nicht in Marmor rein und in allen Umrissen plastisch vollendet, wie die Ilias, ist das Gedicht gedichtet, sondern eine Rune in festen Granit gedacht, als ob ein ganzes Gebirge, der Athos, zur Bildsäule gebildet wäre, und zum Male einer mächtigen riesenhaften Vergangenheit aufgerichtet, durch den ganzen Weltteil herrschte und durch die ewige unergründlich tiefe Zeit. Und es war das Heldenbuch hervorgegangen, die Gigantomachie der gotischen, vielleicht longobardischen Periode; es hatte in ihm die Poesie den Seidenfaden um ihren Zaubergarten hergezogen, und es freute sich die Nation der rüstigen Kämpfer, die kamen um ihr die Kränze abzugewinnen. Und viel waren deren, die um die Kränze rangen, was die Zeit nur von poetischem Stoffe aus den Tiefen des Gemüts heraufgeworfen hatte, das faßten diese auf, und eigneten es dem Geiste ihres Volkes an, und sangen es in deutscher Zunge wieder. Die Engelländer boten ihren Artus mit der Tafelrunde, sie und die Franzosen hatten in ihm einen Dichterkreis geöffnet, und die Deutschen schlossen in ihren Gebilden ihn wieder. So war der herrliche Titurell unter Albrechts von Halberstadt Pflege hervorgegangen; so der wunder-

sam verschlungene, abenteuerreiche, thumbe Parzival des Wolfram von Eschenbach; so der thaten- und zaubervolle Löwenritter des Hartmann von der Aue, Lancelot vom See von Ulrich von Zezinchoven, der Wigolais des Wirich von Grauenberg, Daniel von Blumenthal und so manche andere, die untergegangen sind. Die Franzosen und die Italiener aber hatten den Kreis von Karl dem Großen und seinen Genossen gegründet, und die Deutschen nahmen davon Rolands Thaten in ihrem Stricker, und Reinold und Malagis, und Ogier von Dänemark auf. Und während von andern Helden Rudolf von Montfort, und Ulrich von Thürheim, und Konrad von Würzburg und viele außer ihnen in kräftiger, derber, mannhafter Sprache sangen, dichtete Gottfried von Straßburg nach britunschen Mären den galanten, zierlichen Tristan, und es gestaltete sich die heroisch kindliche Idylle Flore und Blantschiflor, und Lothar und Maller, das schöne Bild treuer Ritterfreundschaft, und im Freydank und im Renner, und dem welschen Gaste, und dem Windsbeck und der Windsbeckin und vielen andern hatte die Nation ihre Gnomen und didaktische Poesie niedergelegt. So war mit kräftiger, nahrhafter Lebensprosa geistreiche und begeistigende Poesie verbunden, und wie Wetterleuchten schlug dann durch das alles der mutwillige, kecke Scherz hindurch. Zünftig war der Witz in den Hofnarren geworden, die Zeit hatte den Fürsten den erhaben geschliffnen Spiegel zugegeben, aus dem ihr verkleinertes und verschobenes Bild spöttisch sie anlachte, und was unter der Schellenkappe der freie Geist gestaltete, war als ein bewußtloses Naturprodukt anerkannt. Und dramatisch hatte dieser Geist in den vielen seltsamen, barocken Festen, den Narren- und Eselsfeiern sich offenbart, und es hatte darin die Zeit, die nichts was natürlich und menschlich zu unterdrücken wußte, auch dem Harlekin im Menschen freien Lauf gelassen, und er sprang mit raschen Sätzen vor, und trieb sein loses Spiel mit allem, was auf Ehrwürden Anspruch machen wollte. Er brachte zum Dank dafür die zahllosen Schwänke und komischen Erzählungen und in einer Anwandlung von Bitterkeit und Ernst auch selbst Reinecke Fuchs, jenes große Weltpanorama, mit, und alle sind als ein Vermächtnis dieser Jahrhunderte bis auf uns gekommen. Keine Menschenkraft war auf diese Weise stumm geblieben, alle sprachen, alle rangen im gemeinsamen Wetteifer, wie die Sänger auf der Wartburg, im Angesichte der Nationen; und es war ein

großer kunstreich verschlungener Tanz, in dem sich die ganze Generation bewegte, und in eine schöne wundersame Arabeske war das Geschlecht verwachsen unten mit dem Blumenreich und oben mit dem Himmelreich, und es sangen alle Vögel in den Zweigen, und die Kinder spielten in den Blumen, und es rührten schöne Frauen die Laute in den Schirmen, und es hasteten geharnischte Ritter durch das Dickicht, und kämpften mit Serpenten, und Eremiten knieten betend, und auf bunten Libellen trieben die Scherze sich umher, es gingen Löwen stolz und freudig an der Minne Zügel, und das ganze Gewächs tränkte Himmelstau und der Erde Mark, in dem sich auch die Rebe nährt.

Und wo ist all dies freudige Leben hingekommen, hat es in der Erde Klüfte sich gezogen, um zum neuen Springquell sich zu sammeln, sind die Zeiten alt geworden und senken sie kraftlos das graue Haupt der Erde zu? Nachdem jene hochpoetische Zeit vorüber war, da begann noch einmal jener glühende Feuer- und Farbenregen, in den die wiederauflebende Malerei in Italien und in Deutschland und den Niederlanden sich aufgelöst; es waren die fallenden Sterne vor dem jüngsten Tag der Kunst, und nachdem die großen Genien der neuern aufgestanden und wieder hingegangen waren, nachdem Shakespeare das offne Himmelsthor geschlossen hatte, da erfolgte Todesstille und Verkehrtheit auf lange hin: der Antichrist war nun geboren. Denn ewig beherrscht der Kreis alles Menschenthun, es ist eine Achse in die Mitte der Natur eingeschlagen, und der Stolzeste hat sein Band dort festgeknüpft, an dem ihn das Verhängnis in seiner Bahn umtreibt; nur höhere Geister sind freier auch gelassen, und mögen auf des Lichtes Flügeln frei durch die Räume eilen. Mit dem Kreislauf aber ist ewiger Wandel auch und ewige Wiederkehr gegeben; unaufhaltsam dreht sich das Rad der Dinge jetzt durch den Winter durch und dann wieder durch des Frühlings Blüten; keine Macht kann seinen Schwung aufhalten, keine Kraft es in seinem Umlauf fesseln, daß ewig der Tag am Himmel stehe, und nimmer die Sonne sinkt. Es war der junge Frühling alt geworden, seine Blüten mußten fallen. Es hatte die Erde sich an den Himmel angelegt, wie der Säugling an die Mutterbrust, und sich freud- und lebenvoll gesogen; sie war erstarkt und sollte sich entwöhnen; die Reformation strebte auf eigene Füße sie zu stellen. Um die gleiche Zeit war die entlassene Erde auch zum vollen Selbst-

bewußtsein erst gekommen; sie hatte sich in ihrer Kugelform erkannt, es hatte der spähende Verstand eine neue Welt entdeckt, und in ihr das Brot der irdischen Natur, das Gold, Nahrung für das Geschlecht und Ersatz für jene Schätze, denen es entsagt. So wandte der Erdgeist sich vom Äther ab, er kehrte in sich selbst zurück, und suchte in der Tiefe andere Gaben, als jene die der Himmel spendet; es mußte die Poesie entfliehen, alles mußte gegen die Industrie sich wenden; von dem was früher geblüht, suchte man die Früchte itzt am Boden auf. So ist denn unsere Zeit, nachdem es Abend vielmal und Morgen geworden, auch geworden, und Gott sah, daß sie gut war in ihrer Schlechtigkeit. Kraftlos nicht, aber unendlich betriebsam und verständig hat in ihr der Erdgeist zwischen Gold und Eisen sich geteilt; mit dem Stahle wühlt sie in den eignen Eingeweiden nach dem Bezoar, der sie heilen soll; denn Leichenblässe liegt auf ihrem Angesicht, und Krämpfe durchzucken ihr Gebein; wie sollte sie Gesang und Saitenspiel da mögen! Und es ist rührend, wie immer noch nicht die Sänger weichen wollen; alles Laub ist gelb geworden, jeder Windhauch löst mehr und mehr der dürren, verspäteten Blätter ab, und sie fallen langsam traurig zu den andern Leichen nieder; immer aber sitzen jene noch auf den kahlen Zweigen, und singen unverdrossen fort, und hoffen, harren, klagen, und immer tiefer sinkt die Sonne, länger weilt nach jedem Tag die Nacht, und die kalten dunkeln Mächte greifen immer tiefer in das Leben ein. Fliegt nach ihren Städten, laßt euch haschen, singt im Käfig, sie streuen euch dafür euer Winterfutter. Nachdem wir viel Hoffart und Übermut getrieben, nachdem wir in Opium unseres Lebens innern Stoff versoffen, ist die Zeit der elegischen Stimmung nun gekommen, und wir werden viel thun in der Gattung, ohne daß es irgend besser würde. Aber das werden wir gewonnen haben, daß wir in der Zerknirschung wieder achten lernen die Zeiten und die Geister, die vor uns gewesen, die auch gestritten und getrachtet und gekämpft, und die uns unter andern auch die Ehre zum Erbteil hinterlassen haben, die uns verkommen ist. Wir standen so hoch und warm in unserer Höhe von Wonneseligkeit so trunken; es war eine gesegnete Zeit, an der alle vorhergegangenen Jahrhunderte keuchend trugen, wie Atlas an der Himmelskugel; es war so dunkel, ach so fürchterlich dunkel hinter uns in diesem Mittelalter, und um uns her so licht und unaussprechlich klar;

es war ein so stolzes Gefühl mit den Überbleibseln dieser barbarischen Zeit unser eigen Werk zu vergleichen, und das kindische Lallen der rohen ungeschliffenen Naturmenschen anzuhören, und wie sie schwer und mit gebundenen Füßen nach der Schönheit gingen, die unsere Journale in kinderleichtem Spiel wegpflücken; wir wußten alles und aus allen Zeiten besser und dauerhafter in unserm eigenen Vaterlande zu vollenden, und konnten unsern poetischen Staat zum geschlossenen Staate machen: da kam der Widersacher und versuchte uns, das war ein greuelvoller Anblick, der uns versinken machte, und wir schielen nun nach dem Himmel hin, ob der sich nicht erbarmen möchte. So ist die Hoffart zu Fall gekommen, und so wird's ewig sein, bläht euch, treibt euch hohl von innen auf, ihr gewinnt an Breite wohl, aber alle Gediegenheit ist hin, und ein Spott der Winde schwankt ihr ängstlich da: reißt gewaltsam aus dem Leben euch heraus, es wird euch verlassen, wenn es am nötigsten euch thäte, und wenn ihr eben gerüstet steht zum Kampfe um alles und um euere Existenz, dann wird der fatale Schwindel kommen, und ihr seid impotent und lahm.

So wäre es daher verständig wohl, nicht ferner mehr so sehr zu pochen auf das was wir geleistet, und bei unsern Vätern anzufragen, daß sie in unserm Misere uns ihren Geist nicht vorenthalten, und uns erquicken in unserer Not, mit dem was Gutes und Schönes sie gebildet: sie sind immer die Nächsten uns, und werden es uns nicht entgelten lassen, was wir in den Tagen unseres Stolzes gegen sie verbrochen haben. Auch das wird uns fernerhin wenig zieren, sie herabzusetzen so ganz und gar gegen die alte klassische Zeit in Griechenland; die Griechen möchten sonst, wenn wir so gar knechtisch von unserm und unserer Väter Naturelle denken, uns wohl für Heloten nehmen, die sich mit ihrer Herren Sitte und ihrer Art nach gemeiner Sklaven Weise blähen wollten, und das würde uns wieder sehr empfindlich fallen. Es war wohl allerdings eine herrliche Zeit, diese griechische, gerade deswegen weil sie alles hatte, was uns nach und nach hingeschwunden ist: Lebensmark, und Trotz und freie Besonnenheit im raschen Thun und Treiben; sie mußte Treffliches wohl bilden, und das Trefflichste im engsten Kreise konzentriert mußte klassisch werden. Diese Konzentrierung war nicht in der neuen Zeit, dagegen trat das Unendliche ein in sie, und mit dem Übergang ins Geisterreich

konnte nun physische Geschlossenheit nicht mehr bestehen; im Übersinnlichen sind nicht begrenzte, scharf geschnittne Krystalle, aber es ist unendliche Krystallisierbarkeit, ein schwebend Formenreich, das nur mehr Magnet bedarf, um anzuschießen in die einzelne besondere Gestalt. So war die Aufgabe der neuen Zeit eine unendliche, ihr könnt von einem endlichen Zeitraum nicht fodern, daß er das ganze Problem nett und rein auf einmal euch löse. Das Mittelalter hat kein rein klassisches Werk hervorgebracht, aber es hat die Schulschranken der alten sinnlichen Klassicität durchbrochen, und eine andere, höhere begründet, an der alle Zeiten zu bauen haben, weil in keiner einzeln die Quadratur des Zirkels gefunden werden kann. Den herrlichen Torso der Kunst hat die alte griechische Zeit gebildet; aber blind war wie die alte Plastik die treffliche Gestalt, das tiefe, schwärmerisch versunkene Auge hat erst die Romantik ihm gegeben, und die nordische Scham hat freilich dafür den schönen Körper in die Draperie des Gewands verhüllt, das symbolisch nur die Formen der Gliedmaßen anzudeuten hat. Lassen wir so jeder Zeit ihr Recht, die Zukunft wird uns auch das unsrige lassen; jede schnöde Herabwürdigung, jede einseitige Aufgeblasenheit ist verwerflich in sich selbst, und muß endlich am eignen Selbstmord sterben. Es würde kläglich sein, wenn je die Achtung und die Liebe für griechischen Sinn und griechische Kunst unter uns aussterben sollte, besonders itzt, wo beide Nationen sich wenigstens im Unglück gleich geworden sind: aber wenn wir selbst unsere Eigentümlichkeit nicht geltend zu machen verstehen, dann laßt uns vor allem doch nicht so leichtsinnig das Andenken an die hingeben, die recht gut die ihrige zu verteidigen wußten. Wenn es uns gelingt, einen Teil des Geistes, der in ihren Werken lebt, in uns einzusaugen; wenn wir unsere Frivolität umtauschen gegen den gediegenen Sinn, in dem sie handelten; wenn wir versuchen, da wir nun so vernünftig sind, auch verständig endlich einmal zu werden, um nicht so gar plump und ungeschickt durchs Leben durchzustolpern; wenn wir endlich einen Teil unserer übermäßigen Fügsamkeit ablegen und unseres taubensinnigen Langmuts, der alles wohl sich gefallen läßt, und dann plötzlich und spröde ohne Übergang und Besonnenheit reißt und bricht: dann mag alles sich wohl noch zum besten wenden. Nur wer es wert ist, daß die Geister ihm erscheinen, dem mögen sie sich helfend nahen!

Es führt ein leichter Übergang zu dem Gegenstand zurück, dem uns jener Anflug von Begeisterung entführt: aus dem Zeitalter, das wir priesen, sind die Volksbücher meist hervorgegangen, mit deren Anschauung wir uns beschäftigt haben; was wir über sein Wesen ausgesprochen, gilt auch von ihnen, die sie Kinder sind von dieser Zeit und noch stehende Ruinen. Es war die ganze Masse der Nation so bis ins Innerste erregt, daß bis zu den untersten Klassen die Begeisterung drang, und wenn die große Menge einmal schwankend sich bewegt, dann legen sich sobald nicht die Wellenschläge wieder: bis heute sind jene Gesangeswellen dem Volke nicht zergangen, während zu ihrer Schande jene, die sich die Gelehrten nennen, rein das Andenken verloren hatten an die ganze Zauberwelt, in der ihre Vorfahren gewandelt waren. Und so reich war diese Welt, daß nicht die Vornehmen bloß reiche, zierliche Kleider zu ihrem Anteil bekommen hatten, und schöne, goldgestickte Wat, in dem sie prangen mochten; auch der Gemeinste im Volke erhielt ein weißes reines Gewand zum Feierkleid, und man muß dem Volke Zeugnis geben, daß es die Gabe wohl bewahrt, sorgfältig sie in seine Schränke eingeschlossen, und noch jetzt ihrer an seltnen Tagen sich erfreut; während die höheren Stände alle ihre Pracht sündlich versäumt und hingegeben haben, weil sie immer nur der Mode frönend, kein Herz für den alten Plunder haben konnten. So hat die alte Zeit verbannt beim Volke sich verbergen müssen, und das Volk ist rein auch allein vom Schimpfe der bösen Zeiten geblieben, die sie verdrängten. Wollt ihr sie suchen die Verwiesenen, ihr müßt sie beim Volke suchen, wo sie noch im Leben gehen, und im Staube der Bibliotheken, wo sie schon viele Jahrhunderte den Winterschlaf gehalten haben! Wecken wir sie denn aus dem langen Schlummer auf, sie werden Wunder staunen, in welchem Zustand sie die Enkel finden; die kleine Schamröte mögen wir immerhin über uns ergehen lassen. Und wenn sie denn nun wachen, und wenn sie unserer sich angenommen haben: dann ums Himmels willen! laßt uns das alte Affenspiel nicht wieder auch mit ihnen treiben, und wie Knaben hinter ihnen ziehen, und grimassierend, voll Affektation und hohlem, taubem Enthusiasm, ihre Haltung und ihr Gebärdenspiel und alles ihnen nachstümpern, daß es ein kläglicher Anblick für Götter und Menschen ist. Ernst und würdig sind die Gestalten, zu edel für eine solche Mummerei; wenn wir sie dafür

mißbrauchen wollen, dann lassen wir sie lieber unten schlafen. Nimmer läßt sich, was eigentümlich einer Zeit und einer Bildungsstufe ist, in einer andern unmittelbar objektiv erreichen. Es kann wohl das Genie das Vergangene eben auch zum Objekte seiner bildenden Thätigkeit erwählen, es wird alsdann das Wesen des Alten in die Form des Neuen umgebildet, oder auch hinwiederum das Wesen des Neuen in die alte Form übertragen, und es entsteht eine halbschlächtige Natur, die aber immer ihre innerste Wurzel in der Gegenwart hat. Das aber ist's nicht, was vor der Hand uns not thut, nicht daß wir das Alte umbilden nach uns selbst, wird an uns gefordert, sondern daß wir uns in etwas nach dem Alten bildeten; daß wir an ihm aus der Zerflossenheit uns sammelten, in der wir zerronnen sind; daß wir einen Kern in uns selbst gestalten und einen festen Widerhalt, damit in uns nicht das eigene Selbst fernerhin verloren bleibt, das wird uns angemutet. Ernst sollen wir und Würde von diesen ernsten Gestalten lernen, die uns beide so unendlich im Leben fehlen; im Vertrauen auf uns selbst sollen wir unsere Eigentümlichkeit ausarbeiten, wie sie die ihrige ausgearbeitet haben, aber wir selbst aus unserm eignen innern Lebensgrund hervor, nicht wie dummes Blei uns abermal in ihre Formen umgießen lassen; in unser Inneres sollen wir einkehren, und dort wo's beim Anschlagen so hohl und hölzern klingt, wieder Natur und Innigkeit und gediegne Festigkeit zurückrufen; jenes unmäßigen Affengenies sollen wir in ihrem Angesicht uns schämen und unserer leeren Ziererei, unseres prahlerischen Renommierens: dann werden auch die Götter gnädig sein, und bessere Zeiten senden.

Was hier als ein kleines, selbständiges Werk erscheint, sollte anfangs nur als abgerissener Aufsatz in einem periodischen Blatte seine Stelle finden. Gewohnt indessen, was ich ergreife, mit Ernst und Liebe zu umfassen, gab ich bald dem Interesse des Gegenstands mich hin, und die Blätter fügten sich von selbst zu einem Buch zusammen. Es wird sich indessen bei näherer Ansicht wohl ergeben, daß nicht ein Wort zuviel im Buch geschrieben ist. Wohl aber mögen manche, die sich darin finden sollten, fehlen. Ein Gegenstand, der tief in die Litteratur des fernen Mittelalters greift, fordert, wenn er für die Betrachtung völlig erschöpft werden soll, ungewöhnliche Hülfsmittel, die mir keineswegs zu Gebote standen. Es war keine öffentliche, große Bibliothek, die ich zu dem Zwecke benutzen konnte: bloß eine Privatsammlung, die des Herausgebers vom Wunderhorn, die aber freilich gerade für meinen Zweck vollständiger gesammelt hatte, als wenige öffentliche wohl mögen, hat mir meist alles das geboten, was ich in meiner Schrift verarbeitet habe. Es ist wohl möglich, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens in seinen allgemeinen, großen Massen zu überschauen; es ist möglich, mit dieser großen Weltanschauung auch noch die besondere spezielle Anschauung eines einzelnen Faches bis in seine untersten Elemente zu verbinden, aber dies Detail bis in alle Fächer hin zu verfolgen, übersteigt eines Menschen Kraft. Darum ist die Einrichtung getroffen, daß mehrere Menschen sich in die einzelnen Zweige teilen, und alle zusammen nun diese Atomistik der Wissenschaft zu vollenden streben. Der strenge Litterator wird daher in meinem Buche nicht jene elementarische Vollständigkeit suchen dürfen. Ich habe zwar auch darin nichts von dem aus der Acht gelassen, was mir irgend zugänglich war, und mancher möchte denn doch hie und da durch Resultate sich überrascht finden, zu denen ihm gerade die Thatsachen nicht vorgekommen waren. Aber im Gebiete der Gelehrsamkeit ist's wie

in dem des Reichtums, ein guter Wohlstand will neben Millionen nichts bedeuten, weswegen denn auch die Gelehrten und die Kaufleute im Hochmut und im Dünkel sich oft so ähnlich sehen. Ich nähere mich daher von der Seite nur mit großer Bescheidenheit den Bänken unserer gelehrten Wechsler; ich kann nur auf eine honette bürgerliche Wohlhabenheit Anspruch machen. Es ist aber ein anderes noch im Buche, aus dem aber gerade jene sich nicht viel zu machen pflegen, das ich etwas höher halte, obgleich ganz moderat, wie sich's gebühren will. Wenn es darauf ankömmt, aus dem eignen Leben etwas ins nachgebildete überzutragen, wenn es darauf ankömmt, das Einzelne jedesmal in der Gattung zu sehen, die großen Umrisse durch alle scheinbare Verwirrung zu verfolgen, jedes aus dem richtigen Gesichtspunkte anzuschauen, allem sein Recht widerfahren zu lassen, und von jeder kleinlichen Beschränkung fern, das Ganze recht ganz und unzerstückt aufzufassen: dann mag ich keineswegs mich unter die Letzten stellen. Aber das wünschte ich, daß diejenigen, die sich für unsere alte Litteratur, und insbesondere für diesen Zweig derselben interessieren, und die an größeren Bibliotheken auch größere Instrumente ihrer Wirksamkeit besitzen, darauf achteten, was ihnen zur weitern Aufklärung dieses Gegenstandes vorkommen mag. Die Heymonskinder, Siegfried und andere bedürfen noch sehr weiterer Beleuchtung. Der Litterarische Anzeiger würde ein bequemes Medium der Mitteilung des Aufgefundnen sein, und die Verlagshandlung würde es allenfalls auch gern als Anhang zu meiner Schrift übernehmen.

Am Schlusse wünschte ich, daß man meinem Buch das thun möchte, was ich an diesen Büchern gethan.

Heidelberg im Juli 1807.



Von Volksliedern.

Von

Ludwig Achim von Arnim.

An Herrn Kapellmeister Reichardt.

Wenn das Volk beim Einzuge seines Helden die Pferde vom Wagen spannt, so thut es das wohl nicht, weil es besser ihn zu ziehen meint; ebenso spreche ich von Volksliedern im allgemeinen nur darum, einen guten Sinn zu bewähren, nicht aber die wichtigen Untersuchungen über einzelne derselben zu verdrängen oder aufzugeben. Daß ich zu Ihnen spreche, findet in unsrer Befreundung sein Recht und in der Sache seinen Grund. Haben Sie doch selbst mehr gethan für alten deutschen Volksgesang als einer der lebenden Musiker: haben Sie ihn doch nach seiner Würdigkeit den lesenden Ständen mitgeteilt; haben Sie ihn doch sogar auf die Bühne gebracht. In allem Hohen ist kein Überdruß, so werden Sie sich gern wieder mit mir zu einer hohen und herrlichen guten Sache hinwenden — Ich führe Ihnen manche Beobachtung vor, aus verschiedenen Zeiten, aus verschiedenen Gegenden, alle einig in dem Glauben, daß nur Volkslieder erhört werden, daß alles andre vom Ohre aller Zeit überhört wird. — Was ist erhört? — Alles, was geschieht, was nur entfallen, nicht vergessen werden kann, was nicht ruht, bis es das Höhere hervorgebracht, das ist erhört. Wohl wußte ich das lange nicht; — viele werden es mir nie glauben; denn jeglicher muß selbst im Schweiße seines Angesichts den Kreis der Zeit um und um bis zum Anfange in sich durchlaufen, ehe er weiß, wie es mit ihr steht und wie mit ihm. — Was ich unsre Zeit nenne, was in allen lebt als Methode, was keinem ein Wunder, das fängt mir in der Welt der Nachgedanken mit Kirchenliedern an; lange von mir nicht gehört, bleiben sie mir

1. Reichardt, Joh. Friedrich, 1752—1814, kgl. Kapellmeister in Berlin 1776—1794, mit dem Arnim wahrscheinlich schon von Berlin her, jedenfalls aber von seiner Studentenzeit in Halle befreundet war. Als Schwiegervater von Steffens und naher Verwandter L. Tiecks stand der gastfreie Schloßherr von Giebichenstein mit den Romantikern in engster Beziehung. — 9 f. Besonders in den seit 1790 erscheinenden 118 Kompositionen Goethescher Gedichte suchte R. den Volkston anzuschlagen. — 12. Bühne, R. führte die „Liederspiele" ein und schrieb auch eigens zu ihrer Empfehlung.

doch gegenwärtig. Ich hörte sie als Kind von meiner Wärterin beim Ausfegen der Zimmer, das in gleichem Zuge sie begleitete. Mir ward dabei ganz still. Ich mußte oft daran denken. Jetzt mögen Kinder sie seltener hören, und ich weiß nicht, an was sie statt ihrer denken mögen. Nachher hörte ich in geselligen Kreisen allerlei Lieder in Schulzens Melodien, wie sie damals in raschen Pulsen des Erwachens sich verbreiteten. Mein Hofmeister rühmte sie nächst Gellert. Mir war es nur ums Ausschreien darin zu thun; die Langeweile der Welt kümmerte mich nicht. Jetzt muß ich sagen, sie sind nicht ohne Beistand gewesen gegen das damalige Streben zu Krankheit und Vernichtung (die Sentimentalität)*): es war doch darin ein wahrer Ton wie im derben Lachen aus Herzensgrund. Nachher scheint mir die Kraft wunderlich zerrissen. Vieles geht glänzend vorüber; da steht die Menge mit offnem Munde; dann sinkt es unter im Hexenkessel überschätzter Wissenschaft, worin sie damals überkocht wurde. Was mir im Worte lieb, das hörte ich nie allgemein singen, und die schönen Melodien pfiff ich lieber nach, um die falschen Kuckuckseier zu verdrängen, welche dem edlen Singevogel ins Nest gelegt worden. Hörte ich von Gebildeten nach Ihrer Eingebung zum Flügel singen: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen“, da sah ich die vier Wände umher wie herkulische Säulen, die nun für lange Zeit den thätigen, lebhaften Teil des Volkes von dem feurigen Bette der Sonne trennen. Sah ich dann still vor sich jemand den wunderbaren Fischer (Goethes) lesen, so war mir, als sähe ich den herrlichen

*) Ich verstehe hier unter Sentimentalität das Nachahmen und Aufsuchen des Gefühls, das Schauspielen mit dem Edelsten, was nur im Spiele damit verloren gehen kann; nicht verstehe ich darunter jene Sentimentalität, das menschliche Gefühl, wie es im Einzelnen sich ausdrückt, wogegen die Neuntöter, die philosophischen Schüler wohl schreiben (auch wohl wirken, wenn kein lebendiger Volksgeist es aufhebt) und darin zusammenkommen mit der ersten schimpflichen Sentimentalität zu demselben Mittelpunkte, zur Seligkeit eines Steins in Unempfänglichkeit und Unfruchtbarkeit der Lust. Keine Schule ist hiemit besonders bestimmt, sondern alle; denn wie die Begeisterung der Pythia mit Ermattung verbunden, so den Philosophen die Schüler. Die Philosophen sind ewige Nilmesser einer entwichenen Gottesflut und Erhebung; ihre Schüler wollen aber das Unmögliche leisten: zu messen, was nicht mehr vorhanden ist. Darum möchten sie gerne Zeichen geben und Wunder thun können. Dem Rechten ist aber das Zeichen an die Stirn geschrieben; die Wunder geschehn aber nur im Zukünftigen. Was vergangen, ist notwendig; was sie gethan, ist vergangen. Arnim.

6. Schulz, Johann Abraham Peter, 1747—1800, komponierte u. a „Blühe, liebes Veilchen“, „Seht den Himmel, wie heiter“, „Gesund und frohen Mutes“, „Warum sind der Thränen“ &c. (Vorberger) — 8. Gellerts geistliche Oden und Lieder Nat.-Litt. Bd. 43 I, S. 231. — 20 f. Goethes „Mignon“ Nat.-Litt. Bd 82 S. 115 von Reichardt 1799 komponiert. — 25. Nat.-Litt. Bd. 82 S. 121 V. 31 „Halb zog sie ihn, halb sank er hin“, schon 1779 von S. v. Seckendorf komponiert, dann auch von Reichardt; in Herders Volkslieder aufgenommen.

Gedanken halb ziehen halb sinken ins Wasser; keine Luft wollte sich ihm gestatten. — So ging es dem Herrlichen, während die schlechten Worte zum Theater sich erhoben, das damals mit Redensarten national werden wollte, in der That aber immer fremder wurde der Nation, zuletzt sich sogar einbildete, über die Nation erhaben zu sein (wohl um einiger Fuß hoher Bretter willen, wie das Hochgericht über die Stadt). Ja, wie ein Wiederhall führte der edle Klang diese schlechten Worte durch die Gassen, und die ernsten blauen Chorschüler, wenn sie vor dem Hause sich zusammenstellten, waren von dem Streit des Doktors und Apothekers, des Poeten und Musikers befangen. Ein schönes Lied in schlechter Melodie behält sich nicht, und ein schlechtes Lied in schöner Melodie verhält sich und verfängt sich, bis es herausgelacht; wie ein Labyrinth ist es: einmal hinein, müssen wir wohl weiter; aber aus Furcht vor dem Lindwurm, der drin eingesperrt, suchen wir gleich nach dem ausleitenden Faden. So hat diese leere Poesie uns oft von der Musik vielleicht die Musik selbst herabgezogen. Neues mußte dem Neuen folgen, nicht weil die Neuen so viel Neues geben konnten, sondern weil so viel verlangt wurde; so war einmal einer leichtfertigen Art von Liedern zum Volke Bahn gemacht, die nie Volkslieder werden konnten. In diesem Wirbelwind des Neuen, in diesem vermeinten urschnellen Paradiesgebären auf Erden waren auch in Frankreich (schon vor der Revolution, die dadurch vielleicht erst möglich wurde) fast alle Volkslieder erloschen; noch jetzt sind sie arm daran, — was soll sie an das binden, was ihnen als Volk festdauernd sei? Auch in England werden Volkslieder seltener gesungen; auch Italien sinkt in seinem nationalen Volksliede, in der Oper durch Neuerungssucht der leeren Leute; selbst in Spanien soll sich manches Lied verlieren und nichts Bedeutendes sich verbreiten. — O mein Gott, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern ruhten, die uralten Zeichen fester Grenzen, was ist damit geschehen? — was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke;

9. Chorschüler im blauen Mantel. Das Herumsingen der armen Chorschüler, aus Luthers Leben allbekannt, war auch im 18. Jahrhundert noch allgemein üblich; Moritz erzählt in seinem autobiographischen Romane „Anton Reiser", wie es ihm dabei ergangen. — 10 f. Anspielung auf K. v. Dittersdorfs beliebte komische Operette „Doktor und Apotheker" 1780. — 20. Leichtfertige Lieder, Goethe Herbst 1771 an Herder: „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: Ich liebte nur Ismenen."

schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, so treibt der Regen die Erde hinunter; es wächst da kein Holz wieder. Daß Deutschland nicht so weit verwirtschaftet werde, sei unser Bemühen!

Wo ich zuerst die volle, thateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrei. Da sah ich aus meinem Fenster durch die Bäume Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen:

„Auf, auf, ihr Brüder und seid stark!
Der Abschiedstag ist da;
Wir ziehen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.“

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches daran, was mir so in die Ohren gefallen; alles reizte mich höher, was ich von Leuten singen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornsteinfeger hinauf. Später sah ich den Grund ein, daß in diesen schon erfüllt, wonach jene vergebens streben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde,*) der höchste Preis des Dichters

*) Ich kann mich nicht enthalten, die wunderbar herrliche Vorrede Georg Forsters zu seinen Frischen Liedlein, Nürnberg 1552, als eines meiner liebsten Herzblätter, zur Erläuterung des Gesagten mitzuteilen:

„Freundlicher lieber Singer und der edlen Musik Liebhaber! Es sind in einigen Jahren unter andern Gesängen, so bisher gedruckt worden, mancherlei teutsche Liederbüchlein durch den Druck ausgegangen; wie aber die zum Teil sein, will ich denen, so des Gesanges einen Verstand haben, zu bedenken geben.

Ich übergebe mein Liederbüchlein, damit alte teutsche Lieder, so doch noch, wenn ich sagen dürfte, schier die besten sind, samt ihren Meistern, welche mit der Musik auferzogen, umgegangen und ihr Leben damit beschlossen haben, nicht ganz und gar vergessen, und an ihrer Statt nicht viel ungereimte neue Kompositionen, die doch gar keine rechte teutsche liederische Art haben, gebraucht würden; sondern daß ich auch die mit solchen schlechten Liedern zerstörte schöne und liebliche Kunst der Musik, welche bei den Alten ehrlich und in großen Würden gehalten, möchte erhalten und fördern. Insonderheit dieweil bei allen Fröhlichkeiten und Kurzweilen frische gute teutsche Lieder zu singen oder auf den Instrumenten zu brauchen gebräuchlich: durch welches denn viel unnützes Geschwätz, unflätisch Zutrinken, darzu zänkisch und haderlich Spielen und andere Laster möchten verhindert werden. Wie ich denn oft von einem trefflichen teuren Manne gehört habe, als er sagt, daß unter allen Kurzweilen, damit man die Zeit zu vertreiben führt, er kein göttlichere, ehrlichere und schönere Kurzweil wüßte, denn die liebliche Musik, daß alle andere Kurz-

10. Das Kaplied von Schubart; vgl. Nat.-Litt. Bd. 81 S. 430; der mittelste Vers „Schwer liegt er auf der Seele schwer“ von Arnim weggelassen. — 17. Der Bergmannsberuf stand durch Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ bei den Romantikern als besonders poetisch in Ansehen. — 21. Forster, die erste Auflage 1539, vgl. Nat.-Litt. Bd. 13 S. V.

wie des Musikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienste gefällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das frische Wiesengras bringt tausend), aber auf lange Zeit gar nicht erschlichen werden kann, so daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder in Sinn oder in Melodie, gewöhnlich in beiden tauget. —

Und als ich dieses feste Fundament noch unter den Wellen, die alten Straßen und Plätze der versunkenen Stadt noch durchschimmern sah, da hörte ich auf, mich über die großenteils mißlungenen Versuche vieler Dichter und Musiker, besonders des Theaterwesens, zu ärgern. Vielleicht würde einmal das Vortreffliche sonst gar nicht entstehen, gar nicht verstanden werden! Wo etwas lebt, da dringt es doch zum Ganzen: das eine ist Blüte, das andre Blatt, das dritte seine schmierige Wurzelfaser; alle drei müssen vorhanden sein, auch die saubern Früchtchen, die abfallen. Störend und schlecht ist nur das Verkehrte in sich, der Baum mit der Krone eingepflanzt; er muß eine neue Krone, eine neue Wurzel treiben, oder er bleibt ein dürrer Stab. Dieser Art von wahrer Störung ist die Beschränkung aller Theatererscheinungen in Klassen und für Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, die entweder ganz unfähig der Poesie oder unbestimmt in ihrem Geschmacke geworden. Beschränkung ist aber das Tugendprinzip der Schwachheit; das Allgemeine verdammet sie; darum kann das Überschwengliche nie von ihr gefordert werden. Der Einfluß davon ist unbegrenzt; denn indem die Schauspieler das Gemeine vornehm machen wollen, machen sie das Ungemeine auch nichts weiter als vornehm — sie lassen Müller und Schornsteinfeger sich an einander abreiben. So suchen nun die Künstler aller Art, um in gleichen Verhältnissen zu leben, da ihren Lohn, wo sie selten hingehören und nimmermehr hineinpassen sollten, wo es der Zweck ist des ganzen mühevollen Lebens, sich so leise wie möglich neben einander wegzuschieben; sie denken nicht, daß die besten Steinschneider Sklaven, die besten altdeutschen Maler zünftig waren. Daher das Abarbeiten ihrer edelsten Kraft an Formen des Anstandes, die ihnen sich von selbst geben, kann sie selbst

weile, als Spielen, Fechten, Ringen, Springen, dahin gericht wären, daß sich ein jeder nur aufs beste beflisse, damit er dem, mit welchem er solch Kurzweil übet, möchte überliegen, abgewinnen, und zu bevorteilen, daraus denn mancher Unrat und Zank und Hader entspringe. Die Musik aber hat kein andres Fürhaben, denn daß sie gedächte, wie sie nur die Einigkeit der Stimmen mit allem Fleiß möchte erhalten und aller Mißhellung wehren."

Der schönen Auswahl dieses Mannes dankt unsre Sammlung mehrere der besten Lieder, woraus zu ersehen, daß Verdienst nicht untergehen kann. Arnim.

wirklich etwas Würdiges geben. Daher das Bemühen der Kunstsänger, zu singen, wie Vornehme gern reden möchten, ganz dialektlos; das heißt, sie wollen singen, ohne zu klingen, sie möchten blasen auf einem Saiteninstrumente. O ihr lebendigen Äolsharfen, wenn ihr nur sanft wäret; und wenn ihr sanft wäret, o hättet ihr doch Ton! Dem geschickten Künstler sind die Dialekte Tonarten;*) er vernachlässigt keine, wenn er gleich nur in einer sich selbst vorgezeichnet finden kann Das heutige Theater treibt sie aus einander nach Süden und Norden, Osten und Westen. Keiner kann sich fügen dem Fremden, da doch alle einander in Volksliedern begegnen, wie Lustkähne, die eben erst vom gemeinschaftlichen Gespräche im Dunkeln auseinandertreiben, bald wieder zusammen, sich gleich wieder verstehen durch Aneignen und Weiterstreben, wenn auch in jedem das Gespräch sich anders gewendet. — Hinter dem vornehmen Anstande, hinter der vornehmen Sprache versteckt, scheiden sie sich von dem Teile des Volks, der allein noch die Gewalt der Begeisterung ganz und unbeschränkt ertragen kann, ohne sich zu entladen, in Nullheit oder Tollheit. Unsre heutigen Theater- und Konzertteilnehmer, wie würden sie auseinanderspringen bei wahrer reiner Kunsthöhe! Sie würden umsinken in der reinen Bergluft oder fühllos erstarren. Ruft nicht diesen Ton, ihren eigenen menschlichen Ton hinein, ihr Sänger! Sie würden springen wie Gläser, die, tausendmal an einander gestoßen, doch nur zersungen werden können mit ihrem Ton. — Sei ruhig, gutes Publikum! den Ton haben deine Sänger längst verloren, das Lebende von dem Toten zu scheiden, dabei kannst du noch das Heil deiner schlaffen Seele in (dem englischen Salzfläschchen) ihrer höheren Kritik suchen, in den wenigen vortrefflichen Formeln, welche die ganze Welt packen und sie in der Gravitation zwischen Ernährung und Zeugung erhalten, worin ihr wie Mücken spielt. — Mit großer Bravour können wohl diese vortrefflichen Kunstsänger ihren Kram ausschreien und ausstöhnen; man versuche sie nur nicht mit einem Volksliede, da verfliegt das Unechte. Laßt sie auch

*) Lorenz Medicis (Life of Medicis by Roscoe I, 296), der in der Welt zuhause wie ein andrer in seinen vier Wänden, verstand den Wert des Dialekts und schrieb zuerst in der Bauernsprache seines Landes, wie er für die Töchter der Stadt Tanzlieder erfand. Ein zierliches Bild stellt ihn dar, wie er, durch die Gassen streichend, abends zur Erfrischung ein Kränzlein von einer Schar tanzender Mädchen erhält. Wer möchte nicht um den Preis herrschen? Arnim.

36. Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur. Berlin 1888. II, 216.

nicht mit einander reden! sie singen wohl noch mit einander; aber mit dem Sprechen geht der Teufel los. Entweder haben ihre Sangstücke so unbedeutenden Charakter, daß er gar nicht verfehlt werden kann, oder wenn wir zum rechten Verstande davon kämen, wir würden sie hinunterjagen von ihren Brettern und uns lieber selbst hinstellen, zu singen, was uns einfiele und allen wohlgefiele, Ball schlagen, ringen, springen und trinken auf ihre Gesundheit. — Wollt ihr Sänger uns mit der Instrumentalität eurer Kehle durch Himmel und Hölle ängstigen? Denkt doch daran, daß dicht vor euch ein großes physikalisches Kabinett von geraden und krummen hölzernen und blechernen Röhren und Instrumenten steht, die alle einen höheren, helleren, dauernderen, wechselnderen Ton geben, als ihr, daß aber das Abbild des höchsten Lebens oder das höchste Leben selbst, Sinn und Wort, vom Ton menschlich getragen, auch einzig nur aus dem Munde des Menschen sich offenbaren könne. Versteckt euch ebenso wenig hinter wälschen Liedern! dem einheimischen Gefühl entzogen, seid ihr dem Fremden nur abgeschmackt. Nein, es ist kein Vorurteil der Italiener, daß jenseit der Alpen nicht mehr italienisch gesungen werde, daß selbst nationale Sänger ihren reinen italienischen Gesang in der Fremde verlieren. Denkt auch daran, daß es gar nichts sagt, fremde Sprachen melodischer zu nennen, als nur daß ihr unfähig seid und unwürdig der euern! Das weiß ich wohl, die Kunstübung erbt ohne meinen Rat, wie die Pocken, in allen kränklichen Reizungen der Städtlichkeit, Philosophie und Liederlichkeit auf alle Wohlgesittete, die sich den Bart nicht scheren, wenn er lang, sondern wenn ihr Tag gekommen; nicht einheizen, wenn sie frieren, sondern wenn ihre Stunde kommt. Ja, es giebt ordentliche Register über die Kunst auf dem Rücken aller der buntjäckigen Leute, denen die alten Komödienzettel auf den Rücken geklebt sind, — ich meine die Journalisten. Wie vielmal diese Vögelscheuchen mit ihren unmaßgeblichen Meinungen sich drehen, wohin der Schlauch der Kunstspritzen sich wendet: — die Kunst wendet sich selten mit der Not unsrer Zeit zu einer reinen Thätigkeit; sie ist fast nie notwendig, sondern den meisten eine böse Angewohnheit (wie der Schnupftabak; die Leute verwundern sich, wie schnell sie den Geschmack aufgeben, wenn sie die Dose einmal in eine andre Tasche stecken). Es müßte sonderbar in ihren Winter hinein blühen, wenn ihnen so der Sinn für das Große eines Volks aufgehen sollte und für sein Bedürfnis.

Darum sind eigentlich die Künstler aller Art der Welt so überflüssig, wie sie gegenseitig ärmlich sind. Zufrieden, wenn einer sie versteht unter Tausenden, glücklich, wenn dieser eine keinen Überdruß an ihnen erlebt! Mag nur keine neue Völkerwanderung kommen! — was würde von dem allen bleiben? — sicher keine atheniſche Ruinen!

Wir ahnen es schon hier, was wir, unsrer Geschichte nachgehend, so allgemein durchgreifend fanden: es wird wohl ein sehr allgemeines Verhältnis zur früheren Geschichte ihm Grund legen. Denken wir dem nach auf dem dunklen schwankenden Schiffe der Gedanken, sehen wir uns um nach den Wunderblumen, nach den Wasserlilien, welche die fernen Küsten umgaben! Da sehen wir nur eine Stelle erleuchtet, dahin sieht des Steuermanns Auge: es ist die Windrose, sie schwebt fest und wandellos und führt uns wohl weit weg! Die Erde ist umschifft, wir haben kein heimliches Grauen mehr vor dem Weltende; es liegt fest und sicher vor uns wie unser Tod. Es ist in aller Welt ein Verbinden getrennter Elemente, welche die innere Kraft jedes Einzelnen schwächt, nur mit höchster Anstrengung jedes Einzelnen glücklich beendigt werden kann. — Vielleicht mag dies bloß allgemein sein, und darum gar nichts, aber so ist der Übergang immer von sich zur Welt; ich will ihn wenigstens nicht verschweigen, vielleicht daß einer ihn mit mir fand. — Zunächst hängt wohl dieses Herabsinken schönerer Bildung mit einer allgemeinen großen Erscheinung der vorigen Jahrhunderte zusammen, ich meine, mit dem allgemeinen Klage- und Elendwesen. Dieses sonderbare Bewußtsein — wie ein Träumender läßt es das Glück aus der Hand fallen, weil ihm träumet, es falle, er müsse darnach greifen, und nun hält er Glück und Traum für nichts, weil es ihm nicht fortdauert. Als vorzeiten die Flagellanten in Selbstgeißelung wehklagend durch alle Straßen den Strom der Vorübergehenden in ihren Ton hineinrissen, so verstummte in dieser späteren Selbstpeinigung der Furcht noch einmal aller edle Gemütston. Die Regierungen glaubten es ihre Pflicht, diesen Jammer zu stillen, statt ihn in sich ausgehen zu lassen; aber sie waren demselben Zeitgeiste unterworfen; statt einer höheren Thätigkeit machten sie gegenthätige (antipoetische) Be-

30. Flagellanten, die vom 13. bis 15. Jahrhundert herumziehenden Scharen von zur Buße ermahnenden Geißlern, die zuerst in Italien, dann überall ungeheuren Eindruck und religiöse Aufregung hervorriefen. In einer Anmerkung verweist Arnim auf die Deutsche Litteraturgeschichte von Erdwin Julius Koch, den Lehrer Wackenroders.

mühungen; das Fieber sollte sich schwächer zeigen, indem sie die gesamte Kraft des Körpers minderten; von dem Zwecke des Fiebers hatten sie keine Vorstellung — es war ihnen ein Mißverhältnis, weiter nichts. Die notwendigen Lasten des bürgerlichen Vorteils wurden Einheimischen wie Fremden versteckt und heimlich; das Regierungswesen schien daher den Regierten dunkel und sündig. Noch mehr, es wurden ihnen Grenzen des Notwendigen gesetzt; man schnitt die Freude davon ab — so ward ihrem Leben aller Wert genommen; es entstand eine Sehnsucht nach dem Tode, an sich selbst der Tod, der mit seinem Knochenarm dem Lebenden eine Fallgrube gräbt. In der Liebe ist keine Furcht, sagt Johannes; es war diese Klage über die Selbstentleibung von Deutschland, wie jene der Chrimhilde, welche immer neue Verzweiflung herbeiführt. Die Spaltung war gemacht, der Keil eingetrieben; bald sollte der Staat nicht mehr für die Einwohner, sondern als Idee vorhanden sein. Manches Volk kannte seinen eignen Namen nicht mehr, und wo ein Staat sich selbst geboren, da sah man, daß die andern eigentlich nur noch Namen waren. Wie die Bäume gemalt, so die Früchte — ein durchgeführter Schein, wo eines das andere darstellte. Räte sprechen wie Krieger, Krieger wie schlaue Räte; Festungswerke waren perspektivisch angelegt, Grenzen der Menschheit mit Wasserstraßen gezogen, über die gelegentlich jeder anstellige Hund hinüberschwimmt. Der Mensch ward Eigentum der Dinge dieser Welt. Dieses Elendsein wurde so auffallend wie aus wurmstichigem Holze der gelbe Staub. Allen hing es an, auch wenn nicht Splitter von demselben Holze. Die Sentimentalität war nur eine Färbung; ganz erscheint es in der kläglichen Sprache der niedern Stände vieler Gegenden. Weisheit wurde es, wie ein Unglückszeichen den freudigen Augenblick zu meiden, während seiner festesten Dauer sein Vergehen voraus zu sehen und mit der Erinnerung den künftigen hellen Blick des Glückes zu trüben: es gab noch einen helleren. Jeder wußte über sein Leben etwas zu sagen, nur hatte keiner Leben. So wurde das Leben verachtet, der Tod gefürchtet und die Genialität bei dieser Ärmlichkeit in Völlerei gesetzt.*) So war diese

*) Es würde angenehm lauten, alles durchzugehen, was zu verschiedenen Zeiten genialisch genannt worden, wo aus dem zersplitterten Geiste der lebende Baum entwickelt

12. 1. Epistel 4, 18: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. — 13. Krimhilde in den Nibelungen.

eitle Weisheit (wie die Petersburger Mägde um Schminke betteln sollen)! So wurde auf einmal die ganze Welt arm — schlechte Zeit, schlechte Sitten und Weltuntergang, verkündet in allem Frieden, in allem Überfluß, in allem Frühling! Weil keiner dem Drange seiner Natur, sondern ihrem Zwange nachleben wollte und konnte, so wurde schlecht Geld und kurze Elle in Gedanken wie auf dem Markte. Kein Stand meinte, daß er wie die Früchte der Erde durch sein notwendiges Entstehen trefflich gut sei, sondern durch einige Tauffformeln vom Zweck ihres Geschäfts. So wollte der Adel das Blut verbessern; die Kaufleute bildeten sich ein, eigentlich nur zur sittlichen Kultur der Welt zu gehören, die Grübelnden dachten, in ihren Worten sei Seligkeit; die aber, welche alles verachteten, meinten es besonders getroffen zu haben. Es ließe sich viel sagen über die allgemeinen Aspekten dieser Phänomens, — gehen wir nur in die nächste Gemäldesammlung eines alten Hauses, wie auf einmal wahre Häßlichkeit und malerische Falschheit in die Welt gekommen. Wichtiger ist es, die Wirkungen dieser allgemeinen Erscheinung im Volksliede zu beobachten: sein gänzliches Erlöschen in vielen Gegenden, sein Herabsinken in andern zum Schmutz und zur Leerheit der befahrnen Straße.*)

Da alles, wie wir sahen, klagend und gebrechlich erschien, so verloren die Regierungen alle Achtung, alles Vertrauen zu dem Einzelnen; was nicht durch allgemeinen Widerspruch und Aufruhr

wurde: kennen doch viele erst seine Festigkeit aus dem Gewichte, wodurch es zerreißt. Dem Takte nach setzte man Genie in schnelle, stoßweise, wenn gleich noch so unbedeutende Produktion, in prahlende Schwatzhaftigkeit und unvermögende Planmacherei; sein Boden schien der Schmutz jeder Art; den Vorüberziehenden mußte es seine Früchte auf den Kopf iallen lassen, in allem Sturm seine Blätter schlaff und jämmerlich senken, in der Ruhe tmmer rauschen, als wenn ein Sturm ginge. Die Vögel, die zutraulich darauf nisteten, tückisch hinunterwerfen, schnell empor in falsches unbrauchbares Holz mußte es schießen, um schnell zu fallen. Wer verwundert sich nach solchen Antichristen, Talent verhaßt, Nichtigkeit geehrt zu finden! Die Wortspielerei unserer Zeit hat Kunst und Genie einander entgegengesetzt; viel Kunst und wenig Genie, wird 1on den elendesten Nachahmereien gesagt. Keiner ist ohne Genie, wenngleich manche Werke ohne Genie sind: der eine kann die Tropfen zählen, dem andern ist's ein Platzregen, der eine steht im Nordlichte, der andere sieht's in der Ferne. Wenn Genie das Schaffende genannt werden kann, so ist Kunst die Art der Erscheinung dieses Geschaffenen. Genie ohne Kunst wäre Luft ohne Beschränkung, Kunst ohne Genie wäre ein Punkt ohne alle Dimension. Arnim.

*) Die verkehrten Versuche einiger Gutgesinnten zur Herstellung und Ermunterung des Volksliedes durch Sammlungen, die weder den niedern Ständen gefielen, noch die höheren befriedigten, übergehe ich, meine Achtung in gleichem Sinne ihrem Sinne zu bezeugen. Arnim.

32. Genie, über die vielfach wechselnden Bedeutungen des Wortes R. Hildebrands ausgezeichnete Zusammenstellung im Grimmschen Wörterbuch Bd. IV, Erste Abteilung II, 3396—3450. — 39. Gutgesinnte, der Versuch, lehrhafte Volkslieder einzuführen, wurde wiederholt von Gleim, der helvetischen Gesellschaft u. a. angestellt.

sich verdammte, das schien der Aufmerksamkeit unwürdig, und dieser allgemeine Widerspruch wurde durch drückende Verbote in seiner Äußerung selbst dem bestgesinnten Herrscher so lange unhörbar gemacht, bis seine Wut, nicht sein besserer Wille alles überschrieen hatte. Wem der Zufall zu einer wirksamen Stelle verhalf, dem glaubte man einen solchen vollständigen Volksverstand angetauft, daß sich das ganze Volk in ihm ausspreche. Freilich, wenn einer nur reden darf, so redet er immer am klügsten; die Mühe, verschiedene Sinne zu vereinigen, wie es in der Beratschlagung versucht, in der Gesetzgebung ausgeführt wird, ward ganz überflüssig dadurch; man verwunderte sich über das kinderleichte Regierungsgeschäft. Das Volk kam dahin, die Gesetze wie Sturmwind oder irgend eine andere unmenschliche Gewalt zu betrachten, wogegen Waffnen oder Verkriechen oder Verzweifeln diente. In diesem Sinne wurde lange geglaubt, viele zusammen könnten etwas werden, was kein einzelner darunter zu sein brauche. So sollte sich kein einzelner Krieger bilden; sie wurden zur Ruhe und zum nährenden Leben eingepfercht; sie mußten dem ewigen Streite gegen die Barbaren entsagen. Man wollte keinen Krieger, doch wollte man Kriegsheere; man wollte Geistlichkeit, aber keinen einzelnen Geist. So wurde das Thätige und Poetische, wo nicht die allmächtige Not alle Kräfte lüftete, im Lehr- und Wehrstande allmählich aufgehoben; nur der Nährstand konnte nicht so unumschränkt vernichtet werden, — nähren mußte sich doch jeder, so kümmerlich es sein mochte. Darum finden wir auch das neuere Volkslied, wo es sich entwickelt, diesem angeschlossen in mäßiger Liebe, Gewerb- und Handelsklagen, Wetterwechsel und gepflügtem Frühling. Aber so wenig die Glieder ohne den Magen, so wenig war der Magen ohne die andern Glieder in jener uralten Fabel; auch der Nährstand wurde enger, freudenleerer, bedürftiger, befangener in dem Herkommen; nirgend leisteten Feld-, Haus- und Werkarbeit, die Notdurft des Menschen, wie's ihre Bestimmung, mit geringerer Not zu bestreiten. Die Scheidung zwischen Freude und Bedürfnis war einmal gemacht. Es ist das Eigentümliche des Bösen wie der Krankheit: wo es erscheint, da erscheint es ganz, in ganzer Thätigkeit. Das Gute hingegen und die Gesundheit wie Sterne dunkeler Nacht wird selten sichtbar; dafür leuchtet

29. Fabel, von Menenius Agrippa der römischen Plebs bei ihrem Auszug auf den hl. Berg mit Erfolg erzählt, in Shakespeares Koriolan I, 1, 99—153 verwertet.

sie ewig, während der fliegende feurige Drache in Funken zerstiebt. Die Bauern mochten klagen, daß ihnen alle Freude milder Gabe genommen, die singenden frommen Bettler wurden wie Missethäter eingefangen und gefangen gesetzt; verkappt, still und heimlich mußte nun Armut umherschleichen. Wenigstens hätte das doch eine aufrichtige öffentliche Untersuchung erfordert, ob wir auf der Bildungsstufe uns befinden, wo *sein eigner Herr nicht sein kann, der sich nicht selbst ernähren kann.* Vielleicht würde sich finden, daß keiner mehr sein eigner Herr, daß alle bereits eingefangen sind in einem großen Arbeitshause: wozu also das Arbeitshaus im Arbeitshause? — Ich greife unter dem Vielen nur heraus, was mir am nächsten. — Wo es Volksfeste gab, da suchte man sie zu entweihen durch Abnehmung alles lebendigen Schmuckes oder durch ungeschicktes Umfassen, wobei sie ihn zerbrachen, oder bis sie gefährlich schienen in übler Nachrede Schauspiel, Gaukelspiel und Musik, wie die Stadt sie zur Versöhnung für ihre Einkerkerung braucht, und das Land, wie es sich daran freut in dreitägiger Hochzeit, in taggleichen nachtgleichen Kirmes — alles dies wurde Eigentum einzelner, um es besteuern zu können, und durch den einen Schritt einem strengen, äußern Drange, einer fremden Bestimmung, einem Stolze unterworfen, als wäre solche Lust etwas für sich, ohne die, welche sie hören, als wären sie Meistergilden wie jene Alten.*) Neue Feste konnten unter den Umständen so wenig als neue Sprüchwörter allgemein werden; die Roheit äußerte ihr überflüssiges Leben in privilegierter Unzucht. Freude und Geist blieben in einzelnen Kreisen verschlossen, ein Spott gegen die andern und selbst verspottet; die bestehenden öffentlichen Vergnügen, Maskenbälle, Vogelschießen, Einzüge wurden meistens anteillosere Formen, wie alte heilige Christbäume armer Familien, immer wieder beleuchtet, immer dürrer in Blättern. Die Volkslehrer, statt in der Religion zu erheben, was Lust des Lebens war und werden konnte, erhoben schon früh gegen Tanz und Sang ihre Stimme: — wo sie durchdrangen, zur Verödung des Lebens und zu dessen heimlicher Versündigung; wo sie überschrieen,

*) Sie tragen viele vortreffliche Instrumente bei sich, warum verachten sie Landesinstrumente wie den Dudelsack? Den Hochländern nahm man das Schwert, weil sie gewöhnlich das Gewehr wegwarfen und damit fochten; auf den Schiffen weiß man es jetzt wieder zu gebrauchen. Arnim.

18. Kirmes, mitteldeutsche Kürzung für Kirchmesse.

zum Schimpf der Religion. Der Nährstand, der einzig lebende, wollte thätige Hände, wollte Fabriken, wollte Menschen, die Fabrikate zu tragen; ihm waren die Feste zu lange Ausrufungszeichen und Gedankenstriche; ein Komma, meinte der, hätte es auch wohl gethan. Noch mehr, seine Bedürftigkeit wurde den andern Ständen Gesetz (sie mußten alle zur Gesellschaft medizinieren). Weil der Nährstand eines festen Hauses bedarf, so wurde jeder als Taugenichts verbannt, der umherschwärmte in unbestimmtem Geschäfte, als wenn dem Staate und der Welt nicht gerade diese schwärmenden Landsknechte und irrenden Ritter, diese ewige Völkerwanderung ohne Grenzverrückung, diese wandernde Universität und Kunstverbrüderung zu seinen besten, schwierigsten Unternehmungen allein taugten. Es ist genug träger Zug im Menschen gegen einen Punkt; aber selten ist die Thätigkeit, welche durch Einöden zieht und Samen wunderbarer Blumen ausstreut, zu beiden Seiten des Weges, wo er hintrifft, allen gegeben wie der Tau, wie der Regenbogen; doch wo er, vom Winde getragen, hinreicht, da endet die unmenschliche Einöde; es kommen gewiß, die sich unter den Blumen ansiedeln, um aus ihnen Lust und Leben zu saugen.

Warum zieht es uns in Büchern an, was wir von den ersten Entdeckungsreisen, von den Weltfahrten, von ziehenden Schauspielern, insonderheit was wir von dem wunderbaren Wandel des Zigeunerreichs lesen — im Kriege echte Soldaten, im Frieden zutrauliche Ärzte (dessen die gelernten sich jetzt fast alle entwöhnt)? Ich erinnere mich noch ihrer nächtlichen Feuer im Walde, wie sie mir aus der Hand wahrsagten: und sagten sie mir etwas Gutes, so sage ich wieder Gutes von ihnen. Wie die kleinen Zwerge, wovon die Sage redet,*) alles herbeischafften, was sich ihre stärkeren Feinde zu Festen wünschten, sich selbst mit Brotrinden des Mahles begnügend, aber einmal für wenige Erbsen, die sie aus Not vom Felde nächtlich ablasen, jämmerlich geschlagen

*) Otmars Volkssagen. Bremen 1800 S. 327. Eine Sammlung aus einem kleinen Flecken von Deutschland, die bis auf einzelne Zusätze und Wortüberfluß als Muster ähnlicher aufgestellt werden kann. Es ist wie eine neue Welt schöner Erfindung, aber von den meisten vergessen, weil es weder Veilchensyrup noch Teufelskost, sondern weil es uns führt zu den Veilchen, auch wohl in die Behausung des Teufels. Arnim.

23. Zigeunerreich, von Arnim selbst in der Erzählung „Isabella von Ägypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe" phantastisch geschildert. — 25 f. Goethes Darstellung des Zigeunerlagers im „Gottfried von Berlichingen", Nat.-Litt. Bd. 89 S. 80 war damals noch ungedruckt. — 32. Otmar, vgl. Deutsche Sagen der Brüder Grimm Nr. 153 und 154 „Der Abzug des Zwergvolks über die Brücke".

und aus dem Lande verjagt wurden, wie sie da nächtlich über die Brücke wegtrappelten, einer Schafherde zu vergleichen, wie jeder ein Münzchen niederlegen mußte, und wie sie ein Faß damit füllten: so danken wir die mehrsten unsrer Arzeneien den Zigeunern,*) die wir verstoßen und verfolgt haben. Durch so viel Liebe konnten sie keine Heimat erwerben! —

Auch die hellen Triangel der böhmischen Bergleute klingen den Kindern nicht mehr, am Leitbande darnach zu treten; die treuen heil'gen Drei Könige begrüßen sie nicht mehr! — Aber was rede ich von Kindern, während die Politiker zehnmal in einer Viertelstunde zwischen Aufklärung und Verfinsterung die Welt wenden lassen, weil es in ihre Köpfe aus allen Ecken hineinbläst, den alten Staub zu heben und wegzutreiben; vielleicht ist in der Zeit anderes geschehen, was nicht bemerkt wurde, eben weil es geschah! — Das Wandern der Handwerker wird beschränkt, wenigstens verkümmert, der Kriegsdienst in fremdem Lande hört ganz auf, den Studenten sucht man ihre Weisheit allenthalben im Vaterlande auszumitteln und zwingt sie voraus, darin zu bleiben, während es gerade das höchste Verdienst freier Jahre, das Fremde in ganzer Kraft zu empfangen, das Einheimische damit auszugleichen. Dafür wird dem Landmann gelehrt, was er nicht braucht, Schreiben, Lesen, Rechnen, da er wenig Gutes mehr zu lesen, nichts aufzuschreiben, noch weniger zu berechnen hat. In der Stadt macht die körperliche Übung drückender geistiger Anstrengung Platz, um Kinder in die Plätze der Männer einzuschieben. Es mag verkehrt sein,**) wie zuweilen die Alten in den Schulen be-

*) Ihr Lehrling war Paracelsus. Arnim.

**) Wenn ich es verkehrt nenne, wie die Alten in vielen Schulen betrieben, so ist es meine Erfahrung. An allen Orten des Altdeutschen war nichts, des Lateins zu viel, des Griechischen zu wenig. Verkehrt nenne ich der Annäherung-Schulen nationale Geschichte, das Eigenste des Volks den Alten nachzubilden, da doch diese nur wegen dieser erschöpfenden Nationalität vortrefflich sind. Bis jetzt sind unsre Chroniken unsre einzigen Historiker, alle andern in konventioneller Ziererei und Ansicht versunken, und diese werden in Schulen ebenso wenig zugelassen als die nationalen epischen Gedichte; ja, es möchte den meisten Schulmännern sehr wunderlich noch vorkommen, wenn ich ihnen die Volkslieder als lehrreicher zur Deklamation als alle Hallerschen Gedichte aufstellte. Aber wie die Jungen in unsrer Zeit ganz alt unter einander thun müssen, um in die Gesellschaft der

7. Böhmische Bergleute im 5. Kap. von Novalis' „Heinrich von Ofterdingen". — 9. Die alte überall verbreitete Sitte der, meist von umherziehenden Kindern, gesungenen Dreikönigslieder und -Spiele. — 27. Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, 1493—1541, trotz alchemistischer Sonderbarkeiten ein verdienstvoller Reformator der medizinischen Wissenschaft in allen ihren Zweigen; vgl. J. Kerschensteiner, „Zum Gedächtnisse an Theophrastus Paracelsus". Salzburg 1881. Für Dr. Faust in den „Kronenwächtern" hat Arnim Züge von Paracelsus verwertet. — 36. Albrecht v. Haller, Nat.-Litt. Bd. 41 II.

handelt worden; aber Wahnsinn ist es, während die Gebildeten sich ihrer als Meister rühmen und Eltern aus Gewohnheit ihnen wohl wünschen, daß unwissende Vorsteher diese einzige uns übrige feste historische Wurzel ausreißen. Sind denn Kinder Kartenblätter, die thörichte Spieler einander an den Kopf werfen? — Was erscheint, was wird, was geschieht? — Nichts? — Immer nur die Sucht der Bösen, die Welt sich und alles der Nichtswürdigkeit in der Welt gleich zu machen, alles aufzulösen, was enger als ein umzäuntes Feld an den Boden des Vaterlandes bindet. Der Gedanke, es ist derselbe Boden, auf dem wir in Lust gesprungen: — wer so denkt, wird fest und herrlich sich und seinen Nachkommen bauen; wem aber die Baukunst fehlt, dem fehlt ein Vaterland. Wer nun fühlt, daß seinem bessern Leben ein Vaterland fehlt? Geh in die Komödie, sagt mancher, da ist poetischer Genuß, da singt's und klingt's! — Aber was ist das, poetischer Genuß? — Wo das Wesen dem Leben ausgegangen, da sendet es einen Schatten zu unsrer Furcht, daß wir uns selber nicht vergessen. So ist unser Schauspiel vom wahren Volksschauspiel ein fratzenhafter Schatten; und kein Volksschauspiel kann entstehen, weil es den Künsten kein Volk giebt; die äußere Not hat sie verbunden, nicht innere Lust, sonst wäre ein Volk, so weit man deutsch am Markte reden hört. Wisset, Künstler sind nur in der Welt, wenn sie ihr notwendig sind; ohne Volksthätigkeit ist kein Volkslied und selten eine Volksthätigkeit ohne dieses, es hat jede Kraft ihre Erscheinung, und was sich vorübergehend in der Handlung zeigt, das zeigt in der Kunst seine Dauer beim müßigen Augenblicke. Kritik ist dann ganz unmöglich. Es giebt nur Bessermachen und Anerkennen, nichts ganz Schlechtes. Unendlich viel läßt sich dann in der Kunst thun, wenig darüber sagen; denn sie spricht zu allen und in allen wieder; kein Vorwurf ist dann das Gemeine, so wenig es den Wäldern Vorwurf ist, daß sie alle grün; denn das Höchste, das Schaffende wird das Gemeinste, der Dichter ein Gemeingeist, ein spiritus familiaris in der Weltgemeine. —

Alten geführt zu werden und in aller Schlechtigkeit sich früh abzuglühen, so impft man ihnen einen ästhetischen Ausschlag früh ein, die natürliche Verehrung und das Gefühl dessen zu unterdrücken, was wir selbst nur im glücklichen Augenblicke hervorzubringen vermögen. So möchte freilich mancher dieser Knaben mit edler Herablassung dieser Lieder lächeln. Arnim.

33. spiritus familiaris, Hausgeist.

Daß aber Volksthätigkeit wirklich fehle, wer zweifelt? Es fehlt an Krieg, es fehlt an Frieden; eine unerschwingliche Last wälzt sich den Söhnen auf! — Daß ich klage, werden Sie sagen, was ich selbst als die höchste Lästerung des Jahrhunderts angeklagt; wer kann sich freimachen allein? aber drein wettern möchte ich können mit Fluch und Blitz. „Blau Feuer!" sagte der wackere Schärtlin, „alle Kopisterei und Kortisanei zerrissen, — wir würden alle reich!" Seit ich denken kann, merke ich einen immer langsamern Gang menschlicher Thätigkeit; wie die Stunden der Ruhe und Nahrung einander verdrängen und beeinträchtigen, so haben alle Leidenschaften und Liebhabereien ihre kürzere Periode, geringeren Grad; die meisten springen von ihrem Geschäfte ab wie dürres Holz vom Herd; ja, viele dringen nie bis zu der Einigkeit der Welt mit sich vor, wo Eines sie erfüllen und befriedigen kann; das sind die sehnenden, wähnenden Embryonen von Menschen; wenigen ist Jugend, wenigen Alter. Wie die Balken unsrer Decken heutiges Tags von einem sonst unbekannten Schwamme verschwächt werden, so werden die Menschen um uns plötzlich hohl und leer, da sie noch kaum angefangen, zu tragen und zu stützen, zu leisten und zu streben. Wo seid ihr versunken? Ihr liegt verloren im Allgemeinen, im Weltmeere mit tausend Schätzen. Den Störchen möchte ich zuwinken: Bleibt weg! holt keinen aus dem großen Wasser auf die Welt! er sehnt und treibt sich doch wieder hinein, wie es auch ebbend vor seinem Fuße fliehen mag. Aber es giebt nur einen Teufel und viel Engel; ist wohl noch Rettung, ist die Wahl nur eure Qual? — Ob sich etwa die Welt ausruht zum Außerordentlichen? Das Spekulieren, was so ernsthaft genommen wird, macht es wahrscheinlich; denn dies ist der Traum der Thätigkeit; nur der Morgenträume sind wir uns bewußt. Wenn ich abends im Wintersturm beim Schauspielhause*) vorüberziehe, wo Licht und Leben erloschen, denke ich wohl, die stille Uhr über den lang-

*) Dies bezieht sich auf den eigentümlichen sargartigen Bau des neuen Berliner Schauspielhauses; an andern Orten haben sie vielleicht die Form nicht, aber denselben toten Inhalt. Wie viele haben auch nicht die Uhr über der Scene, aber dieselbe Langeweile! Arnim.

7. Sebastian Schärtlin v. Burtenbach, 1496—1577, Freund von Frundsberg und hochangesehener Feldhauptmann, der auch im Schmalkaldischen Kriege eine ehrenvolle Thätigkeit auf protestantischer Seite entwickelte; Arnim läßt ihn im zweiten Teile der „Kronenwächter" auftreten. Holzschuher und Hummel, „Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Schertlin v. Burtenbach" 1777 und 1782. II.

wierigen Stunden wird einmal anschlagen, der hohe Deckel sich eröffnen vom Sarge, die Larve wird durchbrochen von einem bunten Chor, die neue Bande aufsteigen, ausfliegen durch das Land, fliegen auf allen Tönen, alle erwecken, die schon schlafen gegangen! Das Eis hält lange, ehe es bricht, und trägt viel; aber wer nur einmal über das glatte Eis durch alle wunderbare Bahnverschlingungen seiner Vorläufer fest dahingefahren, wo seine Augen den Schein der Sonne vor sich her springen sahen: er ahnet das freudige Leben im freien Strom — zu schwimmen darin, zu segeln darauf, hindurchreiten dem rauchenden Hirsche nach, dann ausruhen im Grünen an seinen Ufern, die Sterne darin zu sehen, — kommen und untertauchen in ewiger Spiegelung. Ja, wer nur einmal im Tanze sich verloren und vergessen; wer einen Luftball ruhig wie die Sonne emporziehen sah, den letzten Gruß des Menschleins darin empfing; der, jemals vom jubelnden Taktschlage der Janitscharen hingerissen, einen Feind gegen sich, den mutigen Freund neben sich glaubte; der die Reiter auf Wolken gegen sich ansprengen sah, unwiderstehlich wie ein Trompetenstoß den mächtigen Strom hemmte, oder etwa gar im Sonnenscheine einer Kriegsflotte Ankerlichten sah, wo wenige Augenblicke hinreichen voll Weben und Leben auf Masten und Stangen, diese goldenen Schlösser und Galerien, alle wie Flossen eines Fisches ruhig in das luftbegrenzte Meer hinschwinden zu sehen, alles Dinge, die uns umgeben, uns begegnen: — der muß an eine höhere Darstellung des Lebens, an eine höhere Kunst glauben, als die uns umgiebt und begegnet, — an einen Sonntag nach sieben Werktagen,*) den jeder fühlt, der jedem frommt. Und wären sie tausendmal nicht gehört, es dürfen nur einmal, wenn dieser Tag gekommen und diese Morgenstunde, alle Türmer herunterposaunen zu dem Liede der Schüler, zu den Glocken: wie sanft wir auch ruhen, wir werden doch lieber erwachen; da wird alles aufspringen, da wird die Last sich heben wie die Anker bei dem einfachen Liede der Matrosen, wenn sie nur alle zusammen singen. Was ich hoffe, ist kein leerer Traum; die Geschichte hat es so oft bewährt, wie das reine Streben der Menschen in gewissen Perioden siegend

*) Der gewöhnliche Sonntag wird jetzt auch in die Arbeit hinein gerissen; darum sieben Werktage! Der Kalender ist wirklich nicht in Frankreich allein geändert. Arnim.

37. Kalender, die Einführung der Dekade u. s. w. während der französischen Revolution.

und singend hervortritt, wie Kunstwerke gefunden, erfunden und höher verstanden werden! Wer kann sich enthalten, zu glauben, wenn er in eine heiße Glashütte tritt, wo einige rote Netze um ihn ziehen, andere mächtig das Glas für ihn aufblasen, was da aus dem roten Feuer durchsichtig werde, sei ein Jubelbecher, ihn im heißen Netze zu kühlen; und ist es nun gekühlt, so ist es ein elendes, gebrechliches, zitterndes Singglas, kein Glas, wobei er singen kann. Es sind der Singgläser doch endlich genug gemacht; wir werden endlich alle zusammenschlagen zum Pokal! Bricht aus den Springkugeln dazu die Spitze, daß sie zu Staub zerfallen, in dem die große Zahl der Dichter, Schauspieler und Sänger lange schon scheinlebend umherverkauft wurde? — Hört nur, wie die Zugvögel schön singen dem neuen Frühling; da ziehen schon die wackern Handwerksgenossen mit Bündel und Felleisen in langen Reihen über den Weg; wie sie zusprechen bei ihrem Zeichen; wie die Fensterscheiben und das goldene Schild vom echten Grundbaß erzittern: wo sie singen, ist keine Halbstimmigkeit, wo Deutsche gebraucht werden, von London bis Moskau und Rom, kein halbsinniges Lied.

„Frisch auf, ihr Bursche! wandert mit,
Holt Bündel und Felleisen!
Doch eh wir mit dem letzten Schritt
Der Stadt den Rücken weisen,
Schenk, Mädchen, uns noch Kuß und Wein,
Drauf mit der Sonn zu reisen!"

Liebesrose, Lied 18.

Es ist mir wohl begegnet im Herbste, wenn schon alles fast still und abgefallen, einen dichten krausen Baum mit sich umrungenen Ästen, von Staren wie durchdrungen, klingen und gleichsam auffliegen zu sehen; so sangen mir deutsche Handwerker lüftend ins Herz bei dumpfer Nachtluft holländischer Kanäle; ein kleines Segel flatterte von ihrem Gesange, an bunten Bändern schien das Schiff schneller fortgezogen. Wer hat so etwas nicht öfter erlebt, und sei es auch nur im Traume? So hörte ich auch über die Londonbrücke hannöversche Flüchtlinge: „Ein freies Leben" — hinsingen, als ich mit Sehnsucht nach meinem Vaterlande den Wasserspiegel

34 f. Londonbrücke, die alte und noch heute Hauptbrücke über die Themse; Arnim war 1803 in England; im Juli 1803 war das hannoveranische Heer von den Franzosen aufgelöst worden. — 35. Ein freies Leben, Schillers Räuberlied, Nat.-Litt. Bd. 120 S. 105.

herabsah; da schien mir auch jener Boden befreundet mit seiner zornigen roten Abendsonne. — Noch nicht ganz erdrückt von der ernsthaften Dummheit, die ihr aufgebürdet, lebt euch das fröhliche gesangreiche Symbol des werkthätigen Lebens, die Freimaurerei. Noch stehen mitten inne als Künstler und Erfinder der neuen Welt die herrlichen Studenten; sie heften die höchsten Blüten ihrer frischen Jahre sich an den bezeichnenden Hut und lassen die farbigen Blätter hinwehen weit über Berg und Thal und in die Wasser. — Auch die Bänke der rauchenden Wachtstuben werden nicht immer von den Musen gemieden, und wenn sie auch zuweilen nicht hinein können, so sehen sie doch nach ihrem Lieblingssitz durch die Fenster: wenn die überwachte Schildwache nachts ein schauerliches Anschlagen der Gewehre hört, sie spielen mit den blanken schnellfertigen, lebendigen Gewehren. Es wird eine Zeit kommen, wo die drückende langweilige Waffenübung allen die höchste Lust und Ehre, das erste der öffentlichen Spiele, höchste Kraft und Zierlichkeit zu einem Tanze verbunden ausdrücket. Für jede Thätigkeit giebt es einen Preis; wer diesen kennt, hat jene. Wer hat es erlebt, was den Schwindelnden auf glattem Stege hält? — unter ihm brauset der Strom, Felsen und Bäume drehen sich über ihm, — ein mächtiger Marsch hält ihn, fällt er ihm zur rechten Zeit ein, und aller Schwindel verschwindet wie die Tritte hinter seinem Rücken. So begreift man Taillefers Gesang, der in jener berühmten Schlacht bei Hastings England für Wilhelm eroberte, indem er die unerschütterliche Ordnung der Sachsen durchschrie. So mag auch wohl die Macht der runischen Verse gewesen sein. Wir begreifen nun leicht, wie unsere gebildeteren Zeiten bei der Vernachlässigung des ärmeren Lebens (denn das sind die unteren Klassen jetzt) so viele leere Kriegslieder entstehen sahen, während jeder der früheren deutschen Kriege in dem gemeinsamen Mitwirken aller zu großer That herrliche Gesänge hervorrief. Wer hat es je vor- oder nachgedichtet, was Zincgref aus

16. Ehre, Arnims Worte sind wie ein Vorklang der Scharnhorstischen Heeresreform. — 23. Taillefer, jetzt durch Uhlands Ballade (1812) allgemein bekannt. Die Quelle der Geschichte ist die normannische Reimchronik von Wace. — 24. Wilhelm der Eroberer besiegte die Angelsachsen bei Hastings am 14. Oktober 1066; Taillefer sang dabei aus dem Rolandslied. — 26. Runen, vgl. Nat.-Litt. Bd. 1 S. 13—22. — 32. Zinkgref, Jul. Wilhelm, mit Opitz befreundetes Mitglied des Heidelberger Dichterkreises, gab 1624 als Anhang zur Straßburger Opitzausgabe „underschiedliche außgesuchte Gedichte anderer mehr teutschen Poeten“ heraus und darin als Schlußgedicht seine „Vermanung zur Dapfferkeit“ (Halleische Neudrucke 1879 XV, 62). Arnim giebt einen etwas veränderten Text.

aller braven Landsknechte Mund im öden dreißigjährigen Kriege lehrend uns zu Gemüte führt:

„Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse!
Schlag ritterlich darein, dein Leben unverdrossen
Fürs Vaterland aufsetz, von dem du frei es auch
Zuvor empfangen hast; das ist der Deutschen Brauch.
Dein Herz und Auge laß mit Eifers Flamme brennen,
Kein menschliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es weht von deinem Haupt die Fahne bald hinweg,
Der Jugend Übermut, der Unordnung erweckt.

„Kannst du nicht fechten mehr, du kannst mit deiner Stimme,
Kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmut,
Nur wünschend, daß du teu'r verkaufen mögst dein Blut.*)
Im Feuer sei bedacht, wie du das Lob erwerbest,
Daß du in männlicher Postur und Stellung sterbest,
An deinem Ort bestehst fest mit den Füßen dein,
Und beiß die Zähn zusamm und beide Lefzen ein!

„Daß deine Wunden sich lobwürdig all befinden
Da vorne auf der Brust, und keine nicht dahinten,
Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewundernd zier,
Dein Vater im Gesicht dein ernstes Leben spür.
Mein Sohn, wer Tyrannei geübriget will leben,
Muß seines Lebens sich freiwillig vor begeben;
Wer nur des Tods begehrt, wer nur frisch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn."

Ja, wir fühlen es, wie die Sprache unter dem gewaltigen Triebe in solchen Punkten sich weitet; wir sehen dagegen die ruhige sinkende Erde asiatischer Steppen in der stillen Versteinerung (Steinfermentation) allmählich allem lebenden Eindrucke sich verschließen; jene Freiheit alter Sprache, die Starrheit der heutigen — sie sagen mehr, als ich sagen mag. Doch dieses wie so manches andere wunderbare Lied ist aus den Ohren des Volkes verklungen, den Gelehrten allein überblieben, die es nicht ver-

*) Bei dem teuren Blutverkaufen der alten Landsknechte ist die Vergleichung mit den heutigen von Land zu Land sich stehlenden und angeworbenen Soldaten sehr traurig; jene kannten ganz den Wert ihres Lebens, ließen es sich wohl bezahlen, dienten ihre Zeit mit Ehre, dem Tode mit Bewußtsein; — diese stürzen sich für einen frischen Trunk in einen frischen Rock und sehen beim Eintritt in das Thor, wie sie hinauslaufen können, wenn der Krieg sie überrascht, als welchen sie gar nicht ansehen mögen Arnim.

stehen; alle Volksbücher sind so fortdauernd bloß von unwissenden Spekulanten besorgt, von Regierungen willkürlich leichtsinnig*) beschränkt und verboten, daß es fast nur ein Zufall oder ein hohes Schicksal, wie uns so manches Wunderschöne in diesen Tagen angemahnt hat, zu fühlen und zu wissen, zu ahnen, zu träumen, was Volkslied ist und wieder werden kann, das Höchste und das Einzige zugleich durch Stadt und Land.**) Aber in den Gelehrten, wie sie vom Volke vergessen, liegt gegenseitig der Verfall des Volks, das tiefere Sinken der Gemüter, die Unfähigkeit, mit eigenwilliger froher Ergebenheit zu dienen und mit unbesorgtem allgemeinen Willen zu befehlen, ja bis zur Unfähigkeit des Vergnügens — was die tiefste Entartung andeutet, die fast aufgegebene Freiheit des Lebens. — Die Gelehrten indessen versaßen sich über einer eigenen vornehmen Sprache, die auf lange Zeit alles Hohe und Herrliche vom Volke trennte, die sie endlich doch entweder wieder vernichten oder allgemein machen müssen, wenn sie einsehen, daß ihr Treiben, die Sprache als etwas Bestehendes für sich auszubilden, aller echten Bildung entgegen ist, da sie doch notwendig ewig flüssig sein muß, dem Gedanken sich zu fügen, der sich in ihr offenbart und ausgießt; denn so und nur so allein wird ihr täglich angeboren, ganz ohne künstliche Beihilfe. Nur wegen dieser Sprachtrennung in dieser Nichtachtung des besseren poetischen Teiles vom Volke mangelt dem neueren Deutschlande großenteils Volkspoesie; nur wo es ungelehrter wird der allgemeinen Bildung durch Bücher, wenigstens überwiegender in besondrer Bildung, da entsteht manches Volkslied, das ungedruckt und ungeschrieben zu uns durch die Lüfte dringt wie eine

*) Es wäre mir leicht, einige zu nennen, bei denen recht gute kräftige alte Bücher verboten, die seichtesten dafür eingeführt, doch hilft das nichts; vielleicht hilft ihnen diese Betrachtung, um schlechte moralische Komödien-Lieder und Schriften dem Volke nicht weiter aufzudringen, daß keiner über das Heiligste schlecht schreiben kann, der nicht selbst schlecht ist; sie werden dann auch den Widerstand des Volks gegen neue Gesangbücher verstehen lernen. Arnim.

**) Warum Tieck vor allen früheren Bearbeitern und Herausgebern ein unsterbliches Verdienst zukommt, das wird jedem mitfühlenden Leser seine herrliche Einleitung zu den Lalenbürgern bewähren; nicht Neugierde, sondern reiner Sinn für ihren Wert bestimmte ihn; er hielt das Große vom Gemeinen frei. Ich würde der beiden Jahrgänge des von Nicolai besorgten Feinen Almanachs mit Lob erwähnen, wenn nicht durch die angehefteten schlechten Späße, wunderliche Schreibart und Ironie gegen Herder die Wirkung dieser schätzbaren Sammlung aufgehoben worden. Arnim.

36. Lalenbürger, Nat.-Litt. Bd. 114 I S. IX. — 38. Fr. Nicolais kleyner feyner Almanach 1777 und 1778. Berliner Neudrucke. Erste Serie Bd. 1 und 2; Nat.-Litt. Bd. 72 S. 206.

weiße Krähe; wer auch gefesselt vom Geschäfte, dem läßt sie doch den Ring niederfallen des ersten Bundes. Mit wehmütiger Freude überkömmt uns das alte reine Gefühl des Lebens, von dem wir nicht wissen, wo es gelebt, wie es gelebt, was wir der Kindheit gern zuschreiben möchten, was aber früher als Kindheit zu sein scheint und alles, was an uns ist, bindet und löst zu einer Einheit der Freude Es ist, als hätten wir lange nach der Musik etwas gesucht und fänden endlich die Musik, die uns suchte! —

Es wird uns, die wir vielleicht eine Volkspoesie erhalten, in dem Durchdringen unserer Tage, — es wird uns anstimmend sein, ihre noch übrigen lebenden Töne aufzusuchen; sie kömmt immer nur auf dieser einen ewigen Himmelsleiter herunter; die Zeiten sind darin feste Sprossen, auf denen Regenbogen-Engel niedersteigen; sie grüßen versöhnend alle Gegensätzler unsrer Tage und heilen den großen Riß der Welt, aus dem die Hölle uns angähnt, mit ihrem Zeigefinger zusammen. Wo Engel und Engel sich begegnen, da ist Begeisterung,*) die weiß von keinem Streit zwischen Christlichem und Heidnischem, zwischen Hellenischem und Romantischem; sie kann vieles begreifen, und was sie begreift, ganz und rein. Ein Streit des Glaubens wird ihr Wahnsinn, weil da der Streit aufhört, wo der Glaube anfängt; noch wahner der Streit über Kunst,**) welche nur ein Ausdruck des ewigen Daseins. Wo Kugel auf Kugel trifft, da sinken beide einträchtig zusammen, wie die Hexameter zweier Homeriden. — Wen die Musik nur einmal wirklich berührt, den drängt und treibt sie,

*) Sie weiß nichts davon, daß die Alten das Schöne gesucht und die Neuen das unterlassen. Ob es wohl einer kann lassen, das Schöne nicht zu finden, oder es kann finden, wenn er es sucht! Alles, was mit Lust im Gemüte sich aufthut und findet, ist schön, sei es Himmel oder Hölle; nur das Zufällige ist häßlich: aus kindischen Strichen wird nie ein Apollokopf, und ein Maler, der aus willkürlichen Punkten Gruppen zeichnet, macht höchstens eine Klingenprobe seines Genies, so der Dichter aus Endreimen. Der Maler benutzt, was ihm die Erfahrungen über die Farben geben, der Farbe in seinem verschlossenen Auge sich zu nähern, der Dichter, was ihm die Sprache giebt, schaffend im widerstrebenden Stoff; der Reimer legt witzig zusammen, was lange schon vorhanden, er leimt eine Blume aus verschiedenen Blättern zusammen, die Fugen nennt er Originalität; die Leute verwundern sich erst darüber, dann sehen sie, daß alles daran welkt. Arnim.

**) Assonanz und andere Äußerungen der Spracheinigung sind den Gebildeten bis auf unsre Zeit fremd gewesen, von den simpeln Recensenten verspottet, von ihren Freunden geheimnisvoll angepriesen; das Volkslied hat sie ohne Anmaßung, erkennt sie ohne Zwang und zeigt sogar ihren bessern Gebrauch in Werken, die nicht für die Assonanz gewirkt sind, sondern nur in der Assonanz werden konnten. Arnim.

24. Homeriden, Träger des hellenischen Epos, Anspielung auf Fr. Aug. Wolfs Lehre über die allmähliche Entstehung der homerischen Gedichte. — 37. Assonanz, Gleichklang der Vokale statt des Reimes, zuerst von Tieck im Musenalmanach auf 1802 in größerem Umfange durchgeführt, dann von Brentano in den Romanzen vom Rosenkranz.

etwas aufzusuchen, was nicht Musik,*) worin sie ihre vorübereilende Macht binden kann. Im Altertume scheint die Musik der Plastik näher verbunden; vor den Götterbildern tönend zu erscheinen, war ein Fest, die Memnonsäule ist uns ein Symbol dafür; vielleicht war Musik ebenso in der Zeit der Malerei dieser sehr nahe; allgemeiner ist Musik und ursprünglicher (bei uns besonders an den Ufern der Donau) dem Tanze, (am Rheine) dem Worte verbunden **) Der deutsche Tanz, das einfache Zeichen der Annäherung, Verbindung und Aneignung, wächst an den Ufern der Donau bis zur reichsten inneren Bedeutsamkeit im oberösterreichischen Ländrischen; die Musik wächst und wetteifert mit ihm in hoher Erfindsamkeit, und der Sinn beschränkt sich immer fester auf die gemeinschaftliche eigne Bildung des Volks.***) Es ist nicht jene wohlige frohmütige Zärtlichkeit durch Schwaben und Österreich, die uns in den unzerrissenen Gegenden des Rheins ergreift; es ist öfter ein Spott der Liebe in der Liebe, ein Übermut, der sich verzagt stellt, ein Kind, das sich vor unsern Augen hinter einen Strauch stellt, heraus rufend: „Wo bin ich?“ So ist Melodie und auch ihr Wort, wo sie zu Worten kommt, in der Liebe (die sich selbander Einsamkeit ist), beim Weine, beim Jagdtreiben, auf Wallfahrten, oder wo das Alter die Sehnen der Füße abspannt:

„Es ist nit lang, daß es g'regnet hat,
Die Bäume tröpfle noch;
Ich hab einmal ein Schätzle g'habt,
Ich wollt, ich hätt es noch.“

*) Sie hat in der Erfindung der Harmonie ein eignes festes Haus sich erbaut, nicht in der Harmonie, wie sie in Büchern steht, sondern wie sie im Kopfe guter Instrumental-Komponisten oder solcher Tonkünstler klingt, welche die Stimme als Instrument gebraucht haben, in Kirchenmusiken. Daraus folgt aber nicht die Notwendigkeit dieser Harmonie, wo die Musik wieder im Worte gebunden erscheint. Arnim.

**) Aus einem sehr erklärlichen Mißverständnisse bei denen, die, einer der Künste nur mächtig, sich gern genügen wollten, entstand musikalische Poesie und poetische Musik; wenn aber etwas Poesie werden könnte, wäre es nicht Musik geworden, und umgekehrt. Diese beiden edlen Sinne des Geistes befinden sich dabei wie in der Fabel Storch und Fuchs bei gleicher Schüssel oder wie ein Mensch, der seine Rührung beim Schmettern der Nachtigall durch Nachbilden ihres Tons darzustellen suchte. Arnim.

***) Wie nur sehr große Künstler andre fremde Meisterwerke lieben können, so hat auch der Haufe dort eine Abneigung gegen fremdartige Musik. So lieb es mir wäre,

11. Ländler, Tanz im bayrischen und österreichischen Gebirge. — 23. Im Wunderhorn unter „Schweizerisch“ ''s isch no nit lang daß gregnet hätt'. Brentano im Tagebuch der Ahnfrau:

Es hat einmal geregnet,
Die Läubli tropfen noch;
Ich hab einmal Gott recht geliebt,
Ich wollt, ich thät es noch.

Dagegen singen wohl die Jungen:

„In dem Wasser schmalzt der Fisch;
Lustig, wer noch ledig ist!“

Was von den Sicilianern erzählt wird, die spielende Freudigkeit, in der alles zum Liede wird, und ohne die nichts ein Lied, die findet sich fast dort allein, wo ein Blatt mit Reimen, die sie an Bildern oder in Jagdbüchern absuchen,*) jung und alt erfreut. Als zwei eigentümliche Wiederklänge dieses Sinnes, welche, statt zu wiederholen, die Worte umkehren, sind die tiefgefühlten Berglieder der bayrischen und tyroler Alpen zu hören, so auch die rein witzigen Lieder, wie sie zur Zeit des Faschings in den Tanzkellern der Wiener Vorstädte umgehen, die kommen und gehen wie die Wünsche, wie die Sorgen der Zeit, ohne der Ewigkeit eingedrückt zu werden.

Vom Tanze verlassen in der Sommereinsamkeit, zu einfach anderer Kunst, singt der Hirte an den Quellen des Rheins dem ewigen Schnee zu:

„Ist noch ein Mensch auf Erden,
So möcht ich bei ihm sein.“

So klingen die Quellen des Rheins hinunter, dann immer neuen Quellen und Tönen verbunden, vom lustigen Neckar angerauscht, ein mächtiger Strom, der von Mainz mit dem weinfröhlichen singenden Main verbunden, nur geschieden von ihm durch Farbe, doppelstimmig die vergangene Zeit in heutiger Frische umschlingt, eine sinnreiche Erinnerung für uns. Staunend saß ich da unter den lustigen Zechern im vollen Marktschiffe, sah drei wunderlichen Musikern mit immer neuem Liede zu — jeder ihrer Züge eine alte ausgespielte Saite, jeder ihrer Töne ein ausgebissen Trink-

wenn der gute Geist der Zeit am Wiedermusizieren der Volkslieder sich rechtschaffen übte, so traurig ist mir, daß ich viele der besten Volksmelodien aus Unkenntnis nicht mitteilen kann, weil doch vielleicht nur eine große innere Melodie für jedes vorhanden; ob die früher oder später einem Menschen ins Ohr fällt, das kann keiner sagen; aufhorchen kann jeder. Arnim.

*) Ein trefflicher Aufsatz über Arbeits-, Handwerks-, Kinderlieder und Tanzlieder, der besonders den Unterschied zwischen dem deutschen Tanze und dem Reihentanze sowie die eigene Natur des Schleifers mit Enthusiasmus entwickelt (im Bragur III, S. 207—284), ist leider nicht vollendet; viele der dort erwähnten Lieder wünschte ich gerne ganz mitteilen zu können. Arnim.

18. Im Wunderhorn: „Des Hirten Einsamkeit. Alpenlied“. — 36. Bragur, Zeitschrift f. deutsches Altertum, hrsg. von Gräter; auch die Verse Z. 2 und 3 sind aus dem Aufsatze „Über die deutschen Volkslieder und ihre Musik“ 1791.

glas; ewig hin und zurück geht das Schiff, ihre Wiege, ihr Thron; sie sind's, die diese arme wüste Marktwelt (wie Kraut und Rüben unter einander geworfen) zu einem wechselnden, lauten und stillen Gedankenchore verbinden, daß neben ihnen die ruhigen reichern Dörfer wie unerreichbare Sterne und Monden ohne Sehnsucht, ohne Preis vorüberschwimmen. Das Wunderbare hat immer einen fremden Übergang; der Zauberstab unterscheidet sich erst von einem gewöhnlichen Stabe nur durch die Farbe. So mag auch diese Kunst uns nur vorbereiten auf jene höhere am Rheine, der, endlich ermüdet vom wechselnden Reiz, wie das Gold im Sande sich verliert. Hier zwischen den Bergen beim Ostein leben noch alle die hochherzigen Romanzen, die Herder und Elwert gesammelt,*) viel schönere noch, die eben nur selten gehört werden, weil sie nur selten wahrhaft sich fügen; sie sind in dem Munde der meisten Schiffer und Weinbauern gleich der pastorella gentil, der zingarella und ähnlichen in Italien. Wie die Jacht mit den Reisenden durch das Wasser schäumt, in jeder Uferkrümmung von den Trümmern der Vorzeit einen Wiederhall aufruft, so wechseln die Lieder, und wo sie aussteigen:

„Der Kuckuck mit seinem Schreien
Macht fröhlich jedermann;
Des Abends fröhlich reihen
Die Maidlein wohlgethan,
Spazieren zu den Brunnen,
Bekränzen sie zur Zeit;
All Volk sucht Freud und Blumen
Mit Reisen fern und weit."

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?" Italien ist entdeckt, wo der Wein reift an allen Orten. Und als ich im

*) Ungedruckte Reste alten Gesanges von Elwert. Marburg 1784. Wo er dieselben Lieder als Herder mitteilt, sind sie besser; Herder konnte sich der Kritik nicht entladen. Elwert sagt sehr klar: „Der Mensch nur, der im wehenden Abendwind den Schlafgesang der Vögel belauscht, nur der konnte in voller Wehmut zum Liebchen seufzen: Wenn ich ein Vöglein wär' und nur zwei Flügel hätt', flög' ich zu dir'. Aber es kamen andre Zeiten, und die Volkslieder erstarben in meinem Kopfe unter dem Wuste von wissenschaftlichem Unkraute. Alle Blumen in euren Gärten sind Kinder des Feldes und des Waldes. Sie hatten sanfte Farben von der Natur, aber sie luxurierten zuletzt und wurden oft grell durch überflüssigen Saft. Tausend solcher Sträußer blühen im hohen Grase; unsre Gelehrten stolpern vorbei, indem sie die hohen Felsen messen, Türme, Städte und all die großen Wunder der Natur anstaunen." Arnim.

12. Herder und Elwert, s. Einleitung. — 15. Pastorella gentil, edles Schäferlied. — 16. Zingarella, Zigeunerlied. — 20. Wunderhorn: „Frühlingsblumen" 2. Strophe. — 28. Goethes „Mignon". — 33f. Wunderhorn: „Wenn ich ein Vöglein wär'".

Mittelländischen Meere schiffte, der Schiffer sein Lied sang auf alles, was uns traf, Windstille und Seekrankheit, bis ihm der Sturm das Lied von der Lippe blies, da floß der Rhein. Ganz besonders ist es aber der Rhein, wenn sich die Winzer zur schönsten aller Ernten im alten Zauberschlosse der Gisela nachts versammeln; da flammt der Herd, die Gesänge schallen, der Boden bebt vom Tanz:

„Da droben am Hügel,
Wo die Nachtigall singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Daß die Kutt in die Höh springt.“

Viele der Singweisen deuten auf einen untergegangenen Tanz, wie die Trümmer des Schlosses auf eine Zauberformel deuten, die einmal hervortreten wird, wenn sie getroffen und gelöst. Durch die lustige Schar der Winzer zieht dann wohl ein Frankfurter mit der Guitarre; sie sammeln sich um ihn, sie staunen dem König von Thule, der Becher stürzt in den Rhein; der Ernst ihres Lebens wird ihnen klar, wie wir klar sehen in wunderbaren Gedanken durch dunkle Nacht. — Wo Deutschland sich wiedergebiert, wer kann es sagen? wer es in sich trägt, der fühlt es mächtig sich regen. — Als wenn ein schweres Fieber sich löst in Durst, und wir träumen, das lang gewachsene Haar in die Erde zu pflanzen, und es schlägt grün aus und bildet über uns ein Laubdach voll Blumen, die schönen weichen den späten schöneren: so scheint in diesen Liedern die Gesundheit künftiger Zeit uns zu begrüßen. Es giebt oft Bilder, die mehr sind als Bilder, die auf uns zuwandeln, mit uns reden: wäre so doch dieses! Doch bewährt die tiefe Kunstverehrung unserer Zeit, dieses Suchen nach etwas Ewigem, was wir selbst erst hervorbringen sollten, die Zukunft einer Religion, die dann erst vorhanden, wenn alle darin als Stufen eines erhabenen Gemüts begriffen, über das sie selbst begeistert ausfloriert. In diesem Gefühle einer lebenden Kunst in uns wird gesund, was sonst krank wäre, diese Unbefriedigung an dem, was wir haben, jenes Klagen der Zeit. Wir denken umher und werden aufmerksam, wie so vieles uns nimmer abgestoßen, wenn wir es nicht verkehrt angezogen hätten, wie der

5. Gisela, Gemahlin Kaiser Konrads II., als Mutter Herzogs Ernst von Schwaben in der Dichtung fortlebend. — 8. Zwei Lieder im Wunderhorn: „Einsiedler“, „Der verwandelte Einsiedler“. — 15. Frankfurter, Kl Brentano, Erinnerung an die gemeinsame Rheinfahrt.

größere Teil der Welt, eine fremde Atmosphäre durch unsere Luft hätte hindurchgehen können, für uns unschwer, für uns unwarm, keine Macht über uns habend als unsre Furcht davor. Große Kunst des Vergessens, in dir scheidet sich alle fremde Pestilenz von unsrer Heimat; fort mit dem Fremden im Fremden, — die Welt klimatisiert sich uns; fort mit dem Fremden im Einheimischen! Nur darum ist Italien uns Italien, weil es kräftig genug war, lange das Fremde zu übersehen; von seinen Schauspielen her klingen noch die Lieder allen durch die Gassen, und die Handwerker, die vor den Thüren arbeiten, lernen sie den Vorübergehenden ab. Eitelkeit kennen sie dabei nicht, denn sie kennen die Freude darin. Da mag die Musik wohl den giftigen Biß der Tarantel heilen. — Darum kann ich auch den Engländern nicht zürnen, die über eine Ministerveränderung kaum aufmerken, während ein italienisches Musikwunder im höchsten Glanze vor ihnen erscheint; sie müßten ihr Höchstes opfern, wenn sie diese Göttergunst erhalten wollten. Hören sie doch mit herzlicher Teilnahme jedem rotbemäntelten Weibe an der Straßenecke zu, das von Maria von Schottland singt; jagen sie doch dem Jagdhorn eifrig nach und regen die Füße, wo die schottische Sackpfeife sich hören läßt! Nein, eine höhere Musik giebt es wohl nicht als die der Matrosen von Lord Nelsons Sieg, wie sie die Hüte schwenken und die Stimmen, daß die Wolken sich verziehen von ihrem Konzertsaale, wo Wogenrollen der Akkord und Grundbaß. Ich denke mir dabei die Worte des Kaisers:*) „Heiliger Gott! Heiliger Gott! was ist das? Der eine hat eine Hand, so hat der andre ein Bein; wenn sie dann erst zwo Händ hätten und zwei Bein, wie wollt ihr dann thun?"

Noch lehrreicher ist vielleicht die Zusammenstellung der wälischen Bardengeschichte mit den schottischen Sängern.**) Jene lebten in einer festen Kunstverbindung, hatten vieljährigen Unterricht, Ehre, Fürstengunst; aber seit sie von der Religion geschieden, treten ihre Gesänge fast nur im äußersten Elende schön und rein

*) Götz von Berlichingens ritterliche Thaten S. 117. Arnim

**) Vgl. Relicks of the Welsh Bards by Ed. Jones. Arnim.

19. Maria Stuart. — 25. Kaiser, Goethes „Götz v. Berlichingen", Anfang des dritten Aktes, Nat.-Litt. Bd 89 S. 171, doch citiert A. nach Götzens Lebensbericht in der Nürnberger Ausgabe von 1731. Die Stelle erhält ihre Bedeutung, wenn man sich erinnert, daß auch Nelson damals bereits den rechten Arm und ein Auge eingebüßt hatte. Arnim hat Nelsons Liebe und Tod in einer Novelle behandelt. — 35. Musical and poetical Relicks of the Walsh Bards. 1784.

hervor; das nur läutert sie zur Wahrheit; dagegen entstanden bei ihnen sonst nur lächerliche Streitigkeiten für Harmonie gegen Melodie, Machtsprüche und alles das kritische Elend, was nachahmend auch bei uns über der Poesie*) schwebt. Nur da geachtet, wo sie recht und ganz gehört wurden; ohne Kunstregel und Schule blieben die schottischen Bänkelsänger dem Großen und der Erfindung treu, so konnte ihnen auch die Form nicht fehlen. Die Wälischen klagten immer, die Kunst sterbe aus; sie war aber schon in ihnen ausgestorben; die Schotten hatten viel Größeres zu klagen und zu freuen, denn die Kunst lebte ihnen. Bei jenen mußte ein Gesetz den Schülern verbieten, ihre Lehrer in der Begeisterung nicht zu rupfen und auszulachen; diese brauchten keinen solchen wunderlichen Anlauf zur Poesie: wer dichtete, dem war dies Natur und Leben, wobei er keine Gesichter schnitt. Die Lieder der Wälischen konnten durch einen tollen Eroberer fast vertilgt werden; diese schottischen leben sich noch aus dem Herzen des Volks in den Mund unsterblich. — Wenn nun so einfache leichte Kunst viel wirkt, wie kommt es, daß oft die schwere gehäufte sogenannte Kunst nichts leistet? Wer nicht das Höchste will, kann auch das Kleinste nicht; wer nur für sich schafft in stolzer Gleichgültigkeit, ob es einer fasse und trage, wie soll er andre erfassen und ergreifen? wer nur um jenes Völkchen buhlt, das immer läuft und klappert, sich immer was zu sagen hat und eigentlich nie etwas sagt, sie gleiten beide ab, nicht weil die Welt wirklich Eis, sondern weil sie die beiden Eispole aufsuchen. — Auch müssen wir oft denken, es ist unendlich leicht, recht künstlich zu scheinen,

*) Zur Ehre der Deutschen kann man sagen, daß sie nicht Erfinder dieser Höllenkünste der Recensierbuden und des kritischen Waschweibergeschwätzes sind, ungeachtet dergleichen Mode bei ihnen insonders gefaßt. Doch sind hiebei immer noch wie ein Wirtshaus erster Klasse von einem der vierten zu unterscheiden die ernsthaften Dikasterien, wo freilich auch oft die Akten über Stadtneuigkeiten vergessen werden, von den telegraphischen Bureaus aller litterarischen Misere durch ganz Deutschland. Dem freien Sinne für Kunst und Wissenschaft sind auch diese letzteren an sich lieb als Wiedererscheinung einer gewissen Gelehrsamkeitseinbildung, die wohl jedem als Kind der Gelehrsamkeit vorausgeht, lieb auch ihre Streitigkeiten, weil sie sich notwendig als echte Söhne des Mars oder wie Spinnen unter einander töten, wenn sie sonst kein Futter finden; aber dieser freie Sinn ist selten; der größte Teil der Leser nimmt an Kunst und Wissenschaften gar keinen Teil; ihn reizt nur das Handelnde, das Bewegliche in den Gelehrten; er kommt endlich zu der wohlgefälligen Meinung, daß die ganze Gelehrtenrepublik nichts als ein Ameisenhaufen sei, der alles belause, kneife und beschmutze, um einigen armseligen Weihrauch zusammenzubringen. Solchen Geschäftsmännern geht es wie den meisten Leuten, die sonst keine Bilder sehen können und mögen, als auf einmal viele hundert in einer Stunde im Bildersaale — keine Neugierde, keine Empfänglichkeit hält dagegen aus; es dreht sich die Farbenscheibe, alles verliert sich in einen weißen Schein. Arnim.

30. Dikasterien, δικαστήριον. Gerichtsort. — 31. telegraphisch, optische Telegraphen waren sehr frühe in Gebrauch, besonders in Frankreich.

wenn man das Leichte schwer, das Schwere leicht nimmt; doch was ist dieser Schein? Er wäre das Wesen, wenn es nicht erschiene.*) Solch eine Spiegelung nach oben nach unten, wie sie leer ist, so vorübergehend ist sie, und doch geht darin Morgenstrahl und Leben, Aufsicht und Hoffnung auf, ein ewiges geistiges Menschenopfer. Sehe jeder nur frei und ganz, wie er gestellt, und einer ist dem andern notwendig; keinem ist das astralische Verhältnis entzogen, jeder ist ein Künstler, der das mitteilen kann, was ihm eigentümlich im All, die andern zu erklären. Dem aber sind die Aspekten besonders günstig, den ein wichtiges allgemeines Wirken mühlos vorbereitet, der ohne Arbeit erntet und alle ernährt im gottähnlichen Leben. So wird es dem, der viel und innig das Volk berührt: ihm ist die Weisheit in der Bewährung von Jahrhunderten ein offenes Buch in die Hand gegeben, daß er es allen verkünde, Lieder, Sagen, Sprüche, Geschichten und Prophezeiungen, Melodien;**) er ist ein Fruchtbaum, auf den eine milde Gärtnerhand weiße und rote Rosen eingeimpft zur Bekränzung. Jeder kann da, was sonst nur wenigen aus eigner Kraft verliehen, mächtig in das Herz der Welt rufen; er sammelt sein zerstreutes Volk, wie es auch getrennt durch Sprache, Staatsvorurteile, Religionsirrtümer und müßige Neuigkeit, singend zu einer neuen Zeit unter seiner Fahne. Sei diese Fahne auch nicht gestickt mit Trophäen, vielleicht nur das zerrissene Segel der schiffenden Argonauten oder der versetzte Mantel eines armen Sängers;***) wer sie trägt, der suche darin keine Auszeichnung; wer ihr folgt,

*) „Der Schein, was ist der, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?"

Goethes Eugenie [Natürl. Tochter II, 5, 1066. Nat.-Litt. Bd. 90 S. 318]. Auch das ist wahr, jedes an seiner Stelle. Arnim.

**) Diese Sammlung sei dem Leser eine Probe von dem, was wir wünschen. Wer der Gelegenheit und Lust ermangelt, was er entdeckt, bekannt zu machen, dem erbieten wir uns, mein Freund Klemens Brentano in Heidelberg und ich in Berlin (abzugeben im Viereck Nr. 4), zur schnellen Herausgabe. Die zahlreichen Schweizerlieder (beim Staubbach wurden mir unzählige gesungen, aber ich konnte keines verstehen und herausbringen) verdienten ganz besonders eine treue Aufzeichnung von einem würdigen Gelehrten des Landes; es giebt große Heldengedichte noch unter dem Volke; so liest ein alter Mann in Meyringen ein sehr merkwürdiges Gedicht über die Entstehung des Völkchens den Reisenden vor. Sehr willkommen würden mir klargedachte Zeichnungen zu diesen Gedichten sein, die in ihrer gestaltreichen bestimmten Darstellung dem Zeichner ein Schatz von Erfindung sein können, wenn er ihn besprechen und heben kann. Ihn aufmerksam auf solche einzelne Bilder zu machen, würde vielleicht das Vergnügen rauben und ihm nur die Arbeit lassen. A.

***) Vgl. die Zueignung des Buches [an Goethe]. Arnim.

37. Wohl das sogenannte Westfriesenlied (abgedruckt bei Rochholz, Eidgenössische Liederchronik, Bern 1835), welches Johannes von Müller zu seiner „Geschichte der Eidgenossenschaft" und nach ihm Schiller in der Rütli-Scene des „Tell" benutzte (Vorberger.)

der finde darin seine Schuldigkeit; denn wir suchen alle etwas Höheres, das goldne Vließ, das allen gehört, was der Reichtum unsres ganzen Volkes, was seine eigene innere lebende Kunst gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wissen des Volkes, was sie begleitet in Lust und Tod: Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geschichten, Prophezeiungen und Melodien. Wir wollen allen alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt, nicht abgestumpft, nur farbespielend geglättet, alle Fugen und Ausschnitte hat zu dem allgemeinen Denkmale des größten neueren Volkes, der Deutschen: das Grabmal der Vorzeit, das frohe Mahl der Gegenwart, der Zukunft ein Merkmal in der Rennbahn des Lebens. Wir wollen wenigstens die Grundstücke legen, andeuten, was über unsre Kräfte, im feinen Vertrauen, daß die nicht fehlen werden, welche den Bau zum Höchsten fortführen, und der, welcher die Spitze aufsetzt allem Unternehmen. Was da lebt und wird, und worin das Leben haftet, das ist doch weder von heute noch von gestern; es war und wird sein; verlieren kann es sich nie, denn es ist; aber entfallen kann es für lange Zeit, oft wenn wir es brauchen, recht eifrig ihm nachsinnen und denken. Es giebt eine Zukunft und eine Vergangenheit des Geistes, wie es eine Gegenwart des Geistes giebt, — und ohne jene, wer hat diese?

Berlin, im Januar 1805.

Ludwig Achim v. Arnim.

Nachschrift an den Leser.

Herr Kapellmeister Reichardt hat einen Teil des vorstehenden Sendschreibens in seiner geachteten musikalischen Zeitung bekannt gemacht; er forderte bei dieser Gelegenheit von mir den Abdruck des Ganzen. Wie erfreulich ist es mir, etwas zu thun, was ihm lieb und würdig schien, indem ich zugleich für den Zweck dieser Betrachtungen der Volkslieder durch die Sammlung aus dem Wunderhorne mitwirke! Von dieser unsrer Sammlung kann ich nur mit ungemeiner Neigung reden; sie ist mir jetzt das liebste Buch, was ich kenne — nicht was mein Freund Brentano und ich dafür gethan, ungeachtet es gern geschehen, sondern was innerlich darin ist und weht, die frische Morgenluft altdeutschen

Wandels. Wär' ich ein Bienenvater, ich würde sagen: das war der letzte Bienenstock, er wollte eben wegschwärmen; es hat uns wohl Mühe gemacht, ihn im alten Hause zu sammeln; bewahrt ihn, stört ihn nicht, genießt seines Honigs wie recht! Unrecht ist es, für die einzelne Schönheit einer Gegend aufzuwecken, den sie in schönere Träume vertieft; darum kein näheres Wort über die bedeutende Schönheit jedes einzelnen dieser Lieder; bloß litterarische Merkwürdigkeit ist meines Wissens keins; jedes atmet, pulsiert in sich, lauter frische, spielende, ringende Kinder, keine hölzerne Puppen, die selbstechte Dichter aus Angewohnheit des Bildens, ihren echten Kindern nachmachen. — Dem verständigen Leser wird dies zum aufmerksamen Lesen genügen; was die Recensenten anbelangt — sie lesen dies so wenig als das übrige; wir lesen sie dafür ebenso wenig, — so sind wir mit einander im ewigen Frieden.

Heidelberg, im Juli 1805.

Zweite Nachschrift an den Leser.

Manche Bücher scheinen wie der Magnet einer größeren periodischen Einwirkung unterworfen zu sein, die mit den gewöhnlichen Jahreszeiten der Büchermesse und den Monatszeichen der Recensionen in keiner Verbindung steht. So ließe sich wenigstens jetzt die wiederholte Nachfrage nach dem Wunderhorn erklären ungeachtet der erste Band schon seit längerer Zeit vergriffen war, und überall vergessen schien. Die Herren Verleger wünschten einen neuen Abdruck, und ich mußte zum Entschlusse kommen, diesen entweder unverändert zu veranstalten oder die vielfachen Nachträge und Verbesserungen, die teils von uns selbst aufgefunden, teils uns übersandt oder in Zeitschriften und Büchern der Welt mitgeteilt sind, an rechter Stelle einzuschalten. Die Stimme vieler Leser, die das Wunderhorn in seiner alten Gestalt lieb gewonnen hatten, dann auch die Rücksicht auf mehrere größere Sammlungen geehrter Freunde, die mit frischer Liebe in andern Gegenden sogenannte Volkslieder aufgesucht haben und sie bald bekannt zu machen denken, durch welche denn unser Wunderhorn

14. im ewigen Frieden, Anspielung auf Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" 1795. — 30f. größere ... Freunde, Werner und August von Haxthausen in Westfalen Al. Reifferscheid: „Freundesbriefe von W. und J. Grimm". Heilbronn 1878. „Westfälische Volkslieder in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen". Heilbronn 1879.

ohnehin ergänzt wurde, bestimmten mich, den Plan einer alles Bedeutende umfassenden Auswahl bis auf spätere Jahre auszusetzen, wenn endlich der Fleiß bis in den verstecktesten Winkeln, wo sich immer noch das meiste erhält, seine Ährenlese beendet hat. So ward ich schnell für den unveränderten Abdruck der Lieder bestimmt, blieb aber um so zweifelhafter, ob das Sendschreiben am Schlusse des ersten Bandes vom Wunderhorn noch einmal der Welt vorgelegt werden sollte. Ich überdachte es noch einmal aufmerksam und verwunderte mich über manchen wichtigen Blick in eine Zukunft, die wir jetzt schon Vergangenheit nennen. Wäre mir jetzt ein gleicher Blick gegönnt, ich möchte dieses neue Bild der Zukunft an die Stelle jenes alten setzen. Doch jetzt verschwebt mir das Zukünftige in ungewissen Nebelmassen, aus denen kaum einzelne Turmspitzen hervorragen, und die Gegenwart übt ihr näheres Recht und drängt sich zwischen die Betrachtung. Woher dieser Unterschied? — Erfahrne Feldmesser wissen recht gut, daß ihnen in den zweifelhaften Tagen, kurz vor dem Eintritte des schlimmen Wetters, der deutlichste Blick in die Ferne gestattet ist; sie arbeiten dann um so rastloser, das unsichtbare Netz zu schließen, mit welchem sie die Erde umspannt und sie den Sternen verbunden haben. So war auch mir in der beschaulichen, wenngleich zweifelhaften Zeit, welche im nördlichen Deutschlande der allgemeinen Zerstörung vorausging, die Aussicht in die Ferne eröffnet, Schrecknisse und Hoffnungen der Zukunft mit Deutlichkeit voraus zu sehen. Dies erklärt manches ernste warnende Wort jenes Anhangs, der damals einigen Freunden nur ein Zeichen übler Laune schien. Zehn Jahre der Verwirrung haben Zeugnis für die ruhige Besonnenheit abgelegt, mit der ich meine Ansicht vom Zufälligen frei zu erhalten wußte. Diese Ansicht ist seitdem von vielen ergriffen und zu längeren Werken ausgearbeitet worden; manches hat sich durch strenge Lehrjahre gebessert, und erscheint auch der Übergang hin und wieder wie bei den Leibesübungen, die ich (S. 67) vermißte, bei der Religion, auf die ich (S. 60) hoffte, etwas fratzenhaft unter den Zeitgenossen, die Bewegung ist doch vorhanden und läßt das Lebende nicht mehr untersinken. Was ich dem Wehrstand (S. 68) vorwarf, hat sich im großen und

32. Leibesübungen, die von Jahn eingeführte Turnerei. — 33. Religion, die bei den Romantikern beliebten Übertritte zum Katholizismus wie die in Berlin modische pietistische Richtung. — 36. Wehrstand, Einführung von Scharnhorsts Reformen.

ganzen gebessert; auch die Zünfte (S. 53) scheinen wieder zu Ehren zu kommen; es wird im Studentenleben ein höherer Sinn erkannt; das leichtsinnige Gesetzgeben (S. 59) scheint endlich zu stocken; die Notwendigkeit allgemeiner Beratung und Mitwirkung soll durch Verfassungen begründet werden. Alles, was einmal ernst und tief in die allgemeine Geistesbildung eingriff, wird immerdar einen belehrenden Anklang bewahren, und so sei denn dieser Anhang als ein ausgewachsenes Kleid der herangewachsenen Welt, der es einst zu weit war, als Erinnerung beigefügt. Ziehet hin in alter Ordnung, ihr Sternbilder und ihr Wolkenzüge, ihr Schatten und ihr Lichtblicke! ihr gehört nun einmal zusammen, geliebte Worte in abgesungenen Weisen, scheint der neuen Welt wieder einmal neu, spiegelt ihr nebenher einen nun fast zerstreuten Kreis verbundener Gesinnung, manche mühsame Stunde, Frost auf Bibliotheken, Hitze beim Schreiben, manchen lohnenden Abend auf den besonnten Straßen am Neckar, wenn die Wachteln aus den reifen Getreidefeldern uns riefen. Mein Gefühl für diese Lieder und für jene Sammlerzeit kann ich nicht besser schildern, als mit den Worten eines Lieben Unbekannten:

„Als Knabe stieg ich in die Hallen —
— — — — — — — —
Die weiße Lilie in der Hand.“

Außer dieser vom Dichter so schön ausgesprochenen Absicht bei der Sammlung des Wunderhorns wurde uns nicht selten die Absicht von Günstigen und Ungünstigen untergelegt, als ob wir eine Art poetischer Revolution gegen die geehrten Liederdichter der Zeit hätten machen wollen. Wie wenig dies unsre Absicht gewesen, mag die Aufnahme von mehreren ganz neuen Liedern, die eine Berührung mit den früheren Volksliedern hatten oder volksmäßig geworden waren, beweisen; ja, wir hätten deren gern mehr, von jedem Dichter gern das Gelungenste und Gesungenste, aufgenommen, wenn es der Raum gestattet hätte. Eine andere Absicht, jene Eintönigkeit und Fremdartigkeit, die sich im Nachbilden fremder Sprachen über unsre Dichter verbreitete, durch diese würdigen Zeichen eigener mannigfaltiger Regung in unserm Volke

2. höherer Sinn, Gründung der deutschen Burschenschaft. — 19. Lieben Unbekannten, Ludwig Uhland, „Die Lieder der Vorzeit“ in Seckendorfs Musenalmanach für 1808 mit der Chiffre L. U. Uhland sandte auch für die Einsiedlerzeitung Beiträge ein.

zu durchbrechen, ist längst eingestanden, ja großenteils schon wirklich erreicht worden. Es möchte wenig spätere Liedersammlungen geben, die nicht Zeichen dieser Einwirkung trügen; die Dichter fingen wieder an, von unten auf zu lernen und zu dienen; sie erkannten, daß die litterarische Welt mit ihrem Ernst und Scherz nicht die einzige bewohnte und belebte auf Erden sei. Herzlichen Dank manchem neuen frischen Liedlein, herzlichen Dank allen neuen Melodien, mit denen das Wunderhorn von geschickten Händen ausgestattet wurde! Hier stehe Reichardts Name wie im Sendschreiben wieder obenan, verbunden mit dem Namen seiner Tochter Luise, dann Zelter, der ein paar kräftige Trinklieder mehrstimmig für die Liedertafel gesetzt hat, dann Himmel wegen seiner Reihe meist burlesker Melodien; auch die Heidelberger Melodiensammlung hat sich ein Verdienst erworben, wie so manche, die ohne Anspruch an Öffentlichkeit, die Lieder in ihrem Kreise durch wohlgewählte Melodien verbreitet haben. Für diese Anerkennung und Einwirkung auf die Menge war vor allem thätig, was der ehrwürdige Meister des deutschen Liedes*) in einer Recension über den ersten Band des Wunderhorns sagte. Es sei mir erlaubt, einige Stellen dieser Beurteilung hier noch einmal für die Verständigung derer abzuschreiben, denen die Sache noch neu ist, oder denen sie wieder neu geworden; diese Stellen haben das Eigentümliche mit allen Schriften ihres Verfassers gemeinschaftlich, daß sie sich nicht umschreiben lassen; es läßt sich alles nicht anders sagen, als es da gesagt ist; sonst möchte ich des Anstandes wegen gern ein wenig Lob auslassen.

„Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken

*) Goethe in der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung 1806 Nr. 18, 19, S. 137 ff. Arnim.

11. Luise Reichardt, 1780—1826, einzelne ihrer Lieder nahm ihr Vater in seine Sammlungen auf, andere gab sie selbst heraus. — Zelter, Goethes engverbundener Freund, der im Briefwechsel mit Goethe seiner Liebe für Volkslieder vielfach Ausdruck gab und einzelne für die Berliner Liedertafel in Musik setzte. — 12. Friedrich Heinr. Himmel, 1765–1814, kgl. Kapellmeister in Berlin, wußte in seinen „sehr viel gesungenen Liedern den naiven Ton des Volksliedes glücklich zu treffen" (R. Eitner). — 13 f. Heidelberger Sammlung: Vierundzwanzig alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn mit bekannten, meist älteren Weisen, beim Klavier zu singen. 1810.

hätten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch das Blatt ein paarmal umschlagen müßte. Am besten läge aber doch dieser Band auf dem Klavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken. Würden dann diese Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählich belebt und verherrlicht zum Volke zurück, von dem sie zum Teil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt und könnte nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen. Weil nun aber in der neueren Zeit, besonders in Deutschland, nichts zu existieren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und geurteilt und gestritten wird, so mag denn auch über diese Sammlung hier einige Betrachtung stehen, die, wenn sie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigstens ihm nicht entgegen wirken soll. Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Sammlung sagen kann, ist, daß die Teile derselben durchaus mannigfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, sämtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichstellen kann. Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der Kern und stammhafte Teil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt, — dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier ist die Kunst der Natur im Kon-

flikt, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet, mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, und was sonst will, entgegenstehen; es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunklen und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus; was der Poesie ein unverzeihliches Hindernis zuvörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Notwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf. Haben wir gleich zu Anfang die Kompetenz der Kritik selbst im höhern Sinn auf diese Arbeit gewissermaßen bezweifelt, so finden wir noch mehr Ursach, eine sondernde Untersuchung, inwiefern das alles, was uns hier gebracht ist, völlig echt oder mehr und weniger restauriert sei, von diesen Blättern abzulehnen. Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses so sehr, als man es in späterer Zeit sein kann, und das hie und da Restaurierte, aus fremdartigen Teilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammengestellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte. Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher ans Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, daß alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten."

So billig diese Anforderung an uns erscheinen mag, bei einer Fortsetzung des Werks das Geschichtliche mehr vor Augen zu haben, so wenig Beruf scheinen wir beide Herausgeber dennoch dazu gehabt zu haben, daß wir nur ungern uns zu einigen Mitteilungen der Art in der Fortsetzung bequemten und selbst diese als ein Hindernis des eigentlichen Bemühens ansahen. Die eigentliche Geschichte war mir damals unter der trübsinnigen Last, die auf Deutschland ruhte, ein Gegenstand des Abscheues; ich suchte sie bei der Poesie zu vergessen. Ich fand in ihr etwas, das sein Wesen nicht von der Jahreszahl borgte, sondern das frei durch alle Zeiten hindurchlebte. Dieses Wesen, das mich in neuen und alten Schriften gleich lebhaft anregte, suchte ich in seinen sichtbarsten Zeichen auch andern mitzuteilen; ich verschmähte es nicht, wo ich es in mir selbst zu entdecken glaubte, und so wurden auch die beiden folgenden Bände ein Aufnehmen des Fremden in uns. Es würde uns jetzt fast unmöglich sein, durch Zeichen, wie einige gewünscht haben, anzudeuten, wo die Restauration anfängt und das Alte aufhört. Diesen Zustand selbst bezeichnet Goethe sehr schön in der begeisterten Periode seines Lebens mit den Worten: „Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhand nahm und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins, eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen müßte."

Aus dieser Bemerkung mag es sich erklären, daß mir statt aller litterarischen Notizen und geschichtlichen Betrachtungen über das Volkslied, die ich hier gern einschaltete, in diesem Augenblicke nur mein damaliges, mit alten Bildern beschlagenes Stehpult auf Brentanos Zimmer in Heidelberg vorschwebt, von welchem ich umher auf einen reichen Schatz gesammelter alter Bücher und Handschriften und in die Ferne auf die abgestuften Weinberge jenseits des Neckars blickte. Es klingen ordentlich vor meinen Ohren statt der echthistorischen von uns verbesserten Übelklänge in

19. Im dritten Teile von „Dichtung und Wahrheit" bei Erzählung des auf der Rheinreise 1774 mit Fr. Jacobi geschlossenen Freundschaftsbundes. — 31. Zimmer, Arnim Mai 1808 an Tieck: „Ich wohne mit Klemens in einer Bierkneipe am Schloßberge, Kegelbahn und Vogelsang, nachts singende Waschweiber und fernes Neckarrauschen um uns, und der schöne Himmel verschlingt uns in Trägheit."

den Liedern, so wichtig sie sein mögen, die Takte und Tonschläge der großen Trommel, welche die lustigen und leisen Walzer in den Tanzsälen jenseits des Neckars regelte; ja, ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, so ein Lied habe seine beste Geschichte in sich selbst und freue sich recht herzlich, wenn es ein andrer mit wahrer Zuneigung in seine Seele aufnimmt und nach seinem inneren Verlangen gestaltet. Was demnach an unsrer Sammlung auch vermißt werde, eine Gewißheit hege ich, daß wir den Unglimpf nicht verdient hatten, mit dem ein andrer berühmter Mann*) die Fortsetzung unsrer Arbeit begrüßte. Nach einer Reihe von Jahren, die inzwischen vergangen, ist es mir verwunderlich, wie etwas so völlig Nichtiges wie jener Tadel mich damals kränken konnte. Die anspruchlose Bemühung um die Ergänzung verstümmelter Lieder wird da Betrug und Verfälschung genannt. Mögen andere an unsre Lieder die Liebe wenden, die wir an jene alten gewendet haben; statt um Entschuldigung bei den Lesern zu bitten, daß wir so manches in den Liedern änderten, bitte ich jetzt um Nachsicht, daß nicht noch manches Andere darin gerundet, gekürzt und ergänzt ist; habe ich doch von Musikfreunden beim Einsingen so manche lobenswerte Änderung der Worte aus dem Stegreife dazu erfinden hören, auf die wir früher auch wohl bei wiederholter Ansicht hätten fallen können. Sucht jeder sinnige Leser, wenn ihn eins dieser Lieder innerlich berührt, alles ihn Störende hinwegzuräumen, alles hinzuzufügen, was es in ihm bildete und anregte, so hat unser Bemühen sein höchstes Ziel erreicht, und wir verschwinden unter der Menge sorgfältiger und erfindsamer Mitherausgeber des Wunderhorns.

Berlin, den 20. Septbr. 1818.

Ludwig Achim von Arnim.

*) J. H. Voß im Morgenblatt 1808 Nr. 283, 84 (November). Arnim.

Gedichte.

Von

Ludwig Achim von Arnim.

---

1. Elegie aus einem Reisetagebuche in Schottland.

Genua seh' ich im Geist, so oft die unendlichen Wellen
Halten den Himmel im Arm, halten die taumelnde Welt;
Seh' ich die klingenden Höhlen des nordischen Mohrenbasaltes,
Seh' ich die Erde gestützt auf den Armen der Höll';
Dann, dann sehne ich mich in deine schimmernde Arme,
Weißer Carrarischer Stein, kühlend die schwühlige Luft.
Denk' ich der Treppen und Hallen von schreienden Menschen durchlaufen,
Keiner staunet euch an, jedem seid ihr vertraut.
Fingal! Fingal! klinget so hell, mir wird doch so trübe,
Frierend wähn' ich mich alt, Jugend verlorene Zeit!
Dreht sich die Achse der Welt? Wie führt mich Petrarca zu Fingal,
War es doch gestern, ich mein', daß ich nach Genua kam.
Ja dort sah ich zuerst das Meer, des nunmehr mir grauet,
Weil es vom Vaterland mich, von den Freunden mich trennt.
Damals von der Bochetta herab in des Frührots Gewühle,
Lag noch die Hoffnung darauf, weichlich im schwebenden Bett,
Nicht am Anker gelehnt, nein sorgenlos schlummernd sie dreht sich,
Daß die Schifflein so weiß, flogen wie Federn davon;
Lässig band sich vor mir die Göttin das goldene Strumpfband,
Zweifelnd daß frühe so hoch steige der lüsterne Mensch.

Elegie. Zeitung für Einsiedler Nr. 9, 30. April 1808, mit der Voß ironisierenden Bemerkung: „Der Verfasser bittet diese Verse nicht für Hexameter und Pentameter zu lesen." Die Elegie nahm Arnim dann in den zweiten Teil der „Gräfin Dolores" D. auf „als Versuchungsgeschichte bei Wallers mineralogischen Wanderungen, die wir als eine Darstellung Italiens hier wohl auch dulden mögen. Überschlagt nicht diese lehrreichen Verse". Dolores fühlt sich durch mehrmaliges Lesen dieser Verse beruhigter. „Heiliger Gott, was hast du den Dichtern für Kräfte verliehen in der Welt." — 8 D. dich an, jedem bist du. — 8 a. D.

Sage Vertraulichkeit mir, du innere treu mir gehegte,
Was zum Norden mich trieb, ach und du schweigest beschämt.
Meine Begleiter, die rufen sich Geister des Fingal im Echo
Und ich denke mich fern, hin nach südlichem Land,
Liege am Felsen gestreckt mit zierlich gebundenem Tagbuch,
Und verlange vom Geist, daß er was Gutes bescheer'.

— 9 D. Fingal, das klingt schon wieder so hell, — Fingal aus Ossians Gesängen. — 13 D. Meer, das nunmehr.

Und so stehend und ziehend am Strumpfe sie bebte und schwebte
Wie ein Flämmelein hin über die spiegelnde Welt.
„Fiametta!" ich rief, mir schaudert, sie faßte mich selber,
Ja ein Mädchen mich faßt, lächelnd ins Auge mir sieht.
„Hier! hier!" sagt sie und peitschte den buntgepuschelten Esel,
Daß aus dem ledernen Sack schwitzte der rötliche Wein:
„Lieber, was willst du?" sie fragt, „du riefest mich eben bei Namen?"
Wenn sie nicht Blicke versteht, Worte die weiß ich noch nicht.
Der Beschämung sich freuend sie strich mir die triefenden Haare,
Tau und Mühe zugleich hatten die Steine umhüllt.
Wie ein Bursche der Schweiz ich schien ihr nieder zu wandeln,
Um zu suchen mein Glück und sie wollte mir wohl,
Als sie den Stein erblicket, den sorglich in zärtlicher Liebe
Auf den Händen ich trug, daß der Anbruch nicht leid',
Ei da lachte sie laut und riß mir den Stein aus den Händen,
Warf ihn über den Weg, daß er zum Meer hinroll',
Und dann spielte sie Ball sich freuend meiner Verwirrung
Mit der Granate die schnell kehrte zu ihr aus der Luft.
Nicht der schrecklichen eine, die rings viel Häuser zerschmettert,
Doch die feurige Frucht, mystisch als Apfel bekannt.
Sie verstand mich doch wohl? O Einverständnis der Völker,
Das aus Babylons Bau blieb der zerstreueten Welt,
Suchte doch jeder den Sack beim brennenden Turme und fragte,
Also blieb auch dies Wort, Sack den Sprachen gesamt,
Also auch Zeichen der Lieb' im Blick, in guter Gebärde,
Scheidend sie winkten sich noch, fernhin trieb sie die Nacht. —

23. Fiametta, den durch Boccaccio geweihten Liebesnamen hatte auch Brentano im zweiten Teile des „Godwi" als Flamette eingeführt. — 25 D. „Ich bin's!" sagte sie peitschend den. — 26 a. D.

„Esel, du kennst schon den Weg zum Markte der glänzenden Hauptstadt,
Mit Laternen zur Nacht stiegest du gestern erst hier.

— 28 D. Blicke verstand. — 33 D. sorglich in Wissenschafts Liebe. — 34 a. D.

Rötlicher Feldspat es war mit köstlich großen Krystallen,
Wie er nirgends als dort schmücket den alten Granit;

— 36 D. hinrollt. — 40. Aus der Proserpinamythe; vgl. Nat.-Litt. Bd. 87 S. 446. — 40 a. D.

Und ich sprach ihr in Zeichen so zärtlich ich immer vermochte,
Küßte die innere Hand, warf dann mein Küßlein ihr zu.
Und sie verstand.

— 44 D. Sack all den Sprachen gesamt. — 45 und 46 in D. ersetzt durch die vier Verse:

Ob der Esel auch eilte so schnell mit dem Sacke hernieder,
Doch die Liebe versteht jegliche Zeichen geschwind,
Die sie niemals gebraucht im Blick, in guter Gebärde,
Sei es in südlicher Glut, sei es auf nordischem Eis.

Folgend dem trabenden Esel, sie blickte sich nur so gelenkig,
Die Granate entfiel und ich griff sie geschickt.
Kühle, vielliebliche Frucht, einst Göttern und Menschen verderblich,
Wohl du fielest auch mir, zaudr' ich, wo ich gehofft?
Doch ich zögerte noch, gedenkend an Helena traurend,
An Proserpina dann, beide erschienen mir eins
Mit der Eva, da wollt' ich sie stille verscharren der Zukunft,
Daß nur das Heute was mein, bleibe vom Frevel befreit,
Daß ich dem Zufall vermag zu treiben die Kerne in Äste,
Daß ich dem Zufall befehl', daß er die Blüte verweht;
Aber ich mocht' nicht wühlen im Boden voll zierlicher Kräuter,
Jegliches Moos noch zart, drängte sich üppig zum Tag.
Zweifelnd ging ich so hin, nicht sehend stand ich am Meere,
Fern mich weckte ihr Ruf, daß ich nicht stürze hinein:
Nein zu seicht ist die Küste, sie würde nicht bergen das Übel,
Nur die Tiefe des Meers birgt ein unendlich Geschick.
Also kam ich zum Meer und sahe die Fischer am Fischzug
Springend durch kommende Well', ziehend ein bräunliches Netz,
Rot die Mützen erschienen, wie Kämme von tauchenden Hähnen,
Bräunliche Mäntel umher, schrieen als jagten sie die.
Andere stießen halbnackt ins Meer die schwarze Feluke,
Trugen die Leute hinein, die zur Fahrt schon bereit.
Auch mich trugen sie hin, ich dacht' nur des Apfels des Bösen
Und des unendlichen Meers, das mich zum erstenmal trug,
Wie sie enthoben das Schiff begann in dem Schwanken und Schweben,
Daß mir das Herz in der Brust recht wie von Heimweh zerfloß,
Durch die fließenden Felsen erscholl ein liebliches Singen,
Und ich verstopfte das Ohr, bin vor Sirenen gewarnt.
Bald belehrte ich mich, es sang ein Weib in dem Kahne,
Das im Mantel gehüllt deckte vier Knaben zugleich,
Wechselnd die Händ' bewegt sie wie Flügel der Windmühl'
Und als Zigeunerin singt, wie sie Maria begrüßt.

48 D. und ich ergriff sie. — 53 D. wollt' ich die Frucht verscharren. — 54 D. nur dies Heute. — 58 D. Moos noch so zart. — 59 D. so hin, sie schwand mir, da stand. — 61 D. bergen den Apfel. — 63 D. Meere und sah. — 66 D. Fischer in Mänteln ganz braun, schrieen. — 68 D. die nach Genua ziehn.

Ach da entschwand mir die Schöne hinter den grünenden Bergen,
Zweifelnder stand ich nun da, alle dort gingen zu Schiff.

— 71 D. begann bei dem. — 73 D. erscholl dann ein liebliches Singen, Ich verstopfte das Ohr, war vor. — 75 D. ein Weiblein im Schiffe. — 77. die Hände bewegt sie im Takt wie. — 78. Zigeunerin. Die Einsiedlerzeitung fügt die Nachschrift bei: „Jenes in der

Sagt die Geschicke ihr wahr des heiligen Kinds, das sie anblickt,
Wie es im Krippelein lag, Ochslein und Es'lein es sahn,
Sahn wie der himmlische Stern, wie Hirten und heilige König',
Alles das sah sie sogleich an den Augen des Herrn,
Auch das bittere Leiden, den Tod des Weltenerlösers;
Hebt er den Stein von der Gruft, von der Erde den Leib.
Alles Verderben mir schwand, ich sahe das Böse versöhnet,
Statt zur Tiefe des Meers, warf ich den Kindern die Frucht:
Engel versöhnt ihr das Herz, das tief arbeitende Böse,
O so versöhnt auch die Frucht, und vernichtet sie so!
Dankend die Mutter sie nahm, hellsingend sie öffnet die Schale,
Nahm mit der Nadel heraus jeglichen einzelnen Kern;
Wie im Neste die Vöglein, also im Mantel die Kindlein
Sperren die Schnäblein schon auf, eh' ihr Futter noch da.
Also sie warten der Kerne mit offenem Munde zur Mutter,
Und die Mutter verteilt gleich die kühlende Frucht.
Wälze dich schäumendes Meer, ich habe die Frucht dir entzogen,
Nichts vermagst du allhier, schaue die Engel bei mir,
Stürze die Wellen auf Wellen, erheb dich höher und höher,
Du erreichst uns nicht, höher treibst du uns nur,
Schon vorbei dem brandenden Leuchtturm schützt uns George,
Der im sicheren Port zähmet den Drachen sogleich.
Wie von Neugier ergriffen so heben sich übereinander
Grüßend der Straßen so viel, drüber hebt sich Gebirg,
Höher noch Heldengebirg, da wachet der Festungen Reihe,
Schützet uns gegen den Nord und wir schweben im Süd.

Reisebeschreibung erwähnte Volkslied von der Zigeunerin schickte der Reisende seinem Freunde Klemens Brentano, der die Gefälligkeit hatte, es für uns zu übersetzen, gegen dies hl. Lied wird freilich die profane Stimmung der Elegie verschwinden; wir sind Einsiedler und keine Geistliche, und müssen beides verstehen." Brentanos Übersetzung von la Zingara schließt sich sofort diesen Worten an.

80 D. Als es im Kripplein noch lag. — 81 D. Zeigt ihr den himmlischen Stern, dem Hirten und Könige folgen. — 86 a. D.

Die begierig zugleich all griffen und fingen sie doch nicht,
Denn sie fiel in den Schoß, der sie alle gebar.

— 92 D. die Schnäbel schon auf, ehe ihr. — 94 a. D.

Doch da tobte herab ein Sturm aus schwarzem Gewölke,
Weil es den Teufel verdroß, daß ich die Frucht ihm entwand.

— 97 D. erhebe dich. — 98 D. erreichest uns. — 100 D. in sicherem Port. — 100 a. D.

Liebliche Ruhe des Hafens nach wildem Gesause der Stürme,
Dann erst siehet man ein, wie es auf Erden so schön!

— 102 D. drüber erhebt sich. — 103 D. Höher noch Heldengetürm.

Ei wie ist's, ich glaubte zu schauen und werde beschauet,
Amphitheater erscheint hier die Erde gesamt:
Spiel ich ein Schauspiel euch ihr bunten Türken und Mohren,
Daß ihr so laufet und schreit an dem Cirkus umher?
Kommen von Troja wir heim, am Ufer die Frauen und Kinder,
Kennen den Vater nicht mehr, freuen sich seiner denn doch?
Also befremdet ich wandle auf schwankendem Boden und zweifle,
Aber sie kennen mich bald, bald erkenne ich sie.
„Fingal! Fingal!" rief's schon, muß ich erwachen in Schottland,
Bin ich noch immer kein Held, bin ich noch immer im Traum?
Muß ich kehren zur Erdhütt', keinen der Schnarcher versteh' ich,
Muß mir schlachten ein Lamm, rösten das lebende Stück,
Mehl von Haber so rauch mir backen zum Brote im Pfännchen
Und des wilden Getränks nehmen vieltüchtige Schluck:
Wandrer Mond du schreitest die stumpfen Berge hinunter,
Nimmer du brauchest ein Haus, dich zu stärken mit Wein,
Alle die Wolken sie tränken dich froh mit schimmernden Säften,
Ja dein Überfluß fällt, tauend zur Erde herab.
Nimmer du achtest der gleichenden Berge und Gräser und Seen
Denn im wechselnden Schein, du dich selber erfreust;
Siehe mein Leiden o Mond durch deine gerundete Scheibe,
Schmutzig ist Speise und Trank, was ich mir wünsche das fehlt.

---

2. Rundgesang gegen die Unterdrücker des Werdenden in der Litteratur.

Auf ihr meine deutschen Brüder,
Feiern wollen wir die Nacht,
Schallen soll der Trost der Lieder
Eh' der Morgenstern erwacht,
Laßt die Stunden uns beflügeln,
Daß wir aus der dunkeln Zeit,
Wie die Lerchen von den Hügeln,
Flüchten in die Göttlichkeit.

107 D. euch vor ihr. — 113 D. Fingal und Fingal, da rief's schon. — 115 D. Muß heimkehren zur — keinen der Menschen. — 119 D. Wanderer Mond ach du. — Rundgesang, Zeitung für Einsiedler Nr. 33, 23. Juli 1808; sämtl. Werke XXII. 109: Rundgesang gegen die Unterdrücker des Werdenden. Die litterarische Einschränkung war dem patriotischen Kampfliede wohl nur aus nötiger Vorsicht beim ersten Drucke aufgezwängt worden. Komponiert von H. Waller, Studentenlied.

Alter Glanz ist nun verflogen,
Gestern ist ein leeres Wort,
Scham hat unsre Wang' umzogen,
Doch der neue Tag scheint dort.
Unerschöpflich ist die Jugend,
Jeder Tag ein Schöpfungstag,
Wer mit froher reiner Tugend
Fördert was sein Volk vermag.

Eine Ernte ist getreten
Von dem Feinde in den Kot,
Eh' ihn unsre Schwerter mähten,
Doch wir wuchsen auch in Not,
Eine Saat ist aufgestiegen,
Drachenzähne setzt die Brut,
Mag es brechen, will's nicht biegen,
Jugend hat ein heißes Blut.

Bei gestürzten Edeltannen
Steigt die Saat viel freier auf,
Als wenn selten Strahlen rannen
Durch der Wipfel Säulenknauf.
Ruhmessäulen setzen Grenzen
Unsrer Jugend frischem Glück,
Frischer Lorbeer soll dich kränzen,
Deckt kein alter Kranz den Blick.

Hebt die Hüte auf zur Sonne,
Lüftet euch im frischen Wind;
Atmet ein die Segenswonne,
Erster Atem sei dir's, Kind;
Bade rein vom alten Staube,
Heb' dein Aug' im Morgenglück
Und es kommt der alte Glaube
Mit dem neuen Mut zurück.

---

3. Still bewahr es in Gedanken.

Still bewahr es in Gedanken
Dieses tief geheime Wort,
Nur im Herzen ist der Ort,
Wo der Adel tritt in Schranken,
Wenn die Tugend in den Nöten
Helllaut rufet mit Trommeten.

In den Schranken stehn die Ahnen,
Wenn der Zweifel Kampf beginnt,
Wie aus Fels die Quelle rinnt,
Frischend ihre Geister mahnen,
Geister werden zu Gedanken,
Halten fest, wo alle wanken.

Geister sind in jedem Hause,
Wecken aus dem Schlaf den Mut,
Also rinnt das edle Blut,
Geistig wie der Wein beim Schmause,
Daß vereinet, die getrennet,
Eine Lieb' in allen brennet.

Still bewahr es in Gedanken, ohne Überschrift in der „Gräfin Dolores" I. Teil Kap. 18. Graf Karl schreibt „in ein Gedenkbuch, das er im Hause gestiftet und wo beide das Bedeutendste einschrieben, was dem ganzen Hause begegnete, neben der frohen Hoffnung auf ein Kind". Sämtl. Werke XXII, 232 und vollständig umgearbeitet XXII, 171 unter den „Liedern aus einem ungeschriebenen Roman" mit der Überschrift „Der Götter Adel". Die Lieder in der „Gräfin Dolores" sind von Reichardt und von Bettina komponiert. — 5—7.

Wo die silbernen Drommeten
Helllaut rufen aus den Nöten.
Ihr Gedanken sind die Ahnen.

— 11. 12.

Der Gedanken trockne Blätter
Wehen frisch im Frühlingswetter.

Dann zwei ganz neue Strophen:

Nicht vom Leichtsinn abgerissen,
Nicht zum Spiele hingestreut,
Nimmer es dem Baum gereut,
Daß er nun so viel muß missen,
Er im Wind sich freudig schüttert,
Daß im Kranz am Halme zittert.

Wer vermag es zu vernichten,
Was ein Herz ganz eingefühlt,
Messet doch wohin es zielt
Dieses Nordlicht, hell in Schichten,
Nur was häßlich zeigt sich schnelle,
Spottend zeigt's die Sonn' recht helle.

— 17. 18.

Was gesprochen da zusammen,
Nimmer kann's von einem stammen.

Immer mit dem größten Maße
Mißt des Hauses Geist das Kind,
Und das Kind sich dehnt geschwind,
Will sich zeigen von der Rasse,
Was ihm Herrliches bescheret,
Zeigt sich höher, sicher währet.

Nicht die Geister zu vertreiben,
Steht des Volkes Geist jetzt auf,
Nein, daß jedem freier Lauf,
Jedem Haus ein Geist soll bleiben:
Nein, daß adlig all' auf Erden,
Muß der Adel Bürger werden.

4. Grüner Wald im deutschen Lande.

Grüner Wald im deutschen Lande,
Könnte ich dich wiedersehen,
Wiederfühlen dein kühles Wehen
Ohne Schande.

Rhein, du bringst das Gold im Sande,
Spiegelst Sonne an die Trauben,
Füll den Becher mit altem Glauben
Bis zum Rande.

Wein du kühlest mich im Brande,
Wo die feuerroten Rosen
Die mit kühlenden Lippen kosen
Meine Schande.

Rosen die mit kühlem Bande
Hier die heiße Stirne kränzen,
Rächen mich bei den heitern Tänzen
Deutscher Lande.

23. ihm Göttliches. — 26. Stand des Volkes Geist einst auf. — 30. der Adel Märtrer werden. — Grüner Wald Vom Grafen Karl, „Gräfin Dolores" II. Teil 6. Kapitel, gesungen, als er die heiße Mittagsstunde des Südens wie eine schwere Buße empfindet. Ganz seiner Lage angepaßt, hat das Lied doch eine allgemein politische Richtung auf die Zeitverhältnisse zwischen 1807 und 1813. Sämtl. Werke XXII, 247.

Deutsches Blut zerreiß die Bande,
Deutsche Berge stehen feste,
Und der Adler entsteigt dem Neste
Ohne Schande.

5. Sonett.

Mein Genius, du hast mir viel verliehen,
Du kannst, was nie geahndet, mir erschließen,
Wenn deine Blicke flüchtig mich begrüßen,
Durch dich gedeiht mir jegliches Bemühen.

O könnt ich dich mit meinem Arm umschließen,
Daß du dich nimmer könntest mir entziehen,
Daß meine Wangen nie von Scham erglühen,
Verläßt mich Witz, wo andrer Witze fließen.

Schaff mich gewiß und fest in allen meinen Kräften,
Daß sie dem Augenblicke willig dienen,
So bin ich tüchtig jeglichen Geschäften.

Gleich fern von Furcht und Frechheit in den Mienen,
Laß mich die Blicke frei auf andre heften,
Und aller Neid soll schwinden im Erkühnen.

6. Die arme Schönheit.

Mir gegenüber das schöne Kind
Strickte sonst fleißig ums liebe Brot,
Barfuß doch lief sie bei Regen und Wind,
Schwarz war ihr Kopftuch, ihr Röckchen war rot;
Wenn ich sie grüßte, dankte sie schön,
Und ich mocht gern ins Auge ihr sehn.

Sonett. „Gräfin Dolores" II. Teil 12. Kapitel: Der Schreiber, den der Graf getadelt, „betrachtete mit einem beruhigenden Blicke seine Arbeiten und wendete sich mit stillen Bitten an seinen Genius". Sämtl. Werke XXII. 3. — Die arme Schönheit „Gräfin Dolores" II. Teil 7. Kapitel erzählt der Graf von seinem früheren Abscheu vor öffentlichen Mädchen. „Erst auf der Universität lernte ich an einem Mädchen, die mir gegenüber wohnte, wie alles so gewöhnlich menschlich, mehr nachlässig als böse, zugehe. Sie war erst sehr ordentlich, sparsam und fleißig; half fleißig den Eltern, die einen kleinen Handel trieben. Die Mutter starb, der Vater war alt; er hatte kein Ansehen über sie und sie mußte ihn zum Teil ernähren; darum schwieg er zu allem, was sie that.

Mir gegenüber sitzt nun das Kind
Müßig am Fenster, daß jeder sie schaut,
Hat sich gelocket die Haare geschwind,
Putzt sich in Seide wie eine Braut;
Wenn ich sie sehe, winket sie mir,
Wenn du sie grüßest, winket sie dir.

Hör gegenüber du armes Kind,
Schande macht reich und die Schönheit ist arm,
Schande die tauscht mit der Schönheit geschwind,
Daß sich doch Gott nur der Schönheit erbarm.
Siehst du zum Himmel, Gott siehet dich nicht,
Sieht kein geschminketes Angesicht.

7. An Bettina.

Vorgenossen, nachempfunden
Waren sonst des Jahres Stunden,
Und die Gegenwart so leer,
Trübe Luft auf ödem Meer.

Seit ich dich in steter Nähe,
Mich wie deinen Schatten sehe,
Ach wie anders Gegenwart,
Stunden wie von andrer Art.

Bald bemerkte ich, daß sie ein schönes Tuch, bald auch ein besseres Kleid trüge; bald saß sie am Fenster und beschäftigte sich nur mit Putzmachen und Stickerei; ich dachte, die Leute hätten eine Erbschaft gethan. Endlich saß sie aber ganz müßig an ihrem Fenster, das halb mit Blumentöpfen verbaut war; ihre Backen sahen mir so unnatürlich rot aus; sie winkte mir; aber das Mädchen, mit dem ich eine kleine Liebesgeschichte ganz in mir nach meiner Art gespielt hatte, daß sie in hundert Jahren nichts davon erraten hätte, war mir im Augenblicke so verhaßt, daß ich ihr den Rücken zukehrte. Bei einer Gelegenheit warf ich ihr ein Gedicht ins Fenster, womit ich sie zu bekehren meinte." Komponiert von L. J. Langwara.

An Bettina. Am Schlusse der vier den Brüdern Grimm 1811 gewidmeten Novellen, ohne Überschrift. „Wir sahen noch einmal mit freudiger Andacht in alle Stationen unsers Glücks, die uns den Berg hinauf zu diesem Tempel geführt hatten, und sahen die Wege überall voll froher Menschen, die sich des nahen Segens im Anblicke erfreuten, so daß wir der schönen Gegend im Anblicke der glücklichen Menschen vergaßen. Sie fühlten nicht bloß den Reichtum, sie fühlten eine höhere Gnade, eine höhere Sprache zu aller Welt darin, die allen wohlthätig das Herz erweitert und den Blick erhebt. Doch wie viel reicher, wie viel schöner durch ihren Reichtum, welcher Ernte bewußt, gingen zwei beglückte Liebende, der Welt vergessen, ihrer selbst gewiß und sangen mit ihrem ganzen Gemüte, daß unsere deutschen Seelen, die alle in der Liebe leben, den Sichelklang und das 'Herr Gott, dich loben wir' der schönsten Ernte aus ihrem Munde mitempfanden, mitfeierten, und allesamt einstimmten in ihr einfaches Lied." Komponiert von F. Wollank.

Keine Zukunft, nichts vergangen,
Gar kein thörichtes Verlangen,
Und mein Zimmer eine Welt,
Was ich treibe mir gefällt.

Selbst bei süßem Müßiggange
Wird mir um die Zeit nicht bange;
Kaum hast du mich angeblickt,
Ist die Arbeit mir geglückt.

Und ein Jahr ist so vergangen,
Und ein Kind, von dir empfangen,
Zeigt des Jahres liebreich Bild:
Großer Gott, wie bist du mild!

8. Die Uhr der Liebe.

Er.

Wie die Stunden rennen
Mir an Liebchens Seit',
Auf der Zunge brennen
Lieb und Heimlichkeit;
Soll ich ihr bekennen,
Was im Herzen brennt,
Und wie soll ich nennen,
Was sie noch nicht kennt?

Herz sei doch zufrieden,
Sie still anzusehn,
Würden wir geschieden
Müßtest du vergehn;
Schweige, noch hienieden
Ward es nicht so schön,
Daß in sel'gem Frieden
Zweie sich ansehn.

Sie.

Wie die Stunden schleichen
Fern von ihm verbracht,

Die Uhr der Liebe. Ein Lied Florios vom unsichtbaren Mädchen im 2. Bande der „Gräfin Dolores“ mitgeteilt. — 17 ff. die Antwort der Geliebten.

Gieb ein einzig Zeichen,
Sternenhelle Nacht,
Gieb ein einzig Zeichen,
Ob er wieder liebt,
Frühling will verstreichen
Und kein Zeichen giebt.

Und die Sterne lachen
Mich zum Hohne an
Und der Mondennachen
Mir nicht helfen kann;
Ruhlos treibt der Nachen
Durch die Sterne hin,
Herz auch du mußt wachen,
Schlafen wär' Gewinn

Herz du könntest träumen
Eine Fahrt so schön,
Sähst zu sel'gen Räumen
In der Nacht Getön;
Nachtigall auf Bäumen
Dich versteh ich nun,
Willst das Feld nicht räumen,
Kannst darin nicht ruhn.

---

9. Sie gab was mich verarmet.

Sie gab was mich verarmet,
Mir scheidend ihren Mund,
Sie hat sich mein erbarmet,
Ach Gott, wem thu ich's kund!

Ich kann's nicht in mir lassen,
Es sprenget meine Brust,
Es kann's die Welt nicht fassen,
Was mir allein bewußt.

Sie gab was mich verarmet. Graf Karl nach der Verlobung mit Gräfin Dolores I. Buch 6. Kapitel. Werke XXII, 256.

Wie mir der Abend rötet,
Noch niemand wissen muß;
Ach hätt sie mich getötet
Im ersten ersten Kuß!

Von Schmerzen könnt ich ruhen,
Im Jubel vieles thun,
In schweren Reiseschuhen
Tanz ich so thöricht nun!

---

10. Warnung und Ermunterung.

Siehst du in den hohen Spiegel
Deine Locken gleich zu ringeln,
Scheint ein Bübchen, das hat Flügel,
Dich mit Blumen zu umzingeln.
Dann erscheinen in dem Spiegel
Noch der holden Mädchen drei,
Binden dieses Knaben Flügel,
Anmut bindet Lieb und Treu.

Wilt du freundlich gern sie sehen,
Bleiben freundlich sie ergeben,
Wilt du dich nur spiegelnd sehen,
Mögen sie wohl frei verschweben.
Klage nicht, daß Schönheit fliehet,
Schneller flieht das Irrlicht dann,
Beides nicht durch Kunst, es glühet,
Was uns wärmt auch brennen kann.

Sonnenstrahl wie warm und helle,
Kannst die Wange bald versengen!
Ei wer sieht's im Tanz so schnelle,
Alle Farben da sich drängen.
Amor schwingt die Fackel helle,
Sieht so listig auf den Grund,
Sieht so leicht die falsche Stelle,
Schminke küsset nicht sein Mund.

Warnung und Ermunterung. Einsiedlerzeitung Nr. 6. In der „Gräfin Dolores" II. Buch 5. Kapitel hat Graf Karl das Lied zur Warnung gegen das Schminken seiner Frau gedichtet. Werke XXII, 230.

Wer sich Amor kann verstecken,
Kann auch nimmer selig lieben,
Wer ihn aus dem Schlaf kann wecken,
Kann das Kindlein hart betrüben.
Sei auch Lieb durch Schönheit flüchtig,
Wir entfliehen ja mit ihr,
Blühe Wein und trage tüchtig,
Schönre Kinder bleiben hier.

Statt des einen Amor viele,
Viele Amors ohne Flügel
Kränzen Grazien im Spiele
Und du siehst dich ohne Spiegel:
Siehst du deine Schönheit wieder
In den Kindern, die einst dein,
Schlage nicht die Augen nieder:
Ach wie schön, so schön zu sein.

11. Einerlei.

Ihr Mund ist stets derselbe,
Sein Kuß mir immer neu,
Ihr Auge noch dasselbe,
Sein freier Blick mir treu;
O du liebes Einerlei,
Wie wird aus dir so mancherlei!

12. Auf Menschen soll man nicht vertrauen.

Auf Menschen sollst du nicht vertrauen,
Sie kennen nur die eigne Not,
Es überkommt sie leicht ein Grauen,
Und du lebst einsam in dem Tod.

Vertrau dem Wort in deiner Seele,
Das dir nicht eigen, du bist sein,
Es dringt aus freudensel'ger Kehle,
Es klingt in deinem Jammerschrein.

Einerlei. Werke XXII, 258. — Auf Menschen soll man nicht vertrauen. Werke XXII, 233.

Die Glocke wird umsonst geschwungen,
Trifft sie kein harter Hammerschlag,
Es wird das Wort von dir errungen,
Du lebst dem Klange lange nach.

Der Kindheit Schrein und Freudelallen
Hat manchen ernsten Mann belehrt,
Das Wahre muß uns erst gefallen,
Das jeden in sich selbst bekehrt.

Des Paradieses Frucht bewahre,
Der Apfel reift zur Weihnachtszeit,
Und du wirst selbst das Ewigwahre,
Suchst du des Schönen Seligkeit.

13. Ach Gott, wie thät mir gut.

Ach Gott, wie thät mir gut
Ein Kuß auf ihren Mund!
Die Lippe wär nicht wund,
Ich wär auf meiner Hut,
Ich wäre dann gesund
Und ruhig lief mein Blut.
Ach Gott, wie thät mir gut
Ein Kuß auf ihren Mund!

Die Liebe wär dann aus,
Ich wollte fleißig sein.
Es fiel mir manches ein,
Ich zöge dann nach Haus;
Mit tausend Gläsern Wein
Löscht sich nicht Phosphor aus;
Er stehet überm Haus
Und zündet Liebesschein.

Ach Gott, wie thät mir gut. Von Anton im zweiten Teil der „Kronenwächter", als Susanna, nachdem er sie gemalt, an seinem Bette sitzend eingeschlafen, gesungen; Werke XXII, 261: Der Durstige. — 14. Phosphor, der Abendstern.

Er schaut der Erde Rand,
Auf dem ihr Himmel liegt,
Wie hat die Erd besiegt
Der Nacht verschwiegne Hand;
Es schließt die Nebeldeck
Sie beide traulich ein,
Ganz still der Sterne Schein
Zieht über sie hinweg.

Ach Gott, so schließ mich ein
In ihren Lippen dicht,
Im lieblichen Gesicht
Ist nichts so kühl und fein.
Ich brenne hell und licht,
Erlösche mich darein;
Es kann nicht anders sein,
Und ich versag mir's nicht.

14. Erst dreizehn Sommer.

Erst dreizehn Sommer zählt die Kleine,
Da strich sie durch den grünen Wald
Und sang in seinem Dämmerscheine
Ein Lied, das durch die Wipfel schallt.
Und von den Wipfeln steigt es nieder
Wie Sonnenstrahl, wie Morgentau,
Es wird so eng ihr rotes Mieder
Im Paradies der grünen Au'.

Ich trete leise auf die Strahlen,
Die in dem Grase sich ergehn
Und es mit Blumen lieblich malen,
Wird mir denn auch also geschehn?

32. „Bei diesen Worten küßte er sie.“ Susanna sprang auf und wußte nicht, wie ihr geschehen. — Erst dreizehn Sommer. Susanna, von Anton zum Singen aufgefordert (2. Teil der „Kronenwächter“), fing leise an, bald von Küssen, bald von Rittern zu singen, wie sie in dem Frauenhause unter üppigen Buhlenliedern aufgewachsen war, aber so leise, daß Anton kaum einzelne Worte hervorschimmern sah, denn kaum hatte sie eins ausgesprochen, so schämte sie sich davor.

Es ist ein Frühling wie noch keiner,
Der Atem bebend mir beginnt;
Es sind die Blumen so viel kleiner
Und sind doch alle hell gesinnt.

O Frühlingsliebe, zarte Blume,
Du süße Angst im reinen Sinn;
Im Busen, ihrem Heiligtume,
Versteckt sie scheu ihr freies Kinn.
Und als sie aufblickt, ist verklungen
Das Lied im freudberauschten Wald,
Sie fühlt sich fremd den frohen Zungen,
Wovon ein jeder Baum erschallt.

Dies Liedchen drängte sich zu Ohren,
Die zärtlich lauschten in dem Gras,
Dies Lied ist nimmermehr verloren,
Wenn sie es gleich recht bald vergaß.
In süßer Angst ist es geboren,
Verstoßen in die Einsamkeit,
Ich nahm es auf in meinen Ohren,
In meines Herzens Sittsamkeit.

Ich weiß es mir mit Lust zu deuten;
Es suchet, was es noch nicht kennt,
Es suchet in den blauen Weiten,
Was ihm so nah im Jagdschloß brennt.
Fühlst du der Liebe Ahnung nimmer?
Im Dämmerschein, im grünen Wald,
Da suchet dich der Liebe Schimmer,
Und ihre Sonne scheint dir bald.

24. „Anton hatte ihr selig zugesehen; die Angst gab ihrer Stimme ein Beben der Vollendung, er streckte sich auf sein Bette und sang ihr nach:“.

15. Nachruf an Fichte.

Auch dich hat uns die Pest der Zeit entrissen,
Dich mutigsten Bestreiter schlechter Zeit,
Du hattest dich als Opfer ihr geweiht,
Als du ihr strafend riefest ins Gewissen.

Es war die Welt von Zweifeln lang zerrissen,
Du sahst den Abgrund, wie er tief und weit,
Doch wie der Römer warst du kühn bereit,
Ihn zu verschließen nach dem besten Wissen.

Du warfest dich hinein, um ihn zu füllen,
Du sprachst zu Deutschen als die andern schwiegen,
Du riefst uns aus der Schmach zu neuen Siegen.

„Bekämpft die Zeit in euch mit heilgem Willen!"
So riefest du. — Den Bogen spannt im stillen
Die tückische Zeit, — auch du mußt ihr erliegen.

16. Ahndungen.

Thema: Was nur heilge Geister ahnen,
Glaubst du dein, du winzig Ding?
Deine Mittel sind gering,
Größern mußt du Wege bahnen.

Wie? du weißt, was uns verborgen?
Dringt die Klugheit deines Blicks
Ins Geheimnis des Geschicks?
Stehst du schon im hellen Morgen,
Wo wir nächtlich weglos sorgen?
Kennst du deine Unterthanen?

Nachruf an Fichte. Nr. 17 des „Preußischen Korrespondenten" vom 31. Januar 1811, am Schlusse einer Charakteristik des am 29. Januar am Spitalfieber gestorbenen „Ausgezeichnetsten von denen, die sich Kants Schüler nannten". — 10. sprachst, Fichtes Reden an die deutsche Nation. — Ahndungen. Nr. 126 des „Preußischen Korrespondenten" vom 5. November 1813: „Als ich neulich die Worte im Berichte der Nordarmee las: Man frägt sich, ob das der große Feldherr sei, vor dem bis dahin Europa gezittert hat! fiel mir eine sonderbare Ahndung ein, die mich einst bei einem Gesellschaftsspiele ergriff, in welchem Glossen nach einem vorgeschriebenen Thema gereimt wurden; die Zukunft wird gar häufig ahndend bewußt, aber wir achten wenig darauf. Die Glosse ist zu einer Zeit geschrieben, wo von einem russischen Feldzuge in dem Kreise meiner Bekanntschaft durchaus noch keine Rede war, wo also die Kälte, in der die Blätter seines Lorbeers abfallen würden, nur von seiner eigenen Herzenskälte verstanden wurden, denn so doppelsinnig ist Ahndung gewöhnlich, daß sie erst in der Erfüllung ganz verstanden wird."

Ach, zu deines Wahnsinns Bahnen
Willst du große Völker zwingen!
Armer, du mußt selbst vollbringen,
Was nur heilge Geister ahnen.

Als Prometheus Feuer stahl
Aus der Sonne ewgem Schein,
Meinte er ein Gott zu sein,
Seiner Menschen Angst und Qual
War des Stolzen Freudenmahl!
Als er an dem Felsen hing,
Angeschmiedet an den Ring,
Sprach ein Menschlein ihm zum Spotte:
„Feuer, das du stahlst dem Gotte,
Meinst du dein, du winzig Ding?"

Und Prometheus starrte auf,
Wollt vernichten, was er schuf,
Doch vergebens war sein Ruf,
Alles hatte ewgen Lauf
Seit der heilgen Feuertauf,
Nur er selber, er verging!
Wer mit sich die Welt anfing,
Wer sich gegen sie verschwor,
Muß ihr dienen als ein Thor,
Seine Mittel sind gering.

Frevle rasch zu deinem Ziel,
Hast mich immer langeweilt,
Wo du Sieg und Kranz ereilt,
Denn es war nur höhres Spiel,
Bahn zu sprengen dem Gefühl,
Das da folgt den heilgen Fahnen,
Unsrem Volke, unsren Ahnen,
Nahe deinem höchsten Glanze,
Fällt ein Frost das Laub vom Kranze,
Größern mußt du Wege bahnen.

17. Als der Sandwirt von Passeyer.

Als der Sandwirt von Passeyer
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen Mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen,
Ernst ist Gottes Krieges-Wille,
Wir sind all dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen,
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind besiegen.

„Kniet bei euren Rosenkränzen,
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen,
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dies ist mir das liebste Karmen:
Gott schütz edle Fürstenhäuser.

„Ich hab keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe,

Als der Sandwirt von Passeyer. Im „Preußischen Korrespondenten" Nr. 109, 8. Oktober 1813, ist die Nachricht von der Befreiung Tyrols mitgeteilt: „Hätte der herrliche Hofer diese Zeit noch erleben können. Das fromme, tapfere Herz, viele Züge seines heldenmütigen Lebens werden mir in diesem Augenblicke wieder gegenwärtig, doch keiner rührt mich so tief, wie eine Geschichte bei seiner Einnahme von Innsbruck, hier hast du sie in ein paar Reimen erzählt." Klemens und Bettina hatten 1809 in München sich für die Tyroler begeistert, Bettina in den Briefen an Goethe ihrer Bewunderung und dem Mitgefühle für Hofer lebhaft Ausdruck gegeben. L. A. Frankl, Andreas Hofer im Liede. Innsbruck 1884 und Nat.-Litt. Bd. 159 I, S. 126.

Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen;
Gott allein kann uns beschützen!"

18. Nachruf an Heinrich Ferdinand von Krosigk.

Nun die Schlacht vorüber,
Nun die Lebenden gezählt,
Ach der Tote, der uns fehlt,
War vor allen uns doch lieber,
Und der Nachruf klingt so trüb:
Ach der Tote war uns lieb,
Und die Nacht, die uns umgiebt,
Hat vor allen ihn geliebt,
Hat ihn an ihr Herz gelegt,
Und so schwer an Thränen trägt.
Ach was ist hier Lieben?
Alles, was uns hier entzückt,
Uns der Erde frei entrückt!
Und ihr fragt, wo Er geblieben?
Jedes Leben wäre Wahn,
Wenn es nicht des Himmels Bahn;
Droben weiß das Herz die Lust,
Die es suchte unbewußt,
Und das Kreuz auf seinem Grab
War der Liebe Wanderstab.

Nachruf an Heinrich Ferdinand von Krosigk, als Major am 16. Oktober bei Leipzig gefallen. Der „Korrespondent" bringt in Nr. 149, 17. Dezember 1813, einen längeren Aufsatz über ihn (nicht von Arnim). „Sei es uns erlaubt, einige Zeilen eines Liedes seinem Andenken zu weihen." Es sind die erste und vollständig umgearbeitete letzte Strophe des sechsstrophigen Gedichtes „Totenopfer 1806". Werke XXII, 36.

Die Päpstin Johanna.

Von

Ludwig Achim von Arnim.

Sämtl. Werke Bd. XIX. Nachlaß 2. Bd. Berlin 1846. Die daraus hier mitgeteilte Scene schon 1810 in der „Gräfin Dolores" Bd. II. Kap. 6.

Gartenhaus mit offenen Thüren.

Johanna (an einem Tische mit Büchern und Schriften liest und schreibt abwechselnd, dann liest sie vor). Und Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht . . .

Die Blumen im Fenster.

Wir welken im Licht
Begießt du uns nicht,
Wir schließen uns bald,
Es dunkelt im Wald.

Johanna liest weiter. Und Gott sprach, es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an abgesondertem Orte, daß man das Trockne sehe. Und Gott sahe, daß es gut war.

Der Röhrbrunnen vor der Thüre.

Ich laufe über,
Komm her du Lieber
Und schöpf mich aus,
Sonst lauf ich ins Haus.

Johanna liest weiter. Und Gott machte die Tier auf Erden, ein jeglichs nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art. Und Gott sahe, daß es gut war.

Der Vogel auf dem Baume am Fenster.

Hör wie die Raupen
Fressen im Laub;
Mußt's nicht erlauben,
Strafe den Raub,
Liebliches Kind,
Hilf mir geschwind.

Johanna liest weiter. Und Gott sprach, lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei; die da herrschen über die Fische im Meer und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht.

Die Fliege auf dem Tische.

Hör ich deinen Kopf so brummen,
Oder muß ich selbst so summen?
Trank vom allerbesten Wein,
Schlief beim letzten Tropfen ein,
Setz mich nun auf deine Nase,
Daß ich höre, wie sie blase.

Johanna schlägt ungeduldig nach der Fliege und liest weiter. Und Gott der Herr machet den Menschen aus dem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Die Mücken, die zum Fenster hinausfliegen.

Hab dich umflogen,
Blutiges Feuer
Glänzt mir im Leibe,
Das ich beim Schreiben
Dir ausgesogen;
Tieferes Feuer
Glänzet im Abend,
Tanz ich im Glanze,
Vergeht es so labend.

Johanna kratzt sich an Händen und Füßen, dann lieset sie weiter. Und Gott der Herr pflanzet einen Garten in Eden und setzet den Menschen drein. Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum des Erkenntnisses vom Guten und Bösen.

Der Baum vor dem Fenster.

Über deinem Haupte
Schweben die Sorgen,
Über meinem belaubten
Haupte wie Morgen

Glänzet der Abend;
Kühlend und labend,
Schwebet der Vogel,
Rauschet der Wind.
Liebliches Kind
Steige geschwind
Mir auf die Äste,
Die ich im Weste
Neige und zeige,
Zeig dir ein Nest,
Halte dich fest,
Steige hinein,
Alles ist dein;
Zeige dir Früchte,
Glühend im Lichte,
Kühlend im Mund
Saftig und rund.
Aller der Tage
Arbeit und Plage
Himmlischer Lohn,
Giebt dir mein Thron;
Herrlich ist wohnen
Hier in den Kronen.

Johanna sieht ihn lange an und liest weiter. Und Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach, du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen, denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.

Ein Schmetterling,
der durch die Fensterscheiben fliegen will.

Was gähnst du wieder,
Und streckst die Glieder?
Springe mir nach
Heiter und wach;
Noch nimmermehr
Kam ich hieher,
Kann nicht heraus
Hier aus dem Haus,

Habe kein Bangen,
Lasse mich fangen,
Laß mich am Kranz
Spielen im Glanz.

Johanna.

Das ist ein Totenvogel gar,
Den such ich schon ein ganzes Jahr,
Er soll mich doch nicht stören,
Ich will ihn gar nicht hören,
Ich bin zwar von der Arbeit müd,
Doch stören soll mich noch kein Lied.

Marienwürmchen.

Sieben Punkte trag ich schwer,
Mach doch einen Punkt daher,
Daß die Arbeit schließe;
Bring dir viele Grüße
Von den Nachbarskindern,
Die sind viel geschwinder,
Die sind alle fertig,
Deiner schon gewärtig:
Hast du viel geschrieben?
Kann ja gar nichts finden,
Sag, wo ist's geblieben,
Kann das so verschwinden.

Johanna.

Hört mir nur einmal zu, ihr Tierlein, laßt das Singen,
Ich fühl's, die Arbeit wird mir endlich doch gelingen,
Ich war so ganz in Luft und Sonnenglanz versunken;
Vor meinem frohen Blick gestalteten sich Funken,
In wunderbar Gespräch hört ich die Lichtgestalten.
O könnt ich euch nur fest zu meiner Arbeit halten,
Ein schönes Bild so schnell im schönern untergeht,
Kaum weiß ich, wo ich bin, wo mir der Kopf jetzt steht;
Könnt ich bei einer Arbeit nur beständig bleiben,
Doch andres wird mir lieb und andres soll ich treiben.
Nun jetzt bleib ich dabei, bis ich zum Schluß gelange,
Daß ich ein Prämium aus Meisters Hand empfange.

Der Titel ist gemalt und das Papier gefalten,
Mag nun der liebe Gott mit meinem Geiste walten,
Daß all sein Schöpfungswerk, in sieben Tag verrichtet,
An diesem Abend noch in Worten sei berichtet,
Ein jedes Kraut genannt, die Vögel all beschrieben,
Der ganze Frühling zeigt, wo Lücken sind geblieben,
Im alten Testament, das will ich alles fassen,
Und eh nicht alles drein, nicht von der Arbeit lassen.
Wie dumm nun geht das Licht, da ich es eben brauche,
Ich las mich schon ganz trüb, als ob's im Zimmer rauche,
So spielt der letzte Strahl und strahlt im Sonnenstaube
Und draußen weht's so kühl in meiner Bohnenlaube;
Die Vögel betten sich lautrauschend in den Hecken,
Wo mag mein Eichhörnlein wohl jetzo wieder stecken.
Heida ihr Tauben bunt, kommt ihr vom Feld zurücke?
Ich öffne euer Haus — nun fliegt ihr fort aus Tücke;
Ins Freie will ich auch, zu fleißig thut kein gut,
Ein kluges Kind stirbt jung, ich fühle meinen Mut.
Der Wiesenplan steht voll von schöner gelber Blume,
Die hau ich all herab zu meinem ewgen Ruhme,
Als wär's die Heidenbrut im Turban farbig schön,
Sie sollen sich gestreckt vor Christi Kreuze sehn;
Das sei zuerst geschmückt mit frischem Blumenkranz,
Gewißlich macht es Freud dem guten Spiegelglanz,
Im frischen Abendwind verspring ich dann die Füße
Und dann der stillen Nacht zur Arbeit ganz genieße.

Als sie nun gefunden, daß es ihr mit den Alexandrinern ziemlich leicht ginge, sprang sie noch leichter zur Thüre hinaus, pflückte aus allen Blumenbeeten, die schön geordnet da standen, vorsichtig heraus, daß keines leerer schien, vielmehr seine neuen Knospen freier und wechselnder zum Licht ausstreckte. Der Kranz war schnell geflochten und das Christusbild bekränzt; sie wollte ein kindisches Lied auf ihn anfangen. Christus meine Puppe, segne heut die Suppe; als sie über sich selbst lustig auf einen Baum kletterte und lachte und die Äste küßte, die voll Kirschen hingen und die aß sie langsam und knipste die Kerne zu dem heiligen Bilde, wobei sie sagte, bist du von Stein, so kannst du auch Steine essen. Der Teufel freute sich darüber sehr und

funkelte ihr alle versteckten Kirschen entgegen. Sie hatte aber genug, und stieg herunter und machte aus allen Kirschstengeln Knoten und aus den Knoten einen Kranz, den sie Christus aufsetzte zum großen Ärger des Teufels; denn er sah, daß alles in ihr ganz unschuldiges Kinderspiel sei, weder gut noch böse und daß er ihr also noch nichts anhaben könne. Gleich darauf verglich sie alle Früchte im Garten nach ihren Farben, nach ihren Kernen, nach ihrer Haut, Staub und Wolle, Geschmack und Geruch, und machte sich daraus allerlei Kameraden von verschiednem Charakter, wobei sie einen besondern Haß gegen die schwarzen Aalbeeren und eine Art heiliger Scheu gegen die reine Frische der Erdbeeren empfand; das mißfiel dem Teufel wieder, der die Aalbeeren in seinem Wappen führt. Bald fand sie auch an einem Pflaumenbaume die durchsichtige weißgelbe Kugel des ergossenen Harzes, sie hielt es für einen großen Schatz und gedachte des Paradiesbaumes, woraus nach der Lehre des Spiegelglanz, das Bdellium, der Bernstein geflossen. Ein blaues und ein grünes Seejungferlein, die da auf einigen Stauden flatterten, entzogen sie allen andern Gedanken; sie hatte nie so schlanke farbige Leiber, so zierliche schimmernde Flügel gesehen; es erwachte in ihr eine Sehnsucht danach, als wenn es ihre Seele wäre, die ihr entflattern wollte, und wirklich haben diese Tiere einen besondern Anflug geistigen Daseins. Sie sah ihren Lehrer gar nicht, der inzwischen mit seinem Buche in den Garten geschritten. Endlich fing sie beide, und brachte sie ihm triumphierend.

Spiegelglanz.

Woher so schnell, du sahst mich kaum,
Liefst immer zu als wie im Traum.

Johanna aber sprachlos vor Freude, zeigte ihm die beiden Tiere, die sie an den Flügeln hielt und mit den Beinen gegen einander spielen ließ.

Spiegelglanz.

Zwei Seejüngferlein sind ein rechter Dreck,
Geh mach sie tot, und werf sie weg.

Johanna.

Die können wohl so lieblich singen,
Daß alle Leut ins Wasser springen,

Hast du mir nicht davon erzählt,
Wie der Ulysses ward gequält.

Spiegelglanz.

Die waren wie Jungfern du dumme Gans,
Und hatten nur hinten den Fischschwanz.

Johanna.

Dir will ich sie alle beide schenken,
Es ist mir das Liebste ohne Bedenken,
Du mußt sie nur zusammen bewahren,
Und ja ihr Futter nicht ersparen.

Spiegelglanz.

Ich laß sie frei, ich laß sie los,
Sie kommen wohl wieder, wenn sie groß.

Johanna.

Nein, was mir lieb, das laß ich nicht,
Ihr stoßt sie fort, das Herz mir bricht,
Ihr werdet mich wohl auch frei lassen,
Und in der weiten Welt verlassen,
Da weine ich mir die Augen aus,
Das ist nun heut mein Abendschmaus.

Spiegelglanz.

Du bist ein Kind, sieh Heidelbeeren,
Die ich im Wald für dich gelesen,
Laß doch dein Weinen, sieh die Zähren,
Die fallen drauf, das ist ein Wesen
Um solche große Wasserfliege;
Warst du denn fleißig, zeige her,
Ich seh ja nichts als krumme Züge
Auf dem Papiere kreuz und quer.

Johanna.

Ich wollte eben recht anfangen,
Da war die Sonne mir vergangen.

Spiegelglanz.

Du Schlingel muß ich so was sehen,
So wirst du nun mit Schand bestehen.

Wozu nun meine Mühsamkeit,
Mit der ich dich gebracht so weit,
Daß du nun selber kannst was thun,
Statt dessen magst du lieber ruhn;
Herumlottern, Faullenzen, Spielen
Das ist so Wasser auf deiner Mühlen.

Johanna.

Rein lieber Herr, ich war so fleißig,
Ich machte Pläne mir, wohl dreißig,
Für jeden Tag des Monats einen,
Doch heut allein vollführt ich keinen,
Weil hier ein ewiges Singen war
Von einer Käfer- und Fliegenschar,
Von rauschenden Brunnen, knisternden Dielen,
Ei da verging mir Schreiben und Spielen.

Spiegelglanz.

Du wirst zuweilen ganz unvernünftig,
Ja sag was soll aus dir nun werden künftig,
Denn kannst du zum Studieren nicht taugen,
So muß ich dich zur Aufwartung brauchen.

Johanna.

Dir wart ich auf so herzlich gerne,
Dir's an den Augen abseh von ferne,
Was dir bequem und was dir lieb,
Ach lieber Meister dich nicht betrüb,
Ich will mich vor fremden Gedanken hüten,
Es geht nur nicht hier bei Früchten und Blüten,
Hier ist mir als lebt ich ganz da drinnen,
Und kann mich niemals in mir besinnen,
Daß ich die Feder wirklich führ,
Bin nirgends weniger als in mir.

Spiegelglanz.

Sollst künftig im Zimmer verschlossen bleiben,
Ich dachte dir fröhlich die Zeit zu vertreiben;
Doch seh ich, du bist nur für den Zwang.

Johanna.

Ach lieber Herr du machst mich bang,
Von meinen Balsaminen zu lassen,
Wahrhaftig da kann ich gar nicht spaßen,
Von meinen Erbsen, die ich gesät,
Nun eben alles so wohl gerät,
Von meinen Bohnen, die um die Stangen
Mit leichtem Grün sich fröhlich schlingen,
Und erst so schwach aus der Erde drangen,
Daß ich sie aus der Hülse thät zwingen.

Spiegelglanz.

Fort mit den Kasten, die schütte ich aus.
Ei das verdirbt mir ja das Haus,
Zieht Feuchtigkeit in die Fenstermauer.

Johanna.

Ach Gott nie hatte ich größere Trauer.
Dir hätt ich die Bohnen und die Schoten
Einst alle zum Geburtstag geboten.

Spiegelglanz.

Zum Teufel mach mir den Kopf nicht heiß,
Daß ich dich heut nicht schlage und schmeiß,
Das ist ein Heulen, ein Lamentieren,
Mit jedem Quark ein Mitleid spüren;
Da ist kein Winkel dir zu klein,
Es muß dir zu was noch brauchbar sein,
Ich glaube du hättest die ganze Welt
Mit lauter Spielzeug vollgestellt.
Ich will doch endlich auch aufräumen,
Was klebt mir denn hier an beiden Daumen?

Johanna.

Das hatte ich dir zum Geschenke bestimmt,
Nun wirfst du es in den Garten ergrimmt,
Es ist Bdellium vom Paradies,
Von einem Baum ich's heut abstieß.

Spiegelglanz.

So soll dich ja der Teufel holen,
Wenn du mich aufziehst mit solchen Sachen,
Ich muß mir die Finger schmutzig machen,
Dir muß ich einmal die Hände besohlen.

Als diese Strafe eben vollstreckt werden sollte, trat der Teufel als ein berühmter griechischer Professor Chrysolor herein, verwundert steht er still und lächelt: Zucht bringt Frucht. Er grüßte den ergrimmten, selbsterhitzten Lehrer mit spottender Sanftmut; es freute ihn, daß alles Böse in ihm so rasch wie Unkraut aufwachse, er hatte ihn unterweges in anderer Gestalt schon geärgert, indem er ihn, der doch alles zu wissen vermeinte, einer Unwissenheit gezeiht, was eigentlich die ganze Veranlassung seines Ärgers über die kindische Spielerei war, die er selbst oft unterstützt und mitgemacht hatte. Der Teufel begrüßte ihn feierlich, sprach von seinem großen Rufe in der Metrik, der sich selbst bis Athen ausbreite, wo er jetzt das Richtmaß aller Poeten abgebe, und das Vorbild aller Erzieher. Nun erzählte er ihm von seinem Knaben, wie er den im fünften Jahre schon so weit gebracht, daß er den ganzen Plato vorwärts und rückwärts auswendig gewußt, die Verszahl jedes Homerischen Verses angeben konnte, und wie dieses Wunderkind jetzt schon seit einem Jahre nicht mehr schliefe, von Zuckerwasser sich nährte und von der Unsterblichkeit der Seele rede. Spiegelglanz hörte ihm verwundert zu; mit heimlicher Tücke sah er auf die arme Johanna, sagte ihm aber dagegen, daß er den tiefsinnigen Erklärer des Aristoteles beim ersten Blicke in ihm erkannt.

Der Teufel.

Doch diesem Kind, so muß ich meinen,
Wird alles dies ein Geringes nur scheinen,
In eigner Erziehung da zeigt sich der Meister,
Da löset und richtet er alle Geister;
In wie viel Sprachen, darf ich fragen,
Kannst du mir das Vaterunser sagen?

Spiegelglanz.

Mein göttlicher Freund verschonen Sie heut',
Der Knabe ist heut gar sehr zerstreut.

Johanna.

Nein lieber Herr ich bete gern,
Es hilft mir dabei etwas von fern.

Spiegelglanz.

Wie werd ich beschämt, wie rett ich den Schein,
In einer Sprache weiß sie es allein. —

Aber ein Engel kam über das Kind, und sagte wie sie da andächtig betete, das Vaterunser in allen Sprachen her, daß Spiegelglanz sich über das heimtückische Kind ärgerte, wie es ihm das bisher verschwiegen, und der Teufel staunte, wohl wissend, eine höhere Kraft wirke darin.

Der Teufel.

Du bist ein Wunderkind fürwahr,
O sag mir wie viel zählst du Jahr?

Johanna.

Ich bin acht Jahr erst kürzlich gewesen,
Und seit dem vierten kann ich schreiben und lesen,
Kann deklinieren und konjugieren,
Und weiß was alle Verba regieren.

Der Teufel.

So sag mir von welchem Geschlecht du bist.

Johanna.

Ich bin ja kein Wort, das ist Hinterlist.

Der Teufel.

Die Frage wirst du gar bald verstehen.

Spiegelglanz.

O lassen Sie uns zum Dome gehen,
Viel Altertümer da drinnen stehen.
(Ich möchte schier in Angst vergehen.)

Doch der Teufel entschuldigte sich und eilte fort. Spiegelglanz begleitete ihn vors Thor; sie unterhielten sich von der Erziehung zum Gelehrten, und der Teufel brachte ihm alle Grundsätze bei, die Kinder durch erweckte Eitelkeit, Neid, Habsucht zu schnellem Fortschritte zu bringen. Spiegelglanz kehrte heim, küßte

seine Schülerin mit wütender Zärtlichkeit; ihr heimliches Lernen hatte alle seine Erwartungen übertroffen. Er machte ihr kleine Geschenke, Kleider, Zeuge und versprach ihr, wenn sie in ihrem Fleiße fortfahren wolle, so machte er ihr die Preisaufgabe: jene Erzählung der Weltschöpfung in Alexandrinern, die er zum Wettstreite für den Platz in der Schule aufgegeben hatte. Johanna sprang fröhlich darüber in den Garten, da dachte sie aber, wie sie rot werden müßte, wenn sie nun den Preis und den ersten Platz erhielte und sich schämen; sie sah wie jede Pflanze ihr Blatt, ihre Frucht bewahrte, ohne mit der schöneren zu tauschen, und schämte sich vor allen. Unschlüssig ging sie im Garten umher; sie wollte einmal zurückkehren und alles aussagen und selbst arbeiten, da sang ihr aber der Teufel als Kuckuck vor:

Meine Eier
Leg ich in andrer Nest,
Bin nun freier,
Säß sonst wie andre fest;
Die sie brüten aus
Sitzen still zu Haus.
Alle Kinder rufen mir,
Kuckuck Kuckuck ich bin hier.

Sie rief ihm nach, es war finster, die Zeit war vorbei. Spiegelglanz gab ihr seine Arbeit zum Abschreiben. Die Schüler kamen den andern Tag in höchster Erwartung zusammen; da war kein Pochen, kein Stoßen, alles horchte, jeder hoffte der Erste zu werden, jeder hätte sein Leben darum gewagt. Johanna, die Johannes in der Schule hieß, von der keiner es erwartet, erhielt einmütig den Preis; keiner hatte das Silbenmaß so vollkommen beobachtet. Mit Weinen nahm sie den Preis an, der von allen beneidet wurde — es war der Preis ihrer Seele.

Gedichte.

Von

Klemens Brentano.

1. Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unsren Pfeifen lust'ge Lieder,
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammen stellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;

Die lustigen Musikanten. 1801 im „Godwi" II, 329; 1803 im Singspiel „Die lustigen Musikanten" (S.) mit einigen Änderungen; in den Schriften II, 333 und hier nach der ersten Fassung. Im Wunderhorn steht ein Lied „Nachtmusikanten":

Hier sind wir arme Narrn
Auf Plätzen und auf Gassen
Und thun die ganze Nacht
Mit unsrer Musik prassen.

— 1. in S. die Überschrift: „Alle". — 3. S. frohe Lieder Wie Strahlen durch. — 5. S. Es sauset, und brauset. — 7. S. Es rasseln und prasseln. — 8. S. darin. — 11 u. 12 S. umgestellt. — 13 u. 14 S. als ein Vers. — 19. S. Zum lauten Werke.

Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer alt und jung genug,
Wir wissen alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

Schlug zwölfmal schon des Turmes Hammer,
So stehen wir vor Liebchens Haus,
Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie, und lauscht zum Fenster raus.
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

Wenn in des goldnen Bettes Kissen
Sich küssen Bräutigam und Braut
Und glauben's ganz allein zu wissen,
Bald macht es unser Singen laut.
Es sauset und brauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr,
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset
Das Tamburin,

64. S. Macht bald es. — 93. S. nur fröhlich schallen.

Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man tot,
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brot.
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

Die Mutter.

Ist's Nacht? ist's Tag? ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind.
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;

Vor 106. Tochter, S. Fabiola. — 107. S. Die liebe Mutter! sie ist tot, — Vor 121. Mutter, S. Piast.

Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen,
Und möchte gern begraben sein.
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und Schmerz.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Aufs Tamburin muß rasch ich pochen —
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm!
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern

Vor 136. Die beiden Brüder, s. Truffaldin.

Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und mit Schmerz.

2. Zwiegesang.

Fabiola.

Hör, es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen.

Piast.

Golden wehn die Töne nieder,
Stille, stille, laß uns lauschen!

(Angemessenes Solo der Flöte.)

Fabiola.

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es süß zum Herzen spricht!

Piast

Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht.

3. Die Lore Lay.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Zwiegesang. Lustige Musikanten. Vierter Auftritt. „Piast: Nun sind wir auf dem Markte, mein Kind, wie es still ist, hörst du die kühlen Brunnen rauschen?“ Schriften II, 243: Abendständchen. — Die Lore Lay. Ohne Überschrift im zweiten Teile des „Godwi“ von Violette, während sie mit ihrer Mutter und Godwi auf dem Teiche fährt, gesungen. Brentano fügt die Anmerkung bei: „Bei Bacharach steht dieser Felsen, Lore Lay genannt, alle vorbeifahrenden Schiffer rufen ihn an, und freuen sich des vielfachen Echos.“ Auf der Rheinfahrt von 1801 riefen Brentano und Arnim: „Lureley! Lureley! Es fahren zwei Freunde vorbei.“ Dann sang der Schwarze (Brentano):

Am Rheine fahr ich hin und her
Und such den Frühling auf;
Mein Sinn so leicht, mein Herz so schwer,
Wer wiegt sie beide auf?

Und brachte viel zu schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt —
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?"

„Herr Bischof laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht

Der Mond gehet unter,
Die Liebe geht unter,
Das Schiff zieht hinunter,
Wer hält sie auf?

Und Frau Lureley rief siebenmal: „Wer hält sie auf?" Und dann sang der Braune (Arnim):

Die Sonne geht auf,
Wonne, Wonne still in Schauern
Dich umfangen frische, frische Luft,
Sinnend auf die Strahlen lauern,
Spielend in dem Morgenduft;
Lieben und geliebt zu werden
Ist das Einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden,
Lieben und geliebt zu werden.

Und nun sprach Frau Lureley ihm siebenmal zurück: „Lieben und geliebt zu werden!" und sie schwammen hinab. So erzählt Brentano im „Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf". Im „Märchen vom Murmeltier" tritt Frau Lureley als „die gute und schöne Wasserfrau" auf. Eine Lureleysage gab es nicht, das Ganze ist freie Erfindung Brentanos, auf dem alten Namen des Felsens Lurlei sich aufbauend. Eichendorff, N. Vogt und (1821) Graf Löben eigneten sich Brentanos Dichtung umbildend an, und Löbens Erzählung regte Heine (1823) zu seinem allverbreiteten Gedichte an. Die zahlreichen Lurlei-Balladen verzeichnete schon 1845 Henninger, Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern II. 194, die Operntexte H. Riemann 1885 in seinem Opernhandbuch. „Über den Namen Lorelei" giebt die treffliche Untersuchung von W. Hertz Aufschluß 1886 in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissensch. philos., philol. u. hist. Kl. II, S. 217—251. Nach Hertz ist die älteste Erwähnung des Mons Lurlaberch von 858 in den Annales Fuldenses. Lur ein Elbenname, Lurlei also der Elbenfels, Zwergfels. — Schriften II, 391.

5 S. Und machte.

'Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab —
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!'

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei."

'Herr Bischof mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

'Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr —
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her. —

'Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

'Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen rot und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

'Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht ich sterben,
Wenn ich mein Bildnis seh.

23 S. O schickt mich. — 7. u. 8. Strophe in S. umgestellt. — 28 S. Mein eignes Herz. — 43 S. fort von mir gezogen. — 48 S. Die sind. — 51 S. Vor Jammer.

'Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist.'

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie ins Kloster hin,
Geh' Lore! — Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn.

„Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reis'."

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

'O Ritter laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

'Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein.'

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Ritter
Die Rosse unten an,
Und klettern immer weiter,
Zum Felsen auch hinan.

56 S. Weil er mir treulos ist! — 64 S. Zum Tod mit Gottes Preis!

'Die Jungfrau sprach: 'Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein.

'Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein! —'
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all verderben,
Ohn Priester und ohn Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem drei Ritterstein:
Lore Lay
Lore Lay
Lore Lay
Als wären es meiner drei.

4. Der Spinnerin Lied.

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden, klar und rein,
So lang der Mond wird scheinen.

85 S. Da wehet Ein Segel auf. — 99 S. immer hat geklungen. — Kompon. von W. H. Riehl. — Der Spinnerin Lied. Die Überschrift erst in den Schriften II, 176; erster Druck 1818 „Aus der Chronik eines fahrenden Schülers“, gesungen von der schönen Laurenburger Els. Eichendorff urteilt von dem Liede, alle Herzinnigkeit keuscher Liebe töne in ihm in wahren Nachtigallenklagen. — Komponiert 18mal, von Reichardt, Bischoff, Riehl, Stuntz, F. Wüllner, Kretschmann u. a.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen.

---

5. Nach Sevilla.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen seh'n,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht!

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenster seh'n,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin!

Nach Sevilla. Im Ponce de Leon IV. Aufzug 22. Auftritt von der verkleideten Valeria gesungen. Schriften II, 170. — 5. u 10 S. sehen. Komponiert von Reichardt, Dessauer, E. Pauer, R. Wurmb.

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer,
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer,
Poch ich, macht die Jungfrau auf.

6. Wenn der Sturm das Meer umschlinget!

Wenn der Sturm das Meer umschlinget,
Schwarze Locken ihn umhüllen,
Beut sich kämpfend seinem Willen
Die allmächt'ge Braut und ringet,

Küsset ihn mit wilden Wellen,
Blitze blicken seine Augen,
Donner seine Seufzer hauchen,
Und das Schifflein muß zerschellen.

Wenn die Liebe aus den Sternen
Niederblicket auf die Erde,
Und dein Liebstes Lieb' begehrte,
Muß dein Liebstes sich entfernen.

Denn der Tod kommt still gegangen,
Küsset sie mit Geisterküssen,
Ihre Augen dir sich schließen,
Sind im Himmel aufgegangen.

Rufe, daß die Felsen beben,
Weine tausend bittre Zähren,
Ach, sie wird dich nie erhören,
Nimmermehr dir Antwort geben.

Frühling darf nur leise hauchen,
Stille Thränen niedertauen,
Komme, willst dein Lieb' du schauen,
Blumen öffnen dir die Augen.

Wenn der Sturm das Meer umschlinget! Nach Diel-Kreiten wäre das Gedicht in Holland im ersten Schmerze um Sophiens Tod entstanden; es wird aber bereits vom alten Werdo (Joseph) Godwi vorgesprochen I, 216—227; in den Schriften II, 296.

In des Baumes dichten Rinden,
In der Blumen Kelch versunken,
Schlummern helle Lebensfunken,
Werden bald den Wald entzünden.

In uns selbst sind wir verloren,
Bange Fesseln uns beengen,
Schloß und Riegel muß zersprengen,
Nur im Tode wird geboren.

In der Nächte Finsternissen
Muß der junge Tag ertrinken,
Abend muß herniedersinken,
Soll der Morgen dich begrüßen.

Wer rufet in die stumme Nacht?
Wer kann mit Geistern sprechen?
Wer steiget in den dunkeln Schacht,
Des Lichtes Blum' zu brechen?
Kein Licht scheint aus der tiefen Gruft,
Kein Ton aus stillen Nächten ruft

An Ufers Ferne wallt ein Licht,
Du möchtest jenseits landen;
Doch fasse Mut, verzage nicht,
Du mußt erst diesseits stranden.
Schau still hinab, in Todes Schoß
Blüht jedes Ziel, fällt dir dein Los!

So breche dann du tote Wand
Hinab mit allen Binden;
Ein Zweig erblühe meiner Hand,
Den Frieden zu verkünden.
Ich will kein Einzelner mehr sein,
Ich bin der Welt, die Welt ist mein!

Vergangen sei vergangen
Und Zukunft ewig fern;
In Gegenwart gefangen
Verweilt die Liebe gern.

27 S. Liebesfunken. — 30—32. Vgl. Goethe im Divan „Selige Sehnsucht“.

Und reicht nach allen Seiten
Die ew'gen Arme hin,
Mein Dasein zu erweiten,
Bis ich unendlich bin.

So tausendfach gestaltet,
Erblüh ich überall,
Und meine Tugend waltet:
Auf Bergeshöh', im Thal.

Mein Wort hallt von den Klippen,
Mein Lied vom Himmel weht;
Es flüstern tausend Lippen
Im Haine mein Gebet!

Ich habe allem Leben
Mit jedem Abendrot
Den Abschiedskuß gegeben,
Und jeder Schlaf ist Tod.

Es sinkt der Morgen nieder
Mit Fittichen so lind,
Weckt mich die Liebe wieder,
Ein neugeboren Kind.

Und wenn ich einsam weine,
Und wenn das Herz mir bricht,
So sieh im Sonnenscheine
Mein lächelnd Angesicht.

Muß ich am Stabe wanken,
Schwebt Winter um mein Haupt,
Wird nie doch dem Gedanken
Die Glut und Eil' geraubt.

Ich sinke ewig unter,
Und steige ewig auf,
Und blühe stets gesunder
Aus Liebesschoß herauf.

Das Leben nie verschwindet,
Mit Liebesflamm und Licht
Hat Gott sich selbst entzündet
In der Natur Gedicht.

Das Licht hat mich durchdrungen
Und reißet mich hervor;
Mit tausend Flammenzungen
Glüh ich zur Glut empor!

So kann ich nimmer sterben,
Kann nimmer mir entgeh'n;
Denn um mich zu verderben,
Müßt Gott selbst untergeh'n!

7. Der Jäger an den Hirten.

Durch den Wald mit raschen Schritten
Trage ich die Laute hin,
Freude singt, was Leid gelitten,
Schweres Herz hat leichten Sinn.

Durch die Büsche muß ich dringen
Nieder zu dem Felsenborn,
Und es schlingen sich mit Klingen
In die Saiten Ros' und Dorn.

In der Wildnis wild Gewissen
Breche ich mir kühne Bahn,
Klimm ich aufwärts in die Schlösser,
Schaun sie mich befreundet an.

Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geister nicht,
Und ich spring durch ihre Chöre
Wie ein irrend Zauberlicht.

102. Der Schluß erinnert an Angelus Silesius. — Der Jäger an den Hirten. Zeitung für Einsiedler Nr. 5. 15. April 1808; Schriften II, 385: Jäger und Hirt. Nach dem „Frühlingskranz“ während der Kämpfe um Sophie Mereau entstanden. „Heut' hab' ich ein Liedchen an Arnim gemacht und eine schöne Melodie dazu. Das Liedchen ist das beste, was ich gemacht habe, mir ist es recht wie dem Jäger.“ Komponiert von Riehl. — 3. S. Liebe singt. — 13—16 fehlen S.

Haus' ich nächtlich in Kapellen,
Stört sich kein Gespenst an mir,
Weil sich Wandrer gern gesellen,
Denn auch ich bin nicht von hier.

Geister reichen mir den Becher,
Reichen mir die kalte Hand,
Denn ich bin ein frommer Zecher,
Scheue nicht den glühen Rand.

Die Sirene in den Wogen,
Hätt sie mich im Wasserschloß,
Gäbe, den sie hingezogen,
Gern den Fischer wieder los.

Aber ich muß fort nach Thule,
Suchen auf des Meeres Grund
Einen Becher, meine Buhle
Trinkt sich nur aus ihm gesund.

Wo die Schätze sind begraben,
Weiß ich längst, Geduld, Geduld,
Alle Schätze werd ich haben,
Zu bezahlen meine Schuld.

Während ich dies Lied gesungen,
Nahet sich des Waldes Rand,
Aus des Laubes Dämmerungen
Trete ich ins offne Land.

Aus den Eichen zu den Myrten,
Aus der Laube in das Zelt,
Hat der Jäger sich dem Hirten,
Flöte sich dem Horn gesellt.

20. folgen in S. drei neue Strophen. — 23 S. ein kühner Zecher. — 24. folgen in S. fünf Strophen:

Zu der Mainacht Hexenreihen
Spiel ich nun ein geistlich Lied.

— 28. folgen in S. fünf Strophen. — 32. folgen in S. zwei Strophen. — 35 S. Einer schwebt am Kreuz erhaben, Der bezahlet meine Schuld!

Daß du leicht die Lämmer hütest,
Zähm ich dir des Wolfes Wut,
Weil du fromm die Hände bietest,
Werd ich deines Herdes Glut.

Und willst du die Arme schlingen
Um dein Liebchen zwei und zwei,
Will ich dir den Fels schon zwingen,
Daß er eine Laube sei.

Du kannst Kränze schlingen, singen,
Schnitzen, spitzen Pfeile süß,
Ich kann ringen, klingen, schwingen
Schlank und blank den Jägerspieß.

Gieb die Pfeile, nimm den Bogen,
Mir ist's Ernst und dir ist's Scherz,
Hab die Sehne ich gezogen,
Du gezielt, so trifft's ins Herz.

---

8. Am Berge, hoch in Lüften!

Am Berge hoch in Lüften
Da baute er sein Haus;
Am Thore liegt Gewitter,
Nun kann er nicht hinaus.

50 S. Um ein Liebchen. — 51 S. den Baum. — 58 F. und du bist Scherz. — 60. in S noch folgende Strophen:

Wild gethan, wie stolz gesprochen,
Weh! der Pfeil flog seine Bahn,
Hat des Lammes Herz durchstochen,
Drohend sah der Hirt mich an.

Dorn ward da die Rosenkrone
Um sein göttlich mildes Haupt,
„Vater!" rief er, „ihn verschone,
Denn er hat an mich geglaubt!"

— Am Berge, hoch in Lüften! Frühlingskranz: „Ich habe nun nichts mehr in der Welt, wovon ich gern rede, als von dir (Bettina), und habe weiter auch niemand, mit dem ich's könnte. Ach, ich sehe immer nach deinem Bilde hin, und bin unendlich einsam, da hab' ich gestern zwei Lieder geschrieben für dich." 1. Wie sich auch die Zeit will wenden. 2. Am Berge hoch. Schriften II, 129.

Die Wolken, sie wollen nicht ziehen,
Der Pfad ist steil und schwer,
O Lieber, Herzlieber in Lüften,
O wenn ich bei dir wär!

Wohl bei dir über Wolken,
Wohl bei dir über Wind,
Wo fromme Vöglein schweben
In Himmelsluft so lind.
Meine Flüglein, die sind mir gebrochen
Und heilen auch nicht eh,
Bis ich zu der Herzliebsten
Durch Thür und Thor eingeh!

Daß ich so stolz in Lüften
Mein Haus gebauet hab,
Das muß mich gar betrüben,
Ich kann nicht mehr hinab,
Die Riegel sind alle verrostet,
Die Thore sie gehen so schwer,
O Liebchen, Herzliebchen im Thale,
O wenn ich bei dir wär!

Wohl bei dir in dem Garten,
Wohl bei dir in dem Wald,
Wo dichte Bäume stehen
Und Vogelsang erschallt.
Ich kann kein Kranz mehr flechten
Und singen auch nicht eh,
Bis ich zu dir Herzliebste
Durch Flur und Wald eingeh.

Sie dringt wohl durch die Wolken,
Geht ein durch Thür und Thor,
Die Flüglein schnell ihr heilen
Und heben sie empor,
Wohl über die Wolken und höher
Zu Gott wohl in die Höh,
Trägt sie das treue Herze,
Ade, Herzlieber, Ade!

Er dringt wohl durch die Wolke,
Geht ein durch Flur und Wald,
Ein Kranz wird ihm geflochten,
Ein Lied ihm auch erschallt,
Wohl unter dem Baum und wohl tiefer,
Wohl unter grünem Klee
Ruht nun sein stolzes Herze,
Ade, Herzliebste, Ade!

9. Der Schiffer im Kahne.

Am Rheine schweb ich her und hin
Und such den Frühling auf,
So schwer mein Herz, so leicht mein Sinn,
Wer wiegt sie beide auf.

Die Berge drängen sich heran
Und lauschen meinem Sang,
Sirenen schwimmen um den Kahn,
Mir folget Echoklang.

O halle nicht du Wiederhall,
O Berge kehrt zurück,
Gefangen liegt so eng und bang
Im Herzen Liebesglück.

Sirenen tauchet in die Flut,
Mich fängt nicht Lust, nicht Spiel,
Aus Wassers Kühle trink ich Glut
Und ringe heiß zum Ziel.

Der Schiffer im Kahne. Nach dem „Frühlingskranz“ 1801 am Rheine entstanden: „Hier hast du ein Lied, das ich niederschrieb, als ich Benediktchen gesehen hatte, ich hatte es eigentlich geschrieben, als ich an dich dachte.“ Am Schlusse des Gedichtes: „Adieu, lieb Kind, auf Wiedersehn.“ — Schriften II. 121 mit obiger Überschrift. — Komponiert von H. Marschner. — 8 S. Mich grüßt der Echo Klang.

8a. Sirenen tauchen in die Flut,
Mich fängt nicht Lust, nicht Spiel,
Aus Wassers Kühle trink ich Glut,
Und dringe heiß zum Ziel.

9. O klinge nicht, du Wiederklang.

— 11 S. Ganz einsam singt mein Zithersang Ein heimlich.

O wähnend Lieben, Liebeswahn,
Allmächtiger Magnet
Verstoße nicht des Sängers Kahn,
Der stets nach Süden geht.

O Liebesziel so nah, so fern,
Ich hole dich doch ein,
Die Frommen führt der Morgenstern
All zu der Liebe ein.

O Kind der Lieb erlöse mich,
Gieb meine Freude los,
Süß Blümlein ich erkenne dich,
Du blühest mir mein Los.

In Frühlingsauen sah mein Traum
Dich Glockenblümlein stehn,
Vom blauen Kelch zum goldnen Saum
Hab ich zu viel gesehn.

O blauer Liebeskelch, in dich
Sank all mein Frühling hin,
Vergifte mich, umdünste mich,
Weil ich dein eigen bin.

Und schließest du den Kelch mir zu,
Wie Blumen abends thun,
So lasse mich die letzte Ruh
Zu deinen Füßen ruhn.

---

19 S. Spanne einen Schwan an meinen Kahn. — 21 S. O Ziel so nah, o Ziel. — 22 S. dich noch ein. — 24 S. Ja auch zur Liebe. — 25. 26 S. Geweihtes Kind, so nenn ich dich, Du blühest mir mein Los. — 27. 28. ach, erkenne mich, Und fall' in meinen Schoß! — 33. Du blauer. — 35. Umdüste mich, vergifte mich. — 40a S.

So sang zu einem schönen Kind
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Da trieb ihn schnell der Wispelwind
Ins Bingerloch hinein!

10. Ich wollt ein Sträußlein binden.

Hast du mein Kind gesehen?
Ich such den ganzen Tag
Und kann es nicht erspähen
Wo es wohl bleiben mag.

Dein Kind ist in dem Garten
Und gehet hin und her —
Es will die Blumen warten
Und findet keine mehr.

Ich wollt ein Sträußlein binden,
Da kommt die dunkle Nacht,
Kein Blümlein kann ich finden,
Sonst hätt ich dir's gebracht.

Mein Schatz ist ausgeblieben,
Ich war da ganz allein —
Und harren, hoffen, lieben
Erfüllte mich mit Pein.

Da flossen mir von Wangen
Die Thränen in den Klee.
Ein Blümlein aufgegangen
Ich nun im Garten seh —

Da wollt ich dir es brechen,
Wohl in dem dunklen Klee,
Da fing es an zu sprechen,
Ach thue mir nicht weh —

Sei stille in dem Herzen
Betracht dein eigen Leid,
Und lasse mich in Schmerzen
Nicht sterben vor der Zeit —

Ich wollt ein Sträußlein binden. Ein in Marburg niedergeschriebener erster Entwurf des in den Schriften II, 172 unter diesem Titel stehenden Liedes, mitgeteilt 1856 im Weimarischen Jahrbuch IV, 179. — 1—8 fehlt S. — 13—16 fehlt S.

Und hätt's nicht so gesprochen
Im Garten ganz allein,
So hätt ich dir's gebrochen,
Nun aber gieb dich drein.

11. O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Die Welt war mir zuwider,
Die Berge lagen auf mir,
Der Himmel war mir zu nieder,
Ich sehnte mich nach dir, nach dir!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Ich trieb wohl durch die Gassen
Zwei lange Jahre mich;
An den Ecken mußt ich passen
Und harren nur auf dich, auf dich!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Und alle Liebeswunden,
Die brachen auf in mir,
Als ich dich endlich gefunden,
Ich lebte und starb in dir!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Ich hab vor deiner Thüre
Die hellgestirnte Nacht,
Daß dich mein Lieben rühre,
Oft liebeskrank durchwacht.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

32 S. Nun aber darf's nicht sein.

Mein Schatz ist ausgeblieben,
Ich bin so ganz allein.
Im Lieben wohnt Betrüben,
Und kann nicht anders sein.

Goethes beide das gleiche dichterische Bild durchführende Gedichte „Gefunden“ und „Im Vorübergehen“ sind erst 1815 und 1827 gedruckt. Im Goethe-Jahrbuch VI, 322 ist aber auf ein ganz ähnliches Gedicht Pfeffels von 1783 „Die Nelke“ hingewiesen. Die Ähnlichkeit von Goethes und Brentanos Gedicht ist, glaube ich, noch nicht hervorgehoben worden. — O lieb Mädel, wie schlecht bist du! Schriften II, 161.

Ich ging nicht zu dem Feste,
Trank nicht den edlen Wein,
Ertrug den Spott der Gäste,
Um nur bei dir, bei dir zu sein!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Bin zitternd zu dir gekommen,
Als wärst du ein Jungfräulein,
Hab dich in Arm genommen,
Als wärst du mein allein, allein!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Wie schlecht du sonst gewesen,
Vergaß ich liebend in mir,
Und all dein elendes Wesen,
Vergab ich herzlich dir, ach dir!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Als du mir einst gegeben
Zur Nacht den kühlen Trank,
Vergiftetest du mein Leben,
Da war meine Seele so krank, so krank!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Bergab bin ich gegangen
Mit dir zu jeder Stund,
Hab fest an dir gehangen
Und ging mit dir zu Grund!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Es hat sich an der Wunde
Die Schlange festgesaugt,
Hat mit dem giftgen Munde
Den Tod in mich gehaucht!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Und ach, in all den Peinen
War ich nur gut und treu!
Daß ich mich nannte den deinen,
Ich nimmermehr bereu', bereu'!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

12. Trippel, Trippel, trap, trab, trap.

Trippel, Trippel, trap, trab, trap,
Heut schließ ich die Thür nicht ab,
Wenn ich dich erst bei mir hab,
Laß ich nicht mehr von dir ab.

Weck mir nicht die Mutter auf,
Nur nicht hust', nicht nieß', nicht schnauf,
Nicht zu stolz renn mir herauf,
Wer hoffärtig fällt leicht drauf.

Weck mir nicht die Martinsgans,
Tritt dem Hund nicht auf den Schwanz,
Schleiche wie der Mondenglanz,
Wie ein Floh im Hochzeitskranz.

Stoß mir nicht die Kübel um,
Liebster Schatz, ich bitt dich drum!
Rumpelt er rumpidipum,
Liebster Schatz, das wäre dumm!

Und vor allem ich dich bitt,
Auf der Treppe in der Mitt'
Mache einen großen Schritt,
Von vier Stufen fehlt die dritt'.

In das Maul nimm deine Schuh',
Kommt die Magd, so fahr drauf zu,
Dann glaubt sie du seist Mu, Mu,
Kriecht ins Bett und läßt uns Ruh!

Gehe links, ach! geh nicht recht,
Sonst kömmst du zum Oberknecht,
Und da kriegst du ein Gefecht,
Und der Jockel trifft nicht schlecht.

Steig auch nicht bis unters Dach,
Kämest in das Taubenfach,
Da wird gleich mein Bruder wach,
Eilet schnell dem Marder nach.

Trippel, Trippel, trap, trab, trap. Schriften II, 161.

Bist du vor der Kammerthür,
Klage deinen Jammer mir,
Dann schieb ich die Klammer für,
Schrei: wer ist, potz Hammer! hier.

Und da wachet alles auf,
Mutter, Bruder, Knecht im Lauf
Nah'n, es wird 'ne Prügel-Trauf,
Besser als 'ne Kindertauf.

* * *

Doch es ging 'nen andern Gang,
Mutter nach neun Monden sang:
„Mädel 's wird mir angst und bang,
Sonst war ja dein Röckchen lang."

---

13. Es leben die Soldaten.

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeter müssen blasen,
Guten Morgen, gute Nacht,
Daß man mit Lust erwacht.

Ihr Wirtsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne
Ihr Schlafbuhle der Mond,
Der in der Sternschanz wohnt.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum Schildwach sei getröst.

Es leben die Soldaten. Im ersten Aufzug des klingenden Spiels „Viktoria und ihre Geschwister"; Schriften II, 52: Soldatenlied. Den gleichen Anfang hat Goethe-Schillers für die Aufführung von Wallensteins Lager gedichtetes Lied, Nat.-Litt. Bd. 119 S. 153, das Brentano von Weimar her bekannt war.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen,
Wer übrig bleibt, hat recht,
Und wer entflieht, ist schlecht.

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

Bedienet uns ein Bauer,
So schmeckt der Wein fast sauer,
Doch ist's ein schöner Schatz,
So kriegt sie einen Schmatz.

---

14. Theodor Körner an Viktoria.

Ich weiß es wohl, du hast um mich geweint,
Es geht die Welt nichts an, du kennst mich gut,
Wie du mich kennst, so hab ich es gemeint,
Mit dir, dem Vaterland und meinem Blut,
In Lebenslust hab ich zur Kunst gestrebt,
Der kann nicht dichten, der nicht gerne lebt!

Du weißt es wohl, ich habe gern gelebt,
Ich war so jung, so fröhlich, so gesund,
Das Lied, das meiner Lyra kaum entschwebt,
Trug an der Menschen Herz dein schöner Mund.
O selig Lied! Dem Huld die Seele giebt!
Der kann nicht leben, der nicht gerne liebt!

Theodor Körner an Viktoria. In den zweiten Aufzug der „Viktoria" nachträglich eingeschaltet, als Brief Körners an Viktoria selber, welche dabei mit Körners Braut, der Schauspielerin Antonie Adamberger, welche die Anne-Viktoria in Brentanos Stück hätte spielen sollen, als eine Person gedacht. Schriften II, 56. In Wien kann Brentano nicht mehr mit Körner zusammengetroffen sein, in Körners Familie zu Dresden hatte auch er, wie fast alle Romantiker, verkehrt.

Du weißt es wohl, ich habe dich geliebt,
Vergieb, o Liebe, die den Kranz mir wand,
Daß andre Feier mir den Kranz auch giebt;
Den Eichenkranz, das deutsche Vaterland.
Bei einer Eiche senkten sie mich ein.
Der kann nicht lieben, der nicht frei will sein!

Du weißt es wohl, ich konnte frei nur sein
Mit meines Deutschlands deutscher Kunst und Art,
Und setzte deutsch mein deutsches Leben ein,
Gleich deutschen Dichtern auf der Ritterfahrt.
Der hat gedichtet nicht, geliebt, gelebt,
Der kann nicht frei sein, der dem Tod erbebt!

Du weißt es wohl, daß gern den Tod ich starb.
Ich sah Viktoria dich, und stieg hinab,
Leg nun die Kränze all, die ich erwarb,
Kunst, Liebe, Leben, Freiheit auf mein Grab,
O Epheu, Lorbeer, Myrte, deutsche Eiche,
Singt der Viktoria, was ich verschweige!

---

15. Germanias Gruß an den Rhein.

Das Echo grüßt und jauchzend rings erwacht
Die goldne deutsche Zeit, wo dieser Fluß
Die freie Wiege deutscher Freiheit war.

Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Luft gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht!

Welch entzückend laues Wehen,
Blumen-Atem, Reben-Duft;
Wie die Felsen sinnend sehen
In des Wiederhalles Kluft;

Germanias Gruß an den Rhein. In dem Festspiel „Am Rhein, am Rhein!“

Rhein, der Freiheit Hochzeitbette,
Himmelhohes Lustgerüst,
Wo sich, spiegelnd um die Wette,
Stern und Mond und Welle küßt!

Seid gegrüßt, ihr Rebenhügel,
Seid gegrüßt ihr Felsenstein,
Die ihr unter Adlers Flügel
Schlummert in dem Sternenschein.

16. Rückkehr an den Rhein.

Weiß ich gleich nicht mehr wo hausen,
Find ich gleich die Mühle nicht,
Seh ich dich doch wieder brausen,
Heil'ger Strom im Mondenlicht.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Wer einmal in dir geschwommen,
Wer einmal aus dir getrunken,
Der ist Vaterlandes trunken.

Wo ich Sonnen niedersenken
Sich zum Wasserspiegel sah,
Oder Sterne ruhig denken
Überm See, warst du mir nah;
O willkomm! willkomm! willkommen!
Wen du einmal aufgenommen,
Wen du gastfrei angeschaut,
Keiner Freude mehr vertraut.

Ström' und Flüss' hab ich gesehen,
Reißend, schleichend durch das Land,
Aber keiner weiß zu gehen
Herrlich so durchs Vaterland.

Rückkehr an den Rhein. Im „Märchen von dem Hause Staarenberg" erzählt der Müller Radlauf: „Schon sah ich den Rochusberg und die dunkle Bergwand, wo der Rhein dem Anblick verschwindet; aber die Sonne sank und ich suchte meine Mühle vergebens. Ich schaute tiefgerührt in den teuren Fluß und sang:"

O willkomm! willkomm! willkommen!
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister!

Ordensband der deutschen Erde,
Das der Weinstock um sie schlingt,
Wo vom gastfrei deutschen Herde
Sie der Helden Wohlsein trinkt.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Andre Flucht kann mir nicht frommen,
Denn an deinem Ufer lauschen
Wein und Liebe, die berauschen.

Weines Feuer, Liebestreue,
Männerkraft und Jungfraun-Zucht,
Daß mein Herz sich recht erneue,
Hab ich wieder euch besucht.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Echo schlag die Freudentrommen,
Daß der Vater Rhein auch höret,
Wie ich bin zurückgekehret.

---

17. Heimatsgefühl.

Wie klinget die Welle!
Wie wehet im Wind!
O selige Schwelle,
Wo wir geboren sind!

Du himmlische Bläue!
Du irdisches Grün!
Voll Lieb und voll Treue,
Wie wird mein Herz so kühn!

Wie Reben sich ranken
Mit innigem Trieb,
So meine Gedanken,
Habt hier alles lieb!

40. Im „Märchen“ folgen noch drei Strophen, in denen Radlauf nach seiner Geliebten, Ameleyn, fragt und den Verlust der Mühle beklagt. — Schriften II, 86. — Heimatsgefühl. Schriften I, 439.

Da hebt sich kein Wehen,
Da regt sich kein Blatt,
Ich kann draus verstehen,
Wie lieb man mich hat!

Ihr himmlischen Fernen!
Wie seid ihr mir nah;
Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja!

Treib nieder und nieder,
Du herrlicher Rhein.
Du kommst mir ja wieder!
Läßt nie mich allein!

O Vater! wie bange
War mir es nach dir,
Horch meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier!

Du spiegelst und gleitest
Im mondlichen Glanz,
Die Arme du breitest,
Empfange meinen Kranz!

18. Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe.

Meister, ohne dein Erbarmen
Muß im Abgrund ich verzagen,
Willst du nicht mit starken Armen
Wieder mich zum Lichte tragen.

Jährlich greifet deine Güte
In die Erde, in die Herzen;
Jährlich weckest du die Blüte,
Weckst in mir die alten Schmerzen.

Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe. Schriften I, 31. Brentano schrieb am 8. Februar 1824 an Böhmer: „Ihre Sehnsucht nach dem Frühling rührt mich herzlich, wie alle Sehnsucht des Menschen, denn sie ist der Stecken des Treibers in uns, der von der verlorenen Heimat zeugt; aber nur im wahren Schafstall ist Friede. Diese Ihre Sehnsucht nach dem Frühling mahnet mich an ein Sehnsuchtslied, das ich vor etwa acht Jahren auch im Frühling niederschrieb. Ich will es suchen und Ihnen, weil Sie die Lieder Ihrer Freunde so lieb haben, hieher schreiben.“

Einmal nur zum Licht geboren,
Aber tausendmal gestorben,
Bin ich ohne dich verloren,
Ohne dich in mir verdorben.

Wenn sich so die Erde reget,
Wenn die Luft so sonnig wehet,
Dann wird auch die Flut beweget,
Die in Todesbanden stehet.

Und in meinem Herzen schauert
Ein betrübter, bitt'rer Bronnen;
Wenn der Frühling draußen lauert,
Kommt die Angstflut angeronnen.

Weh! durch gift'ge Erdenlagen,
Wie die Zeit sie angeschwemmet,
Habe ich den Schacht geschlagen,
Und er ist nur schwach verdämmet.

Wenn nun rings die Quellen schwellen,
Wenn der Grund gebärend ringet,
Brechen her die bittern Wellen,
Die kein Witz, kein Fluch mir zwinget.

Andern ruf' ich: Schwimme! schwimme!
Mir kann dieser Ruf nicht taugen!
Denn in mir ja steigt die grimme
Sündflut, bricht aus meinen Augen.

Und dann scheinen bös Gezüchte
Mir die bunten Lämmer alle,
Die ich grüßte, süße Früchte,
Die mir reiften, bitt're Galle.

Herr erbarme du dich meiner,
Daß mein Herz neu blühend werde!
Mein erbarmte sich noch keiner
Von den Frühlingen der Erde.

Meister! wenn dir alle Hände
Nah'n mit süß erfüllten Schalen,
Kann ich mit der bittern Spende
Meine Schuld dir nimmer zahlen.

Ach! wie ich auch tiefer wühle,
Wie ich schöpfe, wie ich weine,
Nimmer ich den Schwall erspüle
Zum Krystallgrund fest und reine.

Immer stürzen mir die Wände,
Jede Schicht hat mich belogen,
Und die arbeitblut'gen Hände
Brennen in den bittern Wogen.

Weh! der Raum wird immer enger,
Wilder, wüster stets die Wogen,
Herr! o Herr! ich treib's nicht länger —
Schlage deinen Regenbogen.

Herr, ich mahne dich: verschone!
Herr, ich hört' in jungen Tagen:
Wunderbare Rettung wohne —
Ach! — in deinem Blute, sagen.

Und so muß ich zu dir schreien,
Schreien aus der bittern Tiefe,
Könntest du auch nie verzeihen,
Daß dein Knecht so kühnlich riefe.

Daß des Lichtes Quelle wieder
Rein und heilig in mir flute,
Träufle einen Tropfen nieder,
Jesus mir von deinem Blute!

---

19. Der Abend.

Wie so leis' die Blätter wehn,
In dem lieben, stillen Hain,
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein

Der Abend. Schriften I, 459.

Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem roten Abendschein.

In der Quellen klarer Flut
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel,
Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel,
Und entschlummert über'm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen,
Zwischen bunten Kieseln kühl.

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um;
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm
Sich zur Nachtherberge melden,
In den blauen zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest;
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz- und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über alle wacht.

Treuer Gott, du bist nicht weit,
Dir vertraun wir ohne Harm
In der wilden Einsamkeit
Wie in Hofes eitelm Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in deinem Arm.

20. Gehör der Welt ich an.

Gehör der Welt ich an,
So ist's um dich gethan,
Um mich gethan.
O lenk den irren Kahn
Von dieser irren Bahn
Und lande an.



Gehör der Welt ich an. Ungedruckt.

Die Erfindung des Rosenkranzes.

Von

Klemens Brentano.

Schon in Marburg begonnen, fortgeführt in Landshut und Berlin; aus Böhmers Abschrift zuerst gedruckt 1852 im dritten Bande der gesammelten Schriften.

Einleitung.

Die beste Einleitung und Erklärung zu den Romanzen bilden Brentanos Briefe an Runge (vgl. Einleitung), aus denen die wichtigsten Äußerungen zusammengestellt hier folgen mögen:

„Ich habe sowohl innerlich als äußerlich ein an bitteren, schmerzlichen und wohlthätigen, süßen Erfahrungen reiches Leben gelebt. Große Freuden und Leiden sind, mit einer dunkeln grausamen Phantasie sich in mir wiederspiegelnd, über mich ergangen. Es ist vorüber. Verloren durch Mutwillen habe ich nichts; der Tod" — der ersten Gattin — „hat mir genommen was das Leben mir gegeben, und ich erkenne ruhig die Hand Gottes. Das Talent, Dichterwerke zu lieben und zu verstehen, und, was ich selbst liebe und verstehe, zu dichten, würde ich gewiß lauter vor der Welt ausgesprochen haben, wenn nicht alles, was ich dichten mochte, zu sehr die heiligere Geschichte meines Inneren gewesen wäre, als daß ich es ohne Frechheit in das laute unteilnehmende Tagewerk der Welt hätte fügen dürfen. Bei dieser Art von Zurückhaltung verlangte ich bald nach dem, was ich doch selbst besaß, und da es mir von außen nicht gegeben wurde, so verzehrte ich endlich meinen eignen Überfluß, so daß ich bald meine zurückgehaltene Freigebigkeit in Durst verwandelt sah. Mein Paradies

war untergegangen, nur sein Firmament stand noch über mir; meine Berge waren nicht mehr, aber der Schimmer ihrer Abendsonne schwamm noch in der Luft. Mein Selbstgefühl glich der abgelösten Farbendecke eines im Wasser versunkenen Pastellgemäldes, welche noch kurze Zeit oben schwimmt. . . . Die wunderbaren Blüten der Belladonna und anderer Giftpflanzen machten mir eigne Lust, zugleich aber auch die Granatblüte und die Lilie. Die Bilder der alten italienischen und neugriechischen Schule, auch der altdeutschen liebte ich ungemein und sammelte mancherlei. . . . . Wenn ich sagen soll, welche Art der Erscheinungen dieses Gartens zwischen Himmel und Erde mich besonders, nicht sowohl als Menschen überhaupt, sondern als Individuum immer tief gerührt haben, so sage ich Ihnen: das alte Rittergedicht [d. h. der Prosaroman] Tristan und Isolde, die Fiametta des Boccaz [vgl. Einl.], der standhafte Prinz des Calderon und einige Oden des wahnsinnig gewordenen württemberger Dichters Hölderlin. . . . . Während ich solches erlebte, entstand in mir unbewußt die Begierde, ein Gedicht zu erfinden, wie ich gern eines lesen möchte, und, was mir nicht begegnet war, gewisse Bilder und Zusammenstellungen begegneten mir immer wieder. Ich schaute sie mit gleichem Genuß an, ihre Farbe wurde mir bestimmt, und ich entschloß mich, sie in einem historischen Verhältnis zu einer ganzen Begebenheit auszubilden, die bald auch ein Schicksal, eine Notwendigkeit, ihren Himmel, ihre Erde, Leben und Tod empfing. Ich bildete sie in einzelnen Romanzen aus, die alle klar und bestimmt, ohne vielen lyrischen Erguß, meist handelnd sind, und empfand bald, daß sie mein gehörten, daß sie von mir waren und mich erfreuten. . . . . Die Hälfte ungefähr liegt fertig, der Plan des Ganzen ist es auch, und ich bin in der Lage und Muße, den Rest bald zu vollenden. Der Titel würde sein: Die Erfindung des Rosenkranzes. Befürchten Sie kein modernes, christlich geschminktes Geklimper, das mir höchst zuwider; das Ganze ist lebendige Begebenheit, doch ohne Grundlage einer Legende, von mir erdacht, deren Schuld und Buße sich mit der Erfindung des Psalters löst, und diese ist mit demselben verwebt und innig verbunden, damit es nicht ein Roman, sondern ein kleines Epos sei. . . . . Es ist nicht dieses Lied selbst, das ich liebe, es ist die Fata Morgana über meinem versunkenen irdischen Paradiese, das Nest eines verbrannten, aber nicht wieder erstandenen Phönixes, in dessen Asche blasend ich diese Gestalten gesehen habe, aber ich konnte sie nicht zeichnen, ich mußte sie singen mit gebrochener Stimme. . . . . Lieder, welche rührende irdische Verhältnisse mit scharfgezeichneten, ansprechenden Situationen darstellen [sollen durch Runges Randzeichnungen], zugleich ihre Gestirne unsichtbar über sich wandeln haben, ohne daß sie doch von diesen selbst viel sprechen; ja auch für ein Gemüt, dem alle Spiegel verschleiert sind, sich als eine fest zusammenhängende, die edleren Sinne tragisch erschütternde Fabel darstellen. . . .

„Das Ganze ist ein apokryphisch religiöses Gedicht, eine Reihe von

romantischen Fabeln, in welchem sich eine unendliche Erbschuld, die durch mehrere Geschlechter geht und noch bei Jesu Leben entspringt, durch die Erfindung des katholischen Rosenkranzes löst. Die alte Fabel des Tannhäusers ist, auf eine andere Art wie Tieck es that, darin gelöst und eingeflochten, sowie die Erscheinung der Zigeuner in Europa" — von Arnim in „Isabella von Ägypten" und im zweiten Teile der „Kronenwächter" behandelt — „und der Ursprung der Rosenkreuzerei als eines Gegensatzes des Rosenkranzes, der Pilgerfahrten und der Kreuzzüge, als Episoden, doch durchaus aus der Quelle des Ganzen entspringend, poetisch begründet worden. Die Einleitung des Gedichtes wird in einem anderen bestehen, welches alle Punkte meines eigenen Lebens enthält, die in jenen Zirkel fallen; gewissermaßen die Reisegeschichte, die mich zu diesen Gestalten geführt, mich endlich an sie geschlossen, und mich gezwungen hat, es zu schreiben .... es soll nicht weniger stören, als daß Dante selbst in seiner Hölle herumgeht."

In einem Briefe an Fouqué schildert Brentano das geplante Werk: „Mir gefällt selbst nichts von dem Meinigen, und weiß ich leider, wo es fehlt; es fehlt daran, daß ich es nicht weiß. Nun aber habe ich mir alles ausgedacht, was ich noch nirgends gelesen und gesehen, und wonach ich dürste: Farben, die mir vorschweben und zu denen ich die Bilder in allen Galerien umsonst gesucht; einen Hintergrund unergründlich, und doch nah und wehend, wie der Himmel und die Hölle, und einen Vordergrund wie Wiesengrün, Lämmer und Rosen und eine Linde, ein Altar und ein stiller Brunnen, dabei schlummert ein Kind im heißen Mittag, und einen Mittelgrund wie wandelnde Jungfrauen und Jünglinge, liebend und betend; links Bürgerkampf auf offenem Martte, rechts Tempelbau, über das Ganze ragend ein Turm von falscher Philosophie und dem Teufel als Wetterableiter; am Himmel aber niedersinkend ein Gewitter und drüber ein Regenbogen, durch den Aurora tritt u. s. w."

Wie Böhmer durch seine Abschrift die ausgearbeiteten Romanzen erhalten hat, so hat er aus Brentanos Aufzeichnungen auch Ideen zum Plane des ganzen Gedichtes zusammengestellt. Erst ihre Kenntnis giebt uns eine Vorstellung von der divina comedia, wie Brentano sie im Geiste trug. Kirchliche Legenden, weltliche Sagen und freie Erfindungen mischen sich hier in einer Mannigfaltigkeit, daß jede Erläuterung des Planes zu einer kritischen Zergliederung und Sagenforschung werden müßte. Wir geben aus dem „Anhange" in Brentanos Schriften daher nur den wichtigsten Abschnitt hier wieder.

Ursprung der Sage.

Agnuscastus, der Knabe, bringt der Mutter Gottes sein Lamm und seinen Vogel, um ihn zum Nachtmahl zu schlachten. Jesus spielt mit ihm. Er zeigt der Maria den Plan der Eltern an, sie zu ermorden mit

Joseph und Jesus, und Lilith und Uriel wollen sich dann für sie ausgeben. Sie fliehen und sagen dem Knaben, daß er nie solle größer werden, und einst, wenn das Geschlecht der Lilith ausgestorben, den Ring der Mutter Gottes, wo er auch sei, wiederbringen. Jesus giebt dem Vogel zu essen, und er singt klagend — die Nachtigall. — Nach dem Tode Meliores geht das Kind in den Venusberg und begehrt den Ring. Alle ziehen mit ihm ab.

* * *

Maria kommt auf der Flucht in eine Herberge. Sie kochen. Lilith hat nichts als einen Rosenstock von Jericho und spricht: „Ich möchte euch gern etwas geben, aber meine Rosen blühen nicht!" In dem Augenblicke blühen die Rosen, gelb, rot und weiß. Die Tochter weissagt ihr. Die Mutter Gottes schenkt ihr eine Windel. Der Geliebte kommt, er bringt ihr den Siegelring des Herodes, zum Beweise, daß er abgeschickt sei, Jesum zu ermorden; die Tochter verleugnet sie und besänftigt ihn. Sie weckt Joseph und mahnt ihn zur Flucht; er flieht, sie geleitet ihn. Die Mutter Gottes weissagt ihr. Der Liebhaber hat das Goldkästchen der heiligen drei Könige, worin Mariens Trauring ist, gestohlen. Die Mutter Gottes sagt ihr: „Eure Schuld werden nur die drei Rosen retten, wenn sie endlich lebendig geworden und das Unglück der Ringe getilgt haben, wenn sie selbst ein Ring geworden; dann auch erst wirst du in die ewige Seligkeit eingehen, der Same des Diebs aber wird trostlos sein und hoffärtig in alle Ewigkeit," und so zieht sie von dannen.

* * *

Kosme, ein junger Maler, hat beim Ballschlagen seinen Ring an den Finger eines Venusbildes gesteckt; dieses aber den Finger eingekrümmt, daß er den Ring nicht mehr gewinnen konnte. Die Nacht hat er einen üppigen Traum und findet am folgenden Tag einen andern Ring an seinem Finger; hiedurch fällt er in Lüste. Er bekommt ein Bild zu malen im Nonnenkloster und bekränzt eine Nonne mit Rosen, steckt ihr den Ring der Venus an und verführt sie. Sie legt als Pförtnerin Marien die Schlüssel hin und entflieht; Maria thut ihre Dienste indessen. Die Nonne gebiert ihm drei Mägdlein: Rosarosa, Rosadore und Rosablanke. Die erste setzt sie vor dem Haus ihres Vaters aus; sie wird mit dessen Sohn Jacopone erzogen, der sie, seine Schwester, nachher heiratet, ohne es zu wissen. Diese lebt sehr fromm und stirbt durch den Brand des Theaters; ihr Mann wird dadurch ein Büßender. Das folgende Jahr gebiert sie die Rosadore und setzt sie vor dem Muttergottesbild aus; eine Sängerin erzieht sie, und dieses Kind ist Biondette. Er beredete sie immer zum Aussetzen. Während ihrer dritten Schwangerschaft ist sie im Ausland und er will sie wieder dazu zwingen, aber aus Sehnsucht nach ihren Kindern und einer Ahnung des Todes eilt sie nach Bologna

zurück und klingelt am Kloster; sie fleht um Obdach als eine kranke Frau, man nimmt sie auf und bringt sie in die Metten, da sieht sie die Mutter Gottes in ihrer Gestalt, sie wird tief erschüttert und stirbt in der Geburt ihres Kindes, Rosablanka. Sterbend empfiehlt sie der Mutter Gottes ihre Kinder. Sie entdeckt ihrem Beichtvater Benone das Geheimnis. Kosme hat einen Traum und sieht sie. Sie sagt ihm, er solle sein Kind holen und büßen. Er eilt zu dem Beichtvater, nimmt Rosablanken und sie entfliehen in die Einsamkeit, wo er mit ihr büßt.

Der Tannhäuser zieht in den Venusberg zurück, weil ihm Papst Urban nicht verzeihen will; er ist von so ungemeiner Schönheit, daß sich alle Frauen in ihn verlieben; er kommt in der Nacht zu Zigeunern, die von einer schönen Jungfrau angeführt werden; er klagt ihnen seine Not; sie weissagt ihm, er entflieht; sie folgt ihm nach in den Venusberg; sie gebiert ihm zwei Söhne, Kosme und Albano; entweder soll sie selbst herausgehen, oder die Kinder herausschicken. Sie zieht mit ihren Kindern durch Berg und Thal, und findet endlich auf dem Platze, wo sie den Tannhäuser zuerst sah, eine Hütte aufgebaut. Eine keusche Jungfrau, die den Tannhäuser liebte, und ein Arzt, der die Zigeunerin liebte, haben sich die Hütte erbaut. Sie gräbt ihre Schätze auf und hängt jedem ihrer Kinder einen Ring an; Kosme den Trauring Josephs und Mariä, und dem Albano den Ring Pharaos, dann legt sie den Apo an die Brust, und er will nicht mehr saugen und beißt sie; sie flucht ihm in der Verzweiflung. Kosme ist ruhig, sie segnet ihn, sie steckt ein Licht an zum Schlafen in der Hütte und geht hinein. Sie findet den Arzt und die Jungfrau auf einem Lager, zwischen ihnen ein schneidendes Schwert; sie macht sie im Schlafe reden, und sie bekennen ihre Geschichte. Hierauf legt sie die Kinder neben sie, nimmt das Schwert weg und küßt die Jungfrau oft auf den Mund, und bestreicht beiden die Lippen mit ihrer Milch. Da sie das Haus verläßt, säet sie Rosen um den wieder verdorrten Baum, den sie abbricht und mitnimmt. Sie schickt einen Brief an den Papst und macht ihm Tannhäusers Elend bekannt und das ihre; sie kann selbst durch Rom ziehen. Sie läßt dem Arzt eine Menge medizinisch-kabbalistischer Bücher zurück und geht in den Venusberg.

* * *

Josephs Zweig blüht im Tempel eine Rose. Die drei Marien, die drei Rosen. Die Sibylle erhält Mariens Trauring. Wenn er von ihrem Geschlechte verloren geht, soll es in Elend kommen. Sie schenkt Marien drei Rosen, eine weiße, rote und schwarze; Maria verspricht sich um derselben willen zu erbarmen. Als die Zingara die Ringe Apo und Kosme umhängt, säet sie in frommer Hoffnung Rosen.

Die Höhle bei Monserrat, wo die Leiber derjenigen liegen, welche den Venusberg verließen.

* * *

San Petronio erscheint und erzählt seine Geschichte, trauert über das Schicksal der Stadt, prophezeit den heiligen Dominikus und den Rosenkranz. Wem? Wo?

Nach der Exequie und dem Begräbnisse geht Meliore mit Rosablanke, wo Maria di Lucca nachher hinkommt. Sie ist in ihn verliebt; er erzählt ihr die Geschichte, seinen Traum von Biondetten. Nun folgt er ihr nach Hause. Seine Unterhaltung mit dem Alten; er erzählt ihm, daß er malen wolle eine Madonna, und beschreibt sie ihm ganz als jene. Kosme entsetzt sich darüber, und zeigt ihm sein Gemälde. Meliore entschließt sich, es heimlich zu vollenden.

* * *

Das große Leichenbegängnis der Rosarosa; ungeheuere Verwunderung der Stadt; man sieht Biondette unter dem Volke neben Apo. Meliore, der mit Pietro und Jacopone mit der Leiche geht, erblickt sie und wird ohnmächtig; Rosablanka und Pietro tragen ihn zur Seite (der Carroccio geht mit der Leiche), sie tragen ihn zu Biondettens Bronnen. Pietro pocht an Apos Thor, er begehrt Hilfe, Moles erregt seine wütende Eifersucht. — Indes rührende Scene. Agnuscastus reicht ihr Wasser und ermahnt sie zu fliehen. Sie fliehen. Pietro kommt mit Gift, das ihm Moles gegeben, er sieht den Knaben schlummern und wird tief gerührt, er wirft aus Angst das Gift in den Brunnen. Er verläßt den Brunen nicht mehr und leidet nicht, daß jemand daraus trinkt. Er betet stets bei der dort stehenden Mutter Gottes. Er baut sich eine Hütte da und betet. Mannigfaltige Versuchungen. Rosablanka geht oft an ihm vorüber; er weint und trauert stets und vermehrt die Andacht zu dem Bilde. Apo, darüber zornig, läßt ihn einen großen Traum sehen im Schlaftrunke, während dessen steht der Brunnen offen; Rosablanka schöpft Wasser, da sie in die Stadt kommt; sie trinkt und entschläft, sie träumt einen wunderbaren Traum. Er erwacht, sein unendlicher Jammer, sein Geschrei, daß er den Brunnen vergiftet, daß Moles ihm das Gift gegeben; Moles wird gefangen, er bringt alle Juristen durcheinander und erregt den Zorn Azzos gegen Bulgar. Azzo erschlägt den Bulgar. Azzos Hinrichtung, Trauer der Studenten. Pietro wird freigesprochen, macht den Kreuzzug mit, verspricht seinem Bruder Reliquien zu bringen, rührender Abschied von Rosablanken und Meliore. Er wird Eremit in der Hütte desselben, der die Maria von Sankt Lucca angeschleppt, die er findet; es ist die, wo Marias Milch befindlich, durch die Apo zu Grunde geht.

Großer Senat. Dem Apo wird die Apotheke verboten durch die Partei Garisendi; sein Haß gegen dieselbe und sein Schwur, sie zu vernichten. Er steckt sich hinter dessen Feinde Ulivieri, und sendet ihnen einen Assasinen, den ihm Moles rekommandiert, dieser will den Garisendi ermorden, wird aber durch Jacopone gehindert. Standhafter Tod des

Assasinen, seine Erzählung vom Alten vom Berg und dessen ganzem Institut. (Ulivieri hat den Dolch von ihm empfangen.) Hinrichtung des Assasinen, oder nicht, aus Angst? Das Volk zerreißt ihn. Muß in Bezug kommen mit Apos Geschichte.

Jacopone erhält in demselben Senate die Erlaubnis, die Kirche zu bauen; er erwählt den alten Guido und seine Tochter zu Baumeistern. Dieser bricht ein Theater ab und entdeckt die gebackenen Steine. Die Kirche wird davon erbaut.

Messer Ulivieri ersticht den Garisendi bei derselben Hinrichtung. Bürgerlicher Krieg beigelegt; Ulivieri, verbannt, geht in französischen Dienst, und sendet der Frau Geld, den Turm zu bauen; sie wirbt Freunde. Diese erzählen sich die Turmgeschichte. Asinelli, Garisendi. Rosablanka bleibt gesund von dem Trunke, sie erzählt ihren Traum, daß sie auf einem Hügel das Muttergottesbild gesehen bei einer Quelle, und viele Kranke gesund werden. Picciola Piatesa will eine Kapelle hinbauen, die Tauben tragen Späne nach dem Hügel, die Kapelle wird hingebaut, man entdeckt, daß es die Quelle jenes Brunnens ist. Die Linde stirbt.

Meliore malt; Rosablanka liebt ihn noch, sie schmückt sich mit Rosen, um ihm als Modell zu stehen; Kosme erschrickt darüber, er belauscht sie, als Benone bei ihm ist, er wird rasend und will sie ermorden. Agnuscastus hat ihr Agnuscastus in ihren Kranz geflochten, ihr Sinn verändert sich. So oft sie zu ihm will, Farben reiben, ruft sie das Kind ab und will Unterricht, lehrt sie aber wunderbare Dinge.

In demselben Zornmoment kommt der Eremit mit seinem Bilde in Kosmes Hütte an. Große Rührung Kosmes. Meliore wird zu seiner Malerei mehr begeistert. Er bringt Grüße von Pietro, große Freude. Sie ziehen nach Bologna und schmücken das Bild in Pietros Garten mit Rosen.

* * *

Auf der Kirche wird der Strauß aufgesetzt. Der Rat ist versammelt. Man nimmt das Bild feierlich auf und bringt es auf den bestimmten Berg. Große Andacht des Volkes. Bei dem Getümmel sieht Meliore Biondetten und Apo abwärts im Gebüsche wandeln, er wird unendlich traurig. Unterredung mit Apo. Heimweg. Sie kommen zu einem Tanzboden. Apo und Biondette, Imelde und Bonifacio machen Bekanntschaft. Zug aus Frau Venus Berg; Eckart warnt. Sie ziehen nach Haus. Agnuscastus ist sehr traurig. Buße Rosablankens.

Ulivieri kommt nach Haus. Die Frau zeigt ihm den Turm. Bürgerlicher Krieg. Apo ist dabei, hetzt aber nur. Schlacht in der Stadt; Verbannung Jacopones. Kluger Intervall, da sie die Kirche in den Streit setzen. Der Kampf wird beruhigt; viele meiden die Stadt.

Ulivieri geht mit Theodora, Mariam di Lucca zu sehen. Große Rührung bei dem Bilde. Theodora geht in sich. Plan, den Bogengang

zu bauen. Versöhnung beider Parteien, aber nur scheinbar. Apo sucht es zu verhindern. Kollegium über den Haß. Er giebt dem Bruder Imeldens den Dolch der Assasinen.

Tod Bonifacios. Imeldens Tod. Großer Streit. Verbannung. Erdbeben. Einsturz eines Teiles der Petroni-Kirche. Zwei von den Feinden werden überschüttet mit Jacopone. Man findet sie lebend. Er eröffnet dem Senate die Vision von Sankt Petronius, und daß Dominikus kommen werde und die vielen Reliquien, und wird Dichter. Großes Fest in Bologna. Jahrmarkt. Apo und Biondette. Apo wird von Milch krank. Wie sie ihn verpflegt. Moles stellt sich bei ihm ein; seine Träume. Er streitet mit Moles, und wirft ihm vor, daß er ihn verlassen. Moles eröffnet ihm, daß es mit seinem Geschlecht auf die Neige gehe, und er alle Hände in Asien voll zu thun gehabt habe. Sie schimpfen sich. Apo ringt mit der Buße. Er entschließt sich, Biondetten in der Kirche singen zu lassen.

Die zwei Verschütteten gehen nach Faenza, die andere Partei zu versöhnen. Man verlacht sie. Sie kehren zurück und sterben. Ehrenvoll Begräbnis. Der Podesta zieht mit dem Carroccio nach Faenza. Der verräterische Beckenschläger. Sie dringen ein. Versöhnung.

Dante kommt nach Bologna; er geht zu Apo und begehrt die Deutungen von seiner Mutter Traum. Er gefällt dem Apo; dieser legt ihm den Traum aus. Er sieht Biondetten, sie erinnert ihn an Beatricen. Er wird sehr traurig, und da ihm Apo allerhand Gaukeleien vormacht und ihn zu trösten sucht, nimmt er sich vor, die Hölle zu schreiben. Er verläßt ihn und hört Jacoponen einige Lieder singen. Ihre Unterredung, seine Liebe zu ihm, das große Versöhnungsfest, seine Zerstreuung beim Lesen. Er verläßt Bologna traurig. Die Kirche wird vollendet. Einweihung. Meliore stellt das Bild auf. Biondette fällt in Asche. Das Volk schreit Mirakel. Rosablanka wird eingekleidet. Jacopone läßt die Leiche seiner Frau beisetzen und wird Franziskaner.

Kosme wird in die Stadt getragen zur Beichte. Seine Beichte. Apone unterbricht ihn; er sei sein Bruder und entflieht. Meliore geht in die Einsamkeit. Rosenkranz. Jacopone Mönch: Stabat mater.

Pietro Einsiedler. Apos Tod. Dessen Erzählungen.

Pietro zieht nach Haus, findet Rosablanken und Meliore gestorben und den alten Kosme nach Monserrato gewallfahrtet. Jacopone giebt ihm die Geschichten, die ihm Benone gesagt, und stirbt. Er folgt seinem Vater suchend. Er findet ihn zu Monserrato, und die ganze Geschichte der Vorzeit.



Erste Romanze.

Rosablankens Traum.

In des ernsten Thales Büschen
Ist die Nachtigall entschlafen,
Mondenschein muß auch verblühen,
Wehet schon der Frühe Atem.

Jetzt auch hält auf stummen Hügeln
Einsam freudig seine Wache
Phosphoros, der Held der Frühe,
Strahlend, ernsthaft, sinnend, harrend.

Und es geht mit leisen Füßen,
Daß der Vater nicht erwache,
Rosablanka aus der Hütte,
Um die Sonne zu erwarten.

Nieder sitzt sie an der Thüre
Und blickt betend in den Garten,
Ehe noch mit grauem Flügel
An dem Dach die Schwalbe raschelt.

Auf den Schattenkelchen glühen
Milden Taues Diamanten;
Sind es Thränen, sind es Küsse,
Ist's der Glanz prophet'scher Flammen?

„Morgenstern, o sei gegrüßet
Du, Maria, voll der Gnaden,
Bitte für uns arme Sünder
Jetzt und in dem Tode, Amen!“

Romanze. Als Einleitung waren die Terzinen „Rückblick in die Jahre der Kindheit“, Schriften I, 1, bestimmt. — 290. Phosphoros, statt der gewöhnlichen Bezeichnung Lucifer, die hier wegen der Beziehung des Namens auf den Höllenfürsten vermieden wird. — 304. Morgenstern, altes Beiwort der Gottesmutter, wie die ganze Strophe katholisches Kirchengebet.

Spricht sie — und vom Stern der Frühe
Weissagt auch die fromme Schwalbe,
Und des Traumes schwüle Flügel
Spannt sie über Rosablanken.

Auf der goldnen Locken Fülle,
Schwer vom blanken Nacken wallend,
Sinkt ihr schlummernd Haupt zurücke,
Himmelsspiegel wird die Wange.

Schüchtern um die ros'gen Füße
Ihr der Tau die Traumflut sammelt,
Und der West mit kühlem Flüstern
Dunkle Schlummer-Segel spannet.

Und der Traum spielt sie berückend
Auf der Wimpern goldnen Strahlen,
Die zum Schlummer sind entzücket
In des Morgensternes Glanze.

Und es kreuziget die Süße
Frommgewohnt sich Stirn' und Wange,
Legt in Gottes Hand die Zügel
Der nachtwandelnden Gedanken.

Von den lichtergrauten Hügeln
Nieder zu des Thales Garten
Durch die Nebelwege düster
Sieht sie einen Jüngling wallen.

Zu des Gartens Rosengrüften,
Wo die Düfte schlummernd schwanken,
Eilet Rosablanka schüchtern;
Jener folget ihrem Pfade.

Wandelt ernsthaft durch die Thüre,
In der Rechten einen Spaten,
Und sie wagt nicht ihn zu grüßen,
Also hell und finster war er.

Und sie pflückt gebückt in Züchten
Süße Blümlein, die noch schlafen,
Die unschuldigen, ohne Sünde,
Ohne Taufe, ihm zum Kranze.

Da sie scheu den Kranz schon ründet,
Steht vor ihr der trübe Wandrer,
Spricht: „Wohl selig sind die Blüten,
Die du tötetest im Schlafe!

„Selig in der Nacht gepflücket,
Die in Unschuld sind empfangen,
Die nicht traf der Fluch der Sünde,
Starben selig vor dem Apfel.

„Aber uns thut not zu büßen,
Denn das Weib ward durch die Schlange
Zu dem Gottesraub verführet,
Den sie teilte mit dem Manne.

„Und so hat der Herr erzürnet
An die Erde uns gebannet,
In der Mutter muß ich wühlen
Nach dem göttlichen Erbarmen.

„Mit dem Fleische ist die Sünde
Aus der Erde aufgegangen;
In der Mutter muß ich wühlen
Bis der Vater sich erbarmet!"

Und vor Rosablankens Füßen
Fing der Ernste an zu graben,
Und da er die Gruft erwühlet,
Hat die Erde ihn umfangen.

Mit ihm zu der Erde Grüften
Sinken auch des Thales Schatten,
Aus den Gründen zu den Hügeln
Tritt die Nebelwoge wachsend.

Trüb getürmt auf düstern Füßen
Schwankt der Riese auf am Walde,
Schwingt die Nacht auf seinen Rücken,
Kalt die Nebelfäuste ballend.

Trügend rüstet sich der Lügner
Mit dem Sonnengott zum Kampfe,
Der auf goldnen Flügelfüßen
Flammet aus den Oceanen.

351. Apfel, die Paradiesessage. — 358. Mutter, die Erde.

Seinen Spiegel stellt er lügend
In der Dünste giftigem Walle
Antichristisch ihm genüber:
Jeder wache, nicht zu fallen!

Wo der Traum in ird'schen Gründen
Barg den Mann, will Rosablanka,
Ganz in tiefer Angst entzücket,
Ihren Blumenkranz begraben.

Aber ihr entgegen züngelnd
Reckt sich eine bunte Schlange,
Und mit heil'gem Mut gerüstet
Betet bebend Rosablanka.

„Sei verflucht du Geist der Lügen,
Dich zertrat des Weibes Samen;
O Maria sei gegrüßet,
Mutter Gottes, voller Gnaden!

Amen!" und aus Himmelsflüssen
Gießt sich aus ein Meer des Glanzes:
Maris Stella sei gegrüßet,
Semper Virgo, Ave, Salve!

Und der Jungfrau Heldenfüße
Traten auf das Haupt der Schlange,
Kindisch ihre Schuld zu sühnen
Giebt den Kranz ihr Rosablanka.

Aber auf des Thales Hügeln
Glüht die Sonne, und es wallen
Schon die Bienen nach den Blüten,
Und es eilt die fromme Schwalbe,

Kühlt des Traumes schwülen Flügel
Auf dem Spiegel klarer Wasser,
Und beträufelt mit dem Flügel
Weckend Rosablankens Wange!

II. Kosme und Rosablanka. Der greise Vater Kosme erwacht und sieht um seine Hütte die weißen, roten und schwarzen Rosen, die weiße zagend gleich dem Geiste einer Nonne. Rosa=

382. Antichristisch, der vor dem Weltende eintretende Kampf zwischen Antichrist und seinen Anhängern mit den treugebliebenen Gläubigen. — 393. Genesis I, 3, 15. — 398. der kirchliche Gruß: Meeres Stern, allezeit Jungfrau, sei gegrüßt, Heil dir.

blanka erzählt dem Vater ihren Traum; er befiehlt ihr bei den schwarz und weißen Nonnen in Bologna Honig und Wachs zu verkaufen und für das erlöste Geld eine Seelenmesse im Kloster zu Sankt Klaren zu bestellen am zwanzigsten Todestage der Mutter. Dann betrachtet er in seiner Hütte letzter Kammer den verschlossenen Schatz des Jammers.

Eine Locke blonder Haare,
Die Gewande einer Nonne,
Nimmt er weinend aus dem Kasten,
Und dann eine schwere Rolle.

Er weint und büßt alljährlich vor diesen Reliquien an dem Tage

Da geboren Rosablanka,
Da die Mutter ihr gestorben.
Die in schwerer Schuld empfangen,
Die in schwerer Schuld gestorben,
Und es ist der Sünde Vater,
Rosablankens Vater, Kosme.

Er gießt aus gebleichtem Wachse eine hohe Totenfackel in Schlangenform, sie bei der morgigen Seelenmesse zu brennen. — III. Meliore und Apone. Meliore will zu Apones tiefem und dunklem Vortrage in die hohe Schule, folgt aber dem Gesange und Harfenschlage der geliebten Biondette und kömmt vor einen einsamen Altar der Gottesmutter. Rosablanka kömmt mit Wachs und Rosen zum Altare und glaubt in Meliore die Erscheinung aus dem Garten wieder zu erkennen. Während Biondettens Ave herübertönt, flechten beide einen Kranz für die Gottesmutter. Rosablanka enteilt, Apone naht mit seinen Schülern und wechselt spitze Reden mit Meliore über seine Schulversäumnis.

IV. Rosablanka und Biondette.

Nieder auf Bolognas Straßen
Brennt die volle Mittagssonne,
Und aus hohen Schloten wallen
Weiß des dichten Rauches Wolken.

In den Kellern klimpern Flaschen,
Und auf kühlem Marmorboden
Wird mit silbernem Gerassel
Schon des Reichen Tisch geordnet.

Suchend hie und da den Schatten,
Schleichen von der Klosterpforte
Auch die Bettler zu dem Mahle
Mit dem vollen Suppentopfe.

Und der Ochse lauscht am Wagen,
Wiederkäuend in der Sonne,
Einsam auf dem heißen Markte
Auf das Plätschern hoher Bronnen.

Aber in der Linde Schatten,
Wo die fromme Tänz'rin wohnet,
Scheint der Mittag selbst entschlafen
An dem lieben, stillen Bronnen.

Leis' umgrast von seinem Lamme
Auf dem dicht berasten Boden
Ruht ein süßer, kleiner Knabe,
Schlummerglüh'nd in goldnen Locken.

Jede Blüte hör' ich fallen,
Hör' des Knaben leisen Odem,
Und die reine Rosablanka
Tritt einher mit ihrem Korbe.

Auf den Stufen des Altares,
Wo sie früh den Kranz geflochten,
Ladet sie zum armen Mahle
Kindlich ein die Mutter Gottes.

Eine goldne Honigwabe,
Auch ein Stückchen weißen Brotes,
Und die milchgefüllte Flasche
Nimmt sie aus dem weißen Korbe.

Da erwacht der blonde Knabe,
Und steht harrend bei dem Bronnen,
Und es rief ihn Rosablanka:
„Komm, ich geb' dir Honigbrote!“

Und er nahet mit dem Lamme
Freundlich sich der Jungfrau Schoße,
Auch ein Vöglein kommt zu Gaste
Von der Linde abgeflogen.

917. Tänz'rin, Biondette (Marianne Jung-Willemer).

Liebreich lächelt Rosablanka,
Heißt sie allesamt willkommen,
Und es spricht der blonde Knabe:
„Du bist mild, o fromme Tochter!

„Was du teilest mit den Armen,
Das hast du dem Herrn geboten,
Der sich deiner wird erbarmen
In der Stunde deines Todes!“

Von der Gäste lautem Danke
Ward Biondetta hergelocket,
Schaut herab zur offnen Tafel,
Will mit ihrer Kunst sie loben.

Leis' ergreift sie ihre Harfe,
Singet sanft herabgebogen:
„Heil dir, Jungfrau! mit dem Lamme,
Mit dem Knaben, mit dem Vogel.

„Über deinem frommen Mahle
Weile gern das Auge Gottes,
Denn so liebe Gäste saßen
Einstens um das Tischlein Josephs.

„Herr, dies Mahl laß' dir gefallen
Zum Gedächtnis deines Sohnes,
Und die arme ird'sche Harfe
Klinge bald am Himmelsthore.“ —

Als die Worte niederklangen,
Saß die Jungfrau stille horchend,
Ließ die Gäste munter naschen
Brot und Honig aus dem Schoße.

Und Biondetta flüstert sachte:
„Mägdlein, sieh nach deinem Korbe,
Denn das Lamm hat mit der Nase
Schon das weiße Tuch erhoben.

„Kindisch horchend meiner Harfe,
Bist du um dein Brot gekommen;
Darf ich dich zu Gaste laden,
So tritt ein in meine Pforte!“ —

Doch nun spricht zu ihr der Knabe:
„Eh' du gehest, fromme Tochter,
Gieb drei Kerzlein mir von Wachse,
Daß ich sie heut' abend opfre.

„Ich will dir ein Lied auch sagen,
Wenn ich wieder zu dir komme,
Von dem Knaben und dem Lamme
Und drei wundervollen Rosen.

„Ich kenn' deines Vaters Garten;
Will es Gott, so komm ich morgen.“ —
Und sie giebt drei schön gemalte
Kerzen ihm, daß er sie opfre.

Eine rote, eine schwarze;
Und er spricht: „Für dich, du Fromme,
Ist die weiße hier — drei Farben
Will ich für drei Rosen opfern!“ —

Und nun wendet sich der Knabe,
Spricht: „Gedenke dieses Morgens,
Denk' der Schlange und des Mannes,
Folge seinen ernsten Worten.

„Daß sich unser mög' erbarmen,
Der du gabst die frühen Rosen,
Die zertreten hat die Schlange,
Die den Heiland hat geboren!“

Und nun schied er. Tief erbanget
Denkt die Jungfrau seiner Worte,
Bis Biondetta sie ermahnte
Mit der Saiten goldnem Tone.

Ihren Korb nimmt Rosablanka,
Wie von lieber Hand gezogen
Steigt sie zu der Tänz'rin Kammer
Und spricht schüchtern: „Willst du Rosen?

„Rosen, rot wie deine Wangen,
Kerzen, rein und schlank gezogen,
Wie dein klarer Leib gestaltet?“ —
Spricht's und zieht das Tuch vom Korbe.

Kann die Antwort nicht erwarten,
Setzt sich nieder an den Boden,
Fleht: „O, schlage an die Harfe,
Singe, singe rein und golden!“ —

Und Biondetta spricht: „Du klare
Jungfrau, schöne Harfe Gottes,
Woll' an meinem Herzen schlagen
Von den Armen lieb umschlossen!“ —

Und es sinket Rosablanka
Ihr ans Herz, und heilig lodert
Über sie die Gottesflamme,
Daß die Seelen dicht verschmolzen.

Daß von ihren heißen Wangen,
Von den rot und weißen Rosen,
Von dem Klang geheimer Harfen
Heil'ge Thränenquellen flossen.

„Hörst du, hörst du, wie vom Klange
Mir des Herzens Saiten pochen,
Wie von göttlichem Gesange
Sich ein Netz um uns gezogen?“

„O, wer bist du? meine Arme
Haben einen Schatz gehoben;
O, wer sind wir, die sich fanden?
Sprich, wo wir uns einst verloren!“

Also ward in süßen Fragen
Ihrer Arme Bund erschlossen,
Der mit heimlichen Gewalten
Ihrer Seele Bund geschlossen.

„Da ich früh heut' am Altare
Einen Rosenkranz geflochten,
Fühlte ich in dem Gesange,
Liebe, mich an dich verloren.

„Durch die Rosen meines Kranzes
Und durch meines Blutes Rosen,
Die in Lieb' und Andacht wachsen,
Flocht ich deine Töne golden!“ —

„Da ich dich gesehn beim Mahle
Mit dem Knaben, Lamm und Vogel,
Fühlte ich ein tief Erbarmen,
Daß ich hier so einsam wohne.

„Wie ein Himmelsglanz die Kammer
Heil'gen Mönchen in Visionen
Füllet, also füllte strahlend
Mich Verlangen, Lieb' und Hoffen!“ —

Um sich blicket Rosablanka,
Sieht das Stübchen wohl geordnet,
Spiegelblank sind Stühl' und Tafel,
Schrank und Wand von edlem Holze;

Reicher Stoff in reichen Falten
Schwebet um der Fenster Bogen,
Und ein Bilderteppich spannet
Augerquickend sich am Boden.

Und wo es erwünscht, da ragen
Aus den Wänden, halb erhoben,
Kunstgebildete Gestalten:
Mensch und Vase schön geformet.

Marmor, Glas und Alabaster,
Erze, Silber, Gold und Bronze,
Die Metalle und Krystalle
Sprechen, was der Meister wollte.

„Reich ist, Jungfrau, wohl dein Vater,
Der dir all dies Gut erworben.
Solchen Reichtum zu betrachten
Ist mir früher nie geworden.“ —

„Nur der Welt gehört dies alles,“ —
Spricht Biondetta — „aber folge
Jetzt mir auch zum eignen Schatze,
Den ich selber mir erworben.

„Trete in die enge Kammer,
Sieh mein Bett mit trocknem Moose,
Wo ich mit dem Licht erwache,
Mit der Schwalbe Gott zu loben.

„Vor dem Fenster schwebt ein Garten
Auf der alten Mauerkrone,
Wo zwei süße Nachtigallen
Meine Lieder wiederholen.

„Aber deine Augen fragen,
Was das Tüchlein dort verborgen
Über meinem Betstuhl halte:
Sieh, das Bildnis einer Nonne.

„Schlecht ist nur das Bild gemalet,
Doch in seinen Zügen wohnet
Strenge, die mich liebreich strafet,
Liebe, die mich ernsthaft lobet.

„Heiliger als alles, alles,
Ist mir dieses Bild geworden,
Seinen linnen Vorhang achte
Höher ich, als sei er golden.

„Aber über deine Wangen
Seh' ich sanfte Thränen rollen?“ —
„Kann ich,“ — saget Rosablanka —
„Vor dem Bild nicht weinen wollen?

„Denn ich seh' auf seinen Wangen
Blasser Lilien Kelch erschlossen,
Der von Thränen bittern Grames
Bis zum Tode überflossen.

„Wer hat dir das Bild gemalet,
Wer hat dir das Tuch gesponnen,
Daß sie lieb dir über alles
Und mir auch so lieb geworden?“ —

„Was ich weiß sollst du erfahren,“ —
Spricht Biondetta, — „doch zu sorgen
Bleibt mir vieles noch heut' abend,
Ich muß meinen Putz noch ordnen;

„Muß noch stimmen Lei'r und Harfe
Und die Lieder wiederholen,
Denn schon mahnet mich der Schatten
Meiner Uhr dort an der Sonne.“ —

Schüchtern fraget Rosablanka:
„Hohe Gäste hat entboten
Wohl dein Vater für heut' abend,
Die so reichen Putz erfodern?“ —

„Alles das will ich dir sagen,“ —
Spricht Biondetta, — „doch nun folge
Mir zu meinem Kleiderschranke,
Hilf mir die Gewande ordnen.“ —

Vor den Blicken Rosablankens
Stehn die blanken Thüren offen,
Ach, die seltsamen Gewande
Und die bunten reichen Stoffe;

Und die schönen Blumen wankend,
Bei den Sternen silbern, golden;
Wo die zarten Federn schwanken
Um die leichten, duft'gen Flore.

Wie die Diamanten strahlen
Lachend in rotgoldnen Kronen,
Wie die Perlenschnüre fallen
Weinend auf des Purpurs Wogen!

Und in blanken Silberpanzern
Spiegeln dunkle Seidenrosen,
Windend sich um Schwert und Lanze
Aus des Goldhelms stolzem Schoße.

Muschelhut und Pilgerflasche
Hängt am saracen'schen Bogen,
Falsche Stern' und Monde prangen
Aus des Turbans üpp'gen Wolken.

Flitterschuhe und Sandalen,
Bei Kothurn und Goldpantoffeln
Und gespornten Schienen, paaren
Traulich unten sich am Boden.

„Reich ist, Jungfrau, wohl dein Vater,
Der dir all dies Gut erworben?“ —
„Nur der Welt gehört das alles,
Ich bin freier Künste Tochter!

„Muß auf offner Bühne tanzen,
Bin zur Lust der Welt erzogen;
Heute sind es nun sechs Jahre,
Daß ich sang die erste Rolle.

„Heute sind es zwanzig Jahre,
Daß ich bin gefunden worden,
Als ein Kindlein am Altare,
Wo du früh den Kranz geflochten.

„Findelkind Mariens nannte
Mich die Tänz'rin, die hier wohnte,
Ihr verdank' ich Sang und Harfe,
Sie ist meine Mutter worden.

„Was mit Staunen du betrachtest,
Ist das Gut, das sie erworben,
Und mir gütig hat gelassen,
Als ich sie im Tod verloren.

„Da zur Jungfrau ich erwachsen,
Übernahm ich ihre Rollen,
Und sie hat vom offnen Wandel
Sich zu Gott zurückgezogen.

„In dem Kloster zu Sankt Klaren
Ward sie endlich aufgenommen,
Und im heil'gen Kleid begraben
Als ein Mitglied jenes Ordens.

„Sterbend hat sie mir gestanden,
Daß ich ihre Findeltochter,
Und mir Zeit und Ort gesaget,
Da ich bin gefunden worden;

„In dem Tüchlein eingeschlagen,
Mit dem Bilde jener Nonne,
Und dem Ringlein, das ich trage,
Am Altare bei dem Bronnen.

„Heute sind es zwanzig Jahre,
Freitag nachts, als aus der Oper
Einsam sie nach Haus gegangen,
Nahm sie auf mich von dem Boden.

„Hat mit mir sich in der Kammer
Mutterheimlich eingeschlossen,
Und von den gemalten Wangen
Liebesthränen auf mich flossen.

„Da sie sterbend mir dies sagte,
Fragt' ich: Wer hat mich geboren?
Doch sie konnte mir's nicht sagen,
Ihre Lippe war verschlossen

„Ihre Blicke aufgeschlagen,
Sahen nach dem Bild der Nonne,
Und auf ihre bleichen Wangen
Kalte Thränen niederflossen,

„Die noch traurig darauf standen,
Als ich ihr das Aug' geschlossen,
Und so sind mit ihr mir Armen
Beide Mütter nun gestorben!

„Die mich hilflos mußte lassen,
Als sie mich zum Licht geboren,
Die mich treu in ihre Arme
Als ein Kind hat aufgenommen!

„Heute nun zum letztenmale
Will ich singen in der Oper,
Will ich meine Wangen malen
Meiner Lehrerin zum Lobe!

„In der Künste bunter Flamme
Ihrem Leben noch dies Opfer,
Und dann fromm die jungen Tage
Opfern ihrem heil'gen Tode!" —

Alles höret Rosablanka,
Dinge, die sie nie vernommen,
Über manches möcht' sie fragen,
Stünd' der Schrank nicht vor ihr offen.

Lange steht sie vor den Masken,
Wie umgafft von fremdem Volke;
Kindisch wagt sie nicht zu fragen,
Wer die Augen ausgestochen.

Doch fragt sie bei Amors Larve,
Der ein Band von leichtem Flore
Um die Augen war gefaltet:
„Ist ihm auch das Aug' genommen?“ —

„Da ich einstens trug die Larve,
Sprach Apone unterm Volke:
Wer darf deine Mutter tadeln,
Wenn du spielst des Vaters Rolle!

„Da erglühten meine Wangen,
Durch die Maskenöffnung rollten
Heiße Thränen, und die Farben
Um die Augen her verloschen.

„Darum hab' ich mit dem Bande
Diesen Schaden schnell verborgen,
Und blieb ferner an dem Abend
Von dem Stolzen unverspottet.

„Aber nun sollst du die Haare
Mir für heute abend ordnen,
Wie um eine Silbernadel
Du die deinen hast geflochten.

„Willst du mir die Zöpfe machen?
Ich knie nieder an den Boden,
Und indessen sollst du sagen,
Wer dein Vater, wo du wohnest.“ —

Und sie flicht Biondettens Haare,
Windet sie in feste Knoten,
Während sie vom Rosengarten
Spricht und von dem Vater Kosme;

Wie im Traum die bunte Schlange
Gegen sie emporgeschossen,
Wie der ernste Mann gegraben,
Der versunken in den Boden.

Wie dann später am Altare
Sie ihn wieder angetroffen:
„Ach, da hört' ich deine Harfe,
Hab' mit ihm den Kranz geflochten!

„Und jetzt hat der blonde Knabe
Mit dem Lamme und dem Vogel
Zu bedenken ernst ermahnet:
Was der ernste Mann gesprochen.

„Ach, ich bin mit Angst umfangen,
Mich umdrängen diesen Morgen
Jener Mann, der Knab', die Schlange,
Du, dein Glanz, das Bild der Nonne!

„Beten will ich noch heut' abend,
Beten, recht von Herzen, morgen
An der armen Mutter Grabe,
Die mich sterbend hat geboren.

„Auch sie ruhet bei Sankt Klaren;
Ich hab' morgen angeordnet
Ihre Messe, eh' es taget,
Willst du auch hin beten kommen?

„Aber halte fest, du wankest!
Sieh, jetzt durch den Flechtenknoten
Steck' ich meine Silbernadel,
Bleib' der Geberin gewogen!“ —

Und Biondetta spricht: „Die Nadel
Will ich heut' ins Herz mir stoßen,
Wenn ich auf des Spieles Bahnen
Mich dem schönsten Tode opfre.

„Wenn die Fluten des Gesanges
Weltlich alle sind zerronnen,
Wenn die Schwingungen des Tanzes
Alle nieder sind gezogen!

„Wenn die Saiten meiner Harfe
Weltlich alle sind zerbrochen,
Denk' ich deiner, Rosablanka,
Dient die Nadel mir zum Dolche!

„Und das Ringlein, das ich trage,
Das mit mir gefunden worden,
Nimm es hin zur Gegengabe,
Also bin ich dir gewogen!

„Aber wähl' auch aus dem Schranke
Irgend ein Gewand dir, Holde!
Zur Erinnerung dieses Tages
Zeige es dem Vater Kosme.

„Morgen will ich nach Sankt Klaren
Zu der Totenmesse kommen,
Und dann dir zum Rosengarten
Deines ernsten Vaters folgen!" —

Lange wählet Rosablanka,
Welch Gewand sie nehmen sollte,
Und Biondetta singt zur Harfe
Ihre Rolle wiederholend.

„Lebet wohl, ihr falschen Farben,
Eitler Thränen Regenbogen,
Sterne, die mit falschem Glanze
Dienten einem Flittermonde!

„Meine Thränen sollen wachsen,
Daß sie mit den bittern Wogen
Ganz mein Ird'sches überwallen,
Bis die Schuld ist hingenommen!

„Aus dem Argen in die Arche
Geh ich, eine Tochter Noe,
Kleide mich in schwarzer Farbe
Wie der Rabe ausgeflogen!

„Kleide schwarz mich gleich dem Raben,
Der als Bote ausgeflogen,
Und so traurig auf den Wassern
Schwebte, bis sie abgeronnen!

„Schlei're mich mit weißer Farbe
Gleich der Taube, die als Bote
Wiederkehrte mit dem Blatte,
Das dem Friedensbaum entsprossen!

„Sei gegrüßt, du Tag der Gnade!
Durch den Friedensbogen Gottes
Will ich zu den Vätern wallen
Auf der Opferflamme Wolken." —

1329. Genesis 1, 8, 7—11. — 1337. Friedensbogen, Genesis 1, 9, 16.

Also sang sie. Rosablanka
Wählt das Röcklein einer Nonne,
Weiß den Schleier, schwarz den Mantel,
Wie die beiden Friedensboten.

Da sie dies im Korb bewahret,
Und ihn auf das Haupt gehoben,
Singen scheidend sie zusammen,
Wie Biondetta angehoben:

„Lebet wohl, ihr falschen Farben,
Eitler Thränen Regenbogen,
Sterne, die mit falschem Glanze
Dienten einem Flittermonde!“

V. Guidos Bild. Wegen seiner Reden gegen Apone wird Meliore von den Schülern angegriffen und flüchtet sich an den Marienaltar. Ein Vermittlungsversuch wird von dem durch Biondettens Gesang Verzückten abgebrochen und je ein Einzelkampf mit zwölf Gegnern bestimmt. Biondette und Rosablanka sehen von ihrem Gemache aus dem Vorgange zu, sie beten während die Studenten singen:

Blanke Jungfern, blanke Degen
Muß man küssen, muß man schwingen,
Der Schwertfeger weiß zu fegen,
Sind sie rostig unsre Klingen.

Apone naht und fordert zur Beilegung des Streites Meliore auf, ihm des Streites freche Quelle nun ins Gesicht zu nennen. Meliore berichtet, wie der Streit über die Deutung eines Bildes von Guido entbrannt sei, — die Deutungen selbst sollen die philosophischen Systeme des 19. Jahrhunderts verhöhnen, — der Meister, darüber gekränkt, habe sein Bild vernichtet, Meliore ihn verteidigt und einer der Studenten Biondette verhöhnt. Apone, gegen Meliore erzürnt, schmäht nun auf dessen Bruder, den gelehrten Pandekten-Titelflicker Jacopone (Savigny). Begeistert verteidigt Meliore den reinen Glanz des Schnees

Dieser Musen-Alpe Zierde,
Sonnenglänzend auf dem ew'gen
Eispalaste der Juristen,

Schmähst du ewige Gesetze,
Der Gesellschaft Urgranite,

Dann schimpfst du den Kern der Erde,
Der zum Licht dringt in Gebirgen! ...

So auch stehen die Gesetze,
Wenn die Staaten rings versinken,
Und unzählige Geschlechter
An dem alten Recht sich bilden.

Gegen die Gesetze Bolognas, welche jedem Ungraduierten das offne Disputieren gegen höher Stehende bei Kerkerstrafe verbieten, hat Meliore durch dies Hadern gegen seinen Lehrer sich vergangen; Apone läßt den Kecken verhaften. — VI. Pietro. Meliores und Jacopones Bruder Pietro, der Besitzer eines herrlichen Gartens, begleitet die heimkehrende Rosablanka, bietet ihr Herz und Besitztum. Sie, ihres Traumes gedenkend, giebt ihm eine empfangene Orange zurück.

Denn ich teile keinen Apfel,
Weil der Herr um mich gestorben. ...

Schweigend gehn sie nun zusammen
Bis zu der Kapelle oben,
Und des Abends Zaubergarten
Schwankt vor ihrem Aug' entrollet.

Aus den Thälern wächst der Schatten,
Und es betet schon die Sonne
Ihren Abendsegen, schwankend
Auf des Waldes goldnen Kronen.

Durch des Himmels Gründe wallen
Wolkenschafe, goldgeflocket;
In dem Abendmeere badend
Trinken sie die Purpurwoge.

Und zum Rosengarten wandelt
Sich zu baden nun die Sonne,
Einen Mantel webt im Schatten
Ihr die Nacht aus grauem Flore.

Als sie schwebet ob dem Bade,
Gleicht es einem Feueropfer,
Sie dem Phönix, der mit Flammen
Sich verjünget in dem Tode.

Aber rings aus Luft erstarren
Hohe Purpurburgen, goldne,
Wundervolle Inseln wachsen
Aus des Äthers glüh'nden Wogen

Und die Inseln werden Drachen,
Und die Burgen all Sankt George,
Und der Sonne Strahlen Lanzen
Gen die Drachen blank erhoben.

Aber ewig sich verwandelnd,
Wo sie auf einander stoßen,
Ziehn sie eine Bucht krystallen
Um der Sonne Bad voll Rosen.

Wie ein Schäfer scheu und schmachtend
Lauschend schleicht auf leichten Sohlen
Zu der spröden Hirtin Bade,
Zieht der Mond schon hinter Wolken.

Nieder zuckt sie gleich Dianen;
Jungfräulich erglüh'nd im Zorne
Spritzt empor sie Goldkrystalle,
Birgt den Schoß im Wellenschoße.

Und der Mond, den Tropfen trafen,
Steht gehörnt gleich Aktäone,
Und zu Sternen rings erstarren
Um ihn her die goldnen Tropfen.

Mahnend zieht die Nacht den Mantel
Vor des Unterganges Thore,
Und die Herzen fühlen alle,
Wer verloren, wer gewonnen.

Seine Schmerzen nicht mehr fassend,
Spricht nun Pietro: „Deine Rosen,
Sonne, sind im Abendgarten
All verblutet an den Dornen!"

Sie legt das weiße Nonnengewand an und scheidet mit „Jesus Christus sei gelobet!" von dem weinenden Pietro. — VII. VIII. Kosmes Buße. (Im Gegensatze zu den übrigen Romanzen in Assonanzen, beide gereimt.)

Mahnend sieht die Sonne nieder
Auf des stummen Hügels Rand,
Und sieht scheidend ernst hernieder
In das dämmervolle Land.

Ihre Strahlen fallen schiefer
An der engen Kammer Wand;
Malend an der Kerze, tiefer
Sinket Kosmes fleiß'ge Hand.

Bang nach jenem Bilde sieht er,
Das er hängte an die Wand,
Und zur Erde kniet er nieder,
Weit die Arme ausgespannt.

Und er spricht: „O Herr, den Frieden
Gabst du an das Kreuz gespannt,
Und das Kreuz, es blieb hienieden,
Du hast dich zu Gott gewandt!

„Sieh gekreuzet mich hier knieen
In der schweren Sünde Last,
Bis du, Herr, auch mir verziehen,
Auch für mich gelitten hast!

„Ach! das Herz ward mir durchspießet
Von verräterischem Stahl.
Blutige Versühnung sprießet
Aus der heil'gen Wunden Mal!

„Aber, weh! die Sonne spielet
Ewig nur mit meiner Qual,
Ewig, ewig sie nur zielet,
Nimmer tötet mich ihr Strahl!

„Wenn so rot die Wolken fließen
Um den nackten Feuerball,
Alle Narben sich erschließen,
Aufstehn meine Sünden all!

„So wenn einst die Engel ziehen
Mit der Zornposaune Schall,
Stehn die Toten aufgeschrieen
In des Wehes Wiederhall!

„Nieder schmilzt der Sonne Siegel
Vor des Richters jüngstem Tag,
Es zerbricht des Todes Riegel,
Klar steht was verloren lag!

„Und der ew'gen Schönheit Spiegel
Spiegelt jegliche Gestalt,
Und des Rechtes Feuertiegel
Prüfet jeglichen Gehalt!

„Wohin soll ich dann mich schmiegen,
Wenn das Licht hoch überwallt,
In dem Staube werd' ich kriechen
Mit der Schlange Mißgestalt!

„Weh! die Sonne sinkt, vergießend
Blut'ge Thränen ohne Zahl;
Und aus ihren Thränen sprießen
Tausend Thränen bittrer Qual!

„Und es weinen die Verliebten
Einsam in vergeßner Schmach,
Und es weinen die Geliebten,
Denen man die Treue brach!

„Untergingst du Lustgezierte,
Der die Ehe mich verband,
Der aus schändlicher Begierde
Pflicht und Treue ich entwand!

„Blutschuld ist die Rosenzierde
In der Sonne Untergang,
Fluch der teuflischen Begierde,
Die mit Sünde dich verschlang!

„Alle Thränen, die du gießest,
Sinkend auf der ew'gen Bahn,
Bis du deine Augen schließest,
Wachsen mir zur Sündflut an!

„Und auf ihrer Woge ziehet
Dort des Mondes bleicher Kahn,
Aber keine Taube fliehet
Mit dem Ölblatt mir heran!

„Mond, wie blickst du bleich und siechend
In des Abends Rosengrab,
Wo die Sonne still versiegend
Zu den Schatten sinkt hinab!

„Rosalaeta, du sanftst nieder
Mit dem roten Rosenkranz,
Rosatristis, du kehrst wieder
Mit der weißen Rose Glanz!

„Mond, ich sah dich mahnend ziehen,
Wie ein Geist die Wolkenbahn,
Und ich muß hier weinend knieen,
Klagen mich der Sünde an!

„Eile nicht vorüberfliehend,
Mit der Sichel scharf und blank;
Schneide ab den Stamm, der knieend
An der Erde welk und krank!

„Eine Wagschal' hoch auffliegend
Hebt die Buße dich hinan,
Meine Sünde nie aufwiegend
Klagst du nur vor Gott mich an!

„Wie so weiß dein Schleier fliehet,
Nonne, durch den Sternensaal,
Mit dir betend, büßend ziehet
Still der Sterne Nacht-Choral!

„Aus der Unschuld Paradiesen,
Wo du trugst den Rosenkranz,
Irrest du durch mich verwiesen
Mit des Schwertes Feuerglanz!"

Doch der Mond zog still verschwiegen
Hinter einer Wolke Wand,
Ließ ihn ungetröstet liegen,
Wo er ihn in Thränen fand.

Und er hebt sich von den Knieen,
Als er sein Gebet vollbracht;
Aber ihm ward nicht verziehen,
Auf dem Thale lag die Nacht.

2334 u. 2336. laeta die fröhliche, tristis die traurige.

Allem Tagewerk sei Frieden,
Keine Axt erschallt im Wald,
Alle Farbe ist geschieden
Und es raget die Gestalt.

Tauberauschte Blumen schließen
Ihrer Kelche süßen Kranz,
Und die schlummertrunknen Wiesen
Wiegen sich in Traumes Glanz.

Wo die wilden Quellen zielen
Nieder von dem Felsenrand,
Ziehn die Hirsche frei und spielen
Freudig in dem blanken Sand.

In der Düfte Schwermut wiegen
Sich die Rosen in den Schlaf,
Das Geheimnis ruht verschwiegen,
Das sie in den Busen traf.

Und es wandeln, die sich lieben,
Flüsternd auf dem sel'gen Pfad;
Wo sie gestern Scherze trieben,
Zu des Meeres Glanzgestad'.

Die Sirene stimmet wieder
Ihre gift'gen Lieder an,
Und die Herzen tauchen nieder
In untiefen süßen Wahn.

Denn es schied die Sonne wieder
In der ew'gen Flammen Pracht,
Und es hebt die dunkeln Glieder
Abermals die alte Nacht.

Und die Erde aufgeriegelt
Sendet ihren Geist heran,
Um das Haupt schwebt sternbesiegelt
Ihm der blaue Weltenplan.

Und des Waldes dunkle Riesen
Drängen sich ums enge Thal,
Und durch ihre Kronen gießen
Sterne geisterhaften Strahl.

Aus der Tiefe aufgewiegelt
Wachsen stumme Brunnen an,
Drinnen schau'n sich mondumspiegelt
Die Gedanken traurig an.

Vor der Hütte setzt sich nieder
Kosme, lauschet nach dem Wald,
Ob nicht aus der Ferne wieder
Seines Kindes Stimme schallt.

Ob sie jenseit aus der Tiefe,
An dem schroffen Felsenhang,
Nicht die treue Echo riefe
In dem nächtlich späten Gang.

Aber nur die Melodieen
Höret er der Nachtigall,
Und zu seinem Herzen ziehen
Nicht der Töne Flug und Fall.

Ihm ergießet keinen Frieden
Der prophet'schen Sterne Strahl,
Alle seine Pulse schmieden
Eines bösen Schwertes Stahl.

Die Milchstraße sieht er liegen
In des blauen Himmels Bahn,
Da stehn aller Waisen Wiegen,
Lehret ihn ein frommer Wahn.

Und er denkt der bösen Liebe
Und der Früchte, die sie gab,
Die in sündlich frechem Triebe
Er dem Schicksal übergab.

Und die Sünde warf ihn nieder,
Fesselt ihn in schwerer Acht,
Und mit bitterem Gefieder
Rauscht um ihn die böse Nacht.

Tief in Ängsten schon erlieget
Er des Herzens bangem Schlag,
Denn in dieser Nacht gewieget
Wird verhängnisvoll ein Tag.

Denn das Weib, das er geliebet,
Ging zu Grabe diese Nacht,
Und die Tochter, die er liebet,
Kam zum Leben diese Nacht.

Und die Sünde nie besieget
Durch der Reue bittre Macht,
Jene Schuld, der er erlieget,
War erzeuget diese Nacht.

Und er wühlet in der Tiefe
Seiner Brust der Sünde nach,
Daß die Reue nicht entschliefe,
Schreit er seine Tote wach.

Und er sieht sie heilig knieen,
Wie er sie durchs Gitter sah,
Sieht sie dann die Glocke ziehen,
Da der böse Feind ihm nah.

Der die Farben ihm gerieben,
Als ein heilig Bild er malt,
Und den Schuldbrief ihm geschrieben,
Den nur ew'ger Tod bezahlt.

Ach! auch ist sie da erschienen
Seinen Augen keusch und klar,
Wie sie als Modell sollt' dienen
Zu dem Bilde am Altar.

Mit den frommen heil'gen Mienen,
Mit den Rosen in dem Haar,
Seine Augen brünst'ge Bienen,
Sie die süße Blume war.

Lust und Sünde sieht er wieder,
Bis sie tief im Elend starb,
Die Verzweiflung reißt ihn nieder,
Weil er sie durch Lust verdarb.

Ach, daß alle Berge fielen
Und bedeckten ihn im Thal,
Wollten doch die Blitze zielen
Auf sein nacktes Haupt zumal!

Ach, daß alle Wasser stiegen,
Und es säh' der neue Tag
Öde, weite Fluten liegen,
Wo er heute weinend lag!

Möchte dann die Taube fliegen
Mit dem milden Frühlingsblatt,
Sich ein Friedensbogen biegen,
Wo er schwer gebüßet hat.

Aber weh! das Nachtgefieder
Schwingt der Rabe wild und hart,
Stürzt sich auf sein Haupt hernieder,
Das in bösem Traum erstarrt.

Kalte Schrecken um ihn fließen
Und Entsetzen sträubt sein Haar,
Wehe, dorten auf den Wiesen
Werden die Gesichte wahr!

An dem Walde ist erschienen
Eine weibliche Gestalt,
Von dem Haupte mondbeschienen
Das Gewand hernieder wallt.

Gleich wie weiße Schwäne fliehen
An der dunkeln Wälder Rand,
Sieht er eine Nonne ziehen
Längs des Gartens Schattenwand.

Jetzt sieht er den Schleier fließen,
Sieht die Füße blank und bar,
Sieht den Strick den Leib umschließen,
Und die Rosen in dem Haar.

„Wehe, wehe, noch hienieden
Schwebst du teure Seele arm!
Wehe, wehe, noch kein Frieden,
O daß sich der Herr erbarm!" —

Und der Schrecken reißt ihn nieder,
Doch ihn faßt kein kalter Arm:
„Vater, find' ich so dich wieder?!
O daß Gott sich dein erbarm!"

IX. Apo und Moles auf dem Turme. In der höchsten Kuppel seines Turmes sitzt nachts Apone und rühmt sein Wissen „Philosophia, des Lichts unehl'ge Tochter“, Magia, des Dunkels schwarze, lichtentsprungne Tochter, Astronomia und Medicina. Nur zum frechen Überflusse dagegen hat der Erdgeist die allfarb'gen Religionen, vor denen die Kujone sich beugen, geboren. Er aber will nicht eher ruhen

In dem dunkeln Erdenschoße,
Bis ich aller Sinne Brunnen
Überfüllend ausgesogen.

Durch Zauberkünste entzündet er einen Brand in der Universität. Studenten, Bürger und Mönche eilen zur Rettung, Meliore bricht aus seinem Kerker und sieht seinen Bruder Jacopone mit der Gattin Rosarosa (Kunigunde Savigny-Brentano) am Fenster hoch oben in Lebensgefahr, er fängt die Stürzenden auf, steigt mit Hilfe Guidos und seiner Tochter auf die Kuppel, durchbricht sie und kann, da sein Eimer durch ein Wunder sich immer von selbst füllt, von oben herab den Brand löschen. Voll Zorn empfängt Apone seinen Famulus Moles, der ihm Biondette bringen sollte, durch Meliore und Weihwasser aber daran gehindert worden. Zum Ersatze schenkt Moles seinem Meister ein Buch aus dem Paradiese.

Freier Wille ist des Buches
Süßer Titel in zwei Worten,
Gottes Wille heißt's im Grunde
Seit die Freiheit ging verloren!

Und Notwendigkeit am Schlusse
Heißt es auch mit andern Worten,
Not ist hier die wahre Wurzel,
Und das Wenden wird verboten!

Ehe jedoch Moles das kostbare Zauberbuch ausliefert, verlangt er, daß Apone ihm das Horoskop stelle. Moles ist im Jahre 700 am Tage des Bethlehemitischen Kindermordes geboren. Sein Schicksal erscheint mit dem Apones selbst in manchen Konjunkturen verbunden, beiden drohen die Rosen. Beim Herannahen von Studenten versteckt sich Moles. Die Studenten bringen in einer Urne die Asche des Moles, der vor ihren Augen verbrannte; als Apone erstaunt die Urne öffnet, dringt eine schwarze Wolke hervor, deren krause Gestalten die Schüler in die Flucht treiben. An Moles'

Stelle findet Apone seinen Pudel im Verstecke und erkennt nun, daß Hund und Famulus Dämonen. Auf seine Beschwörung hin — an Fausts Entlarvung des Pudels Mephistopheles erinnernd — erbietet sich Moles zu jedem Dienste und verweist seinen Meister auf andre Spuren:

„Wenn Biondetten du errungen,
Wenn getötet du Meliore,
Wenn ohn' Abendmahls Genusse
Starb das Weib des Jacopone:

Wenn verzweifelt, ohne Buße,
Starb der Fackelgießer Kosme,
Und wenn stürzt in schwere Schulden
Seine jungfräuliche Tochter:

Und in Raserei zu Grunde
Geht der Bruder Jacopones,
Pietro, der die schönen Blumen
Ziehet vor dem röm'schen Thore:

Dann magst du und ich in Ruhe
Ewig hausen vor den Rosen,
Und dem Kinde jenes Brunnens
Und vor jenem neuen Kloster!

Aber willst du meine Mutter
Kennen, lies die ersten Bogen
Des dir hochgepriesnen Buches
Von dem Weib des Erdensohnes!"

Allein Apone vermag den tollen welschen Plunder nicht zu entziffern, der Hund Moles' giebt ihm eine Inhaltsangabe. — X. Schöpfungsgeschichte des Moles. Die Entstehung der Erde und Adams nach rabbinischen Sagen; Lilith, Adams erste Frau, die Mutter eines Urgeschlechts von Geistern. Die Schaffung Hevas aus der Rippe, Gebot und Sündenfall. Als Hochzeitsgeschenk für Adam und Heva hat Raphael ein Buch, in dem aller Schöpfung Heimlichkeiten verzeichnet stehen, geschenkt, Lucifer läßt es abschreiben und diese Abschrift liegt Apone vor. Nach dem Sündenfall zeugt Adam mit Lilith Riesen und Zwerge, Heva mit ihrem Verführer Samael Geister und Dämonen. Als Adam und Heva sich wiederfinden, ward ihrem Leibe Kain geboren. Moles stammt aus dem Bunde Hevas mit Samael, Lucifer ist der Taufpate Apones, sein

Vater der Ägypter Amber. — XI. Biondette in dem Theater. Die Menge strömt zum Theater, von der gefeierten Künstlerin, die andern Tags ins Kloster gehen will, Abschied zu nehmen. Biondette singt ihre eigene Lebensgeschichte, wie sie als Kind durch den Schutz der Gottesmutter gerettet, gefunden und auferzogen; ihre Pflegemutter Sirene nannte sie Biondette ob der goldnen Flut des Haares und ermahnte sie:

„Mit der Künste heil'gem Scepter
Schlage an das Herz der Sklaven,
Die du in den Sinnen fesselst,
Um im Geist sie zu entlassen."

Darauf stellt sie die Judith dar, dann die Tochter Jephthas. Plötzlich steht das Theater in Flammen. Ein Student, wilden Wesens und gleich einem Salamander, faßt Biondette in dunklen harten Armen; umsonst sucht Meliore ihm seine Beute zu entreißen, Gluten gehen von ihm aus, bis ein Priester Weihwasser zu ihm sprengt, da wird der Räuber ein Häuflein dunkler Asche, beim Namen Jesu hatte er Biondette aus seinen Armen sinken lassen; zu Meliore gewendet spricht sie:

„Du hast liebend mich gerettet
Aus des ew'gen Todes Banden,
Und ich werde dir's vergelten
Bald in übervollem Maße!

„Laß' die Sinne untergehen,
Liebe nicht, was irdisch schwanket,
Die du irdisch angesehen,
Wird dir göttlich liebend danken!

„Hier auf dieser öden Stelle
Wird es einstens göttlich tagen:
Sieh, es haben schon die Sterne
Ihrem Strahl den Weg gebahnet.

„Wenn hier an des Altars Schwelle
Eine Jungfrau wird entsagen,
Werd' ich durch dich auferstehen
Aus der ird'schen Leibesasche!

„Und du wirst die Asche nehmen,
Streuen sie in deine Haare,
Weil die Schlange wird zertreten
Von des Weibes heil'gem Samen!

„Was in Träumen ich gesehen,
Hab' ich alles dir gesaget;
Denn auch du bist auserjehen
Zu unendlich großen Gnaden!

„Wir geh'n auf demselben Wege,
Lasse uns im Geiste wallen,
Lasse uns nie Abschied nehmen,
Gehe hin in Gottes Namen!" —

Da geendet sie die Rede,
Konnt' er nicht den Blick ertragen;
Also mächtig war ihr Wesen,
Daß er schweigend ging von dannen.

Und zur Harfe sang Biondette:
„Lob sei Gott dem Herren! Amen." —
Und das öde Haus erbebte,
Wiederhallend: „Amen, Amen."

Amen sprechen Mond und Sterne,
Träufelnd sprach das Wasser: „Amen."
Und da sie verließ die Schwelle,
Riefen rings die Wachen: „Amen!"

XII. Jacopone und Rosarose. Humorvoll, doch mit herzlicher Anerkennung werden Jacopone-Savignys Verdienste mit besonderer Hervorhebung seiner berühmten Schrift De bonorum possessione (das Recht des Besitzes) gepriesen. Als Jacopone sich den Doktorhut erstreiten wollte, war Rosarose, die Pflegetochter der Arzteswitwe Dolores, ihm begegnet und er hatte sich ihr verlobt. Am Hochzeitsabend entwich die Braut in den Garten; eifersüchtig belauschte sie der Bräutigam, wie sie zu einem goldgelockten Knaben spricht:

„Ja, ich bin die Magd des Herren,
Dem ich liebend mich verlobet!
Was ich trage unterm Herzen,
Bleibt dir treulich aufgehoben,
Durch dich mag es heimlich leben,
Durch mich werde es geboren."

Der Badenden nimmt Jacopone die Kleider weg, daß sie nicht entfliehe und holt ihren Vormund, den Priester Benone, daß er

ihre Beichte höre, ehe er selbst die Ungetreue mit dem Tode bestraft. Aber Rosarose geht in das Grabgewölbe und erhält dort in wunderbarer Weise ein seidnes Nonnengewand und wird geschoren. Jacopone lebt auf ihre Bitten mit ihr ohne sie zu berühren. Als Biondette vom Publikum Abschied nimmt, geht sie zum erstenmale ins Theater und wird von Biondettens Anblick tief ergriffen. Beim Brande mit Mühe gerettet, gesteht sie, ihren Tod nahe fühlend, Jacopone, daß sie seine Schwester sei. — XIII. Tod der Rosarose.

Wie in dunklen Meereswogen
Ein verbranntes Schiff entmastet
Unterm weiten Himmelsbogen
Traurig steht auf bösem Sande;

Wie die Flamme scheu noch lodert
Von den Fluten rings belagert,
Bis die traurig tote Kohle
Leicht umschaukelt in dem Wasser;

Fern schon ziehn die dunkeln Wolken,
Die geübt die böse Rache;
Und die Sterne vor dem Monde
Ziehn heran unschuldig fragend:

„Wo ist hin das segelvolle
Freud'ge Schiff, so hoch bemastet,
Das wie eine Braut die Wogen,
Buhlend mit dem Wind, durchtanzte?

„Wo sind hin die Schiffer-Chore,
Die in feuchten Tauen tanzten,
Ist von all dem stolzen Volke
An dem Fels der Ruf verhallet?“ —

Und das Meer spielt mit den Toten,
Mit den Segeln, mit den Masten,
Sterbend zischen noch die Kohlen,
Und dann schweigt und ruhet alles.

Und die Sterne zu dem Monde
Brechen aus in bittre Klagen:
„Ach! wo ist die schöne Tochter,
Die uns grüßte mit Gesange?

„Die gelöst die goldnen Locken
Ließ in freud'gen Lüften flaggen,
Unsern Spiegel in den Wogen
Betend grüßt mit Harfenklange?

„Muß sie auch im Wasserschlosse
Von Untieren rings bewachet,
Bei Sirenen und Tritonen
Fern von uns nun sein gefangen?“

Also klagen sie dem Monde,
Der zu ihrer Klage lachet
Und das blaue Feld der Wogen
Überschüttet weit mit Glanze.

Und was schimmert dort so golden
Rauschend durch die Wasserbahnen,
Zieht gleich einem Arione
Ruhig durch die Meere, harfend?

Heil! Es ist die schöne Tochter,
Sie steht auf dem Wundermantel
Sicher, wie auf starkem Boote,
Und ihr Schleier ist die Flagge!

Und die Sterne freudig horchen,
Denn es zieht durch ihre Harfe
Äolus mit süßem Tone,
Daß die Ufer rings entschlafen:

Also unterm Himmelsbogen
Stand zerstöret das Theater,
Um die trüben Säulenthore
Schauerten der Wache Fackeln.

Also in dem Glanz des Mondes
Trat Biondette mit der Harfe
Aus den hohen, dunkeln Pforten
Wie ein lichter Geist umwandelt.

Unterm hohen Sternendome
Steht sie auf dem öden Platze,
Unter ihren leichten Sohlen
Knirscht die Kohle auf den Platten.

Zwei geheimnisvolle Nonnen leiten Biondette zu Rosaroses Sterbelager, wo der goldgelockte Knabe zu beiden spricht:

„Reicher als heut' am Altare
Ward auch hier ein Kranz geflochten,
Und du wirst die Dornen tragen!

„Als der Gärtner säte Rosen
In der Buße bittern Garten,
Fiel ein Körnlein in die Dornen
Und du kennst nicht deinen Namen!

„Denn du heißest Rosadore,
Jene heißet Rosablanka,
Rosarosa, rote Rose,
Ihr seid aus demselben Stamme!

„Seid geschenkt der Mutter Gottes,
Als sie vor zwölfhundert Jahren
Auf der sünd'gen Erde wohnte;
Jetzt erst seid ihr aufgegangen!

„Doch noch seid ihr kaum entsprossen,
O erscheine, Herr des Gartens,
Hüte deine heil'gen Rosen
Und zertritt die falsche Schlange!" —

„O Benone, mir zum Troste
Eile!" — nun die Kranke klaget,
„Denn es wirft die Lebenssonne
Über mich schon lange Schatten!" —

Und der Knabe spricht: „Zum Kloster
Gehe ich ihn zu ermahnen,
Doch zuvor, o fromme Tochter,
Muß ich deiner Treue danken!

„Denn ich kann nicht wiederkommen,
Eh' erfüllet sind die Tage,
Daß wir alle durch die Pforte
Der Barmherzigkeit einwandern!

„Heil sei dir und ew'ge Wonne,
Daß in Unschuld du gewandelt,
Und zu hören Gottesworte
Kinder gern um dich versammelt!

„Viele dich am Himmelsthrone
Palmen schwingend schon erwarten,
Und sie singen dort im Chore
Die du sie gelehrt die Psalmen!

„Heil sei dir und ew'ge Wonne,
Daß in Unschuld du gewandelt,
Daß du dich dem Herrn verlobet
Und die Treue ihm gehalten!

„Also ist auch Jacopone
In die Blutschuld nicht gefallen,
Und so bricht der Tod die Rose
Zu der Sühnung ew'gem Kranze!

„Heil sei dir und ew'ge Wonne,
Daß in Unschuld du gewandelt,
Und das Kleid der güt'gen Toten
Unbeflecket hast erhalten!

„Den Bußgürtel scharf gedornet
Trugst du still und ohne Klagen,
Und so halfst du, fromme Tochter,
Deiner Mutter Sünde tragen!

„Heil sei dir und ew'ge Wonne,
Daß in Unschuld du gewandelt,
Was dir unterm Herzen wohnet,
Hast du nimmer mich gefraget!

„Aber nun vor diesen Nonnen
Öffne ruhig die Gewande,
Zeige deines Herzens Rose,
Dieses Siegel deines Stammes!

„Und es soll auch Rosadore,
Die man sonst Biondetten nannte,
An des eignen Busens Rose
Wahr erkennen ihren Namen!

„Heil sei dir und ew'ge Wonne,
Daß in Unschuld du gewandelt.
Wisse, daß dir stets zu folgen
Mich mein eigen Heil ermahnte!

„Denn ich harre der drei Rosen
Länger als zwölfhundert Jahre,
Eine bist du, bald gebrochen,
Bald auch breche ich die andre!

„Als der Heiland ward geboren,
Hab' ich auch das Licht empfangen,
Und ich gab ihm meine Rosen,
Da er spielte mit dem Lamme.

„Und er gab mir eine Knospe
Aus den Gräsern seines Lagers,
Hat dann liebvoll auch gesprochen:
Agnuscastus sei dein Name!

„Und wo ich bis jetzt gewohnet,
Sät' ich dieser Pflanze Samen,
Ehrt' sie höher als Kleinode,
Weil der Herr auf ihr geschlafen.

„Agnuscastus aller Orten
Heißt, wie ich, nun diese Pflanze!
Weißt du noch, wie ich dir Moose
Sammeln sollte mit den Knaben,

„Weil du dir bereiten wolltest
Deiner Hochzeit keusches Lager,
Wie ich dir zu deinem Schoße
Nichts als Agnuscastus brachte?

„Und du hast sie angenommen,
Dankend für die Hochzeitsgabe,
So schliefst du und Jacopone
Wie der Herr auf dieser Pflanze.

„So hat eurem frommen Wollen
Gern der Heiland beigestanden,
Und das Lager deines Todes
Blieb durch ihn der Keuschheit Lager.

„Bald steht deines Herzens Rose
Nun im sel'gen Himmelsgarten,
Und schmückt ihn die Dornenkrone,
Die er hat für uns getragen!“ —

6939. Agnuscastus, Keuschlamm.

Als der Knabe so gesprochen,
Ging er betend aus der Kammer:
„Jesus Christus sei gelobet!“
Und die Sterbende sprach: „Amen.“

Doch jetzt nahten sich die Nonnen,
Die verschleiert fern gestanden,
Leis' hinschwebend an dem Boden,
Rosarosens Sterbelager.

Und es knieet Rosadore
Eingehüllet in den Mantel.
Stille war es, nur der Odem
Wehte, und das Licht der Lampe.

Und die eine sprach: „O Tochter,
Ich bin deiner Mutter Schatten,
Weh mir, daß ich es geworden!
Rosatristis ist mein Name.

„Und auch du, o Rosadore,
Hast durch mich das Licht empfangen;
Fürchte nichts, erheb' vom Boden
Deinen Blick, der mich erlabet.

„Ach, so kann ich nach dem Tode
Mutterfreuden erst erlangen!
Wie unendlich ist die Wonne
Unergründlichen Erbarmens!“

Der Geist der Mutter gürtet nun Biondette-Rosadoren den Stachelgürtel um mit dem Auftrag, ihn bei ihrem Tode der dritten Schwester, Rosablanka, zu übergeben. Als Rosadore ein Lied anstimmen will, bringt Jacopone den wilden Apone als Arzt. Rosadore verwehrt ihm die Schwester zu berühren; erbittert flucht er ihr, sie solle ihm noch ihre Liebe nachtragen und dann vergeblich. Rosarose verweigert die von Apone aufgedrungene Arznei zu nehmen und als Benone mit der heiligen Wegzehrung kömmt, fordern alle Apone auf zu weichen. Er bleibt und reißt den Schwestern das Gewand auf.

Da er sieht die heil'gen Rosen,
Fühlt er seine Sinne wanken.

Und er fluchet: „Moles, Moles!
Dies ist unser Rosengarten;
Daß er ewiglich verdorre,
Mußt du dich zur Arbeit halten!“ —

Doch am Fenster ruft Benone
Dem Geleite. Und mit Fackeln
Dringen sie herauf; Meliore
Tritt einher vor allen andern.

Doch er stehet schwer erschrocken,
Da er Apo sieht, und fraget:
„Meister, lebet Ihr hier doppelt?
Eben hab' ich Euch verlassen! —

„Pietro kam als schneller Bote
Zu dem Vater Rosablankens,
Der erkrankte, Euch zu holen,
Und Ihr seid mit ihm gegangen.

„Habt mir selbst die Hand geboten,
Spracht, daß Ihr des alten Hasses
Gänzlich nun vergessen wolltet,
Weil ich brav gelöscht beim Brande.

„Dann hast du mich angesprochen
Um ein Büschel meiner Haare;
Sprachst: „„Aus blondem Haar gesponnen
Wird zur Wundennaht der Faden!““

„Und ich gab dir eine Locke —
Sieh, hier fehlt sie mir im Nacken, —
Folgte weit dir vor dem Thore
Bis in meines Bruders Garten;

„Wo du eintratst, weiße Rosen
Und Arzneikraut, einem Kranken
Zur Erquickung, gleich zu holen;
Dorten hab' ich dich verlassen.

„Denn es war dort bei den Rosen
Solch ein heft'ger Duft entstanden,
Daß mir schier gebrach der Odem;
Wankend ging ich aus dem Garten.

„Jetzt — wie find' ich dich hier oben?" —
Doch ihn bei dem Arme fassend
Spricht Apone: „Freund Meliore,
Jetzt geleite mich von dannen!

„Denn die Gattin Jacopones
Will das Sakrament empfangen,
Gönnen wir ihr Raum zum Troste!" —
Und nun gehen sie zusammen.

Rosarose beichtet, Jacopone ergießt sich in Klagen; sie sucht ihn zu trösten, rät ihm in einen frommen Orden zu treten und an der Stelle des Theaters ein Kloster zu stiften, in dem jeglich Geräte mit Rosen geziert sein solle. Beide Schwestern hatten während des Brandes die Vision dieses Klosters. — XIV. Apone und Meliore. Meliore verwundet. Apone versöhnt sich mit seinem Schüler und erbietet sich, ihm Biondette zur Lust in die Arme zu liefern. Voll Abscheu weist Meliore in keuscher Liebe den frevlen Antrag von sich. Apone erschreckt ihn durch Spukgestalten und verschwindet. Meliore eilt zum Schütze vor Biondettens Haus. Da er sie nahen hört, wird er angegriffen, seine Klinge zerspringt und verwundet empfiehlt er seine Seele dem Herrn. — XV. Meliore und Biondette. Biondettens hohes Lied.

Gieße, Mond, dein Silber milder
Durch die blauen Himmelsmeere;
Blicket fromm, ihr Heldenbilder,
Nieder aus dem Sternenheere.

Einsam kühle Nachtluft, stille
Grüße aus dem Himmel sende;
Blüten, Blumen, eure Fülle
Duftend sich der Nacht verschwende.

Philomele, süßer stimme
Deines Traumes Wonn' und Wehe,
Daß es zu den Sternen glimme
Und um Gottes Liebe flehe.

Klang der süßberauschten Zither
Unter Liebchens Fenster bebe,
Still eröffne sie das Gitter,
Daß sie Liebesworte gebe.

Jünglingen, die schlummernd liegen,
Komm' ein Liebestraum entgegen;
Auf die Kindlein in den Wiegen
Senke sich ein Engelsegen.

Und die Wünschelrute sinke
Jedem auf des Schatzes Schwelle,
Und dem Durst'gen, daß er trinke,
Sei der Schatz die kühle Quelle.

All ihr Bronnen selig zielet
In die mondberauschten Becken;
Leis' im West, ihr Blätter, spielet,
Um die Vöglein nicht zu wecken.

Nacht, in deines Zaubers Schlingen
Soll sich Liebesscham verketten,
Unter lustbetauten Schwingen
Bräutliches Entzücken betten.

Was die Seele, was die Sinne
Hochbegeistert, tief erreget,
Deines Glücksrads Lustgewinne
Seien alle ausgeleget.

Spinnet bei dem Mondenlichte
Eure feinsten Netze, Elfen,
Und die schlauen Zauberwichte,
Alle Zwerge, sollen helfen.

Felsbewohnende Sibyllen,
Leichte Nymphen flücht'ger Quellen,
Einet alle euren Willen,
Diese Netze aufzustellen.

Locket, locket, süßer singend,
In die Netze, ihr Sirenen,
Und den Tönen nicht gelingend,
Laßt gelingen es den Thränen.

Denn es will uns heut' entfliehen
Der melodischste der Schwäne,
Will zu heil'germ Himmel ziehen,
Daß sein Herz sich nicht mehr sehne.

Königin der Sternenzinne,
Priesterin verklärter Herzen,
Lehrerin geheimer Minne,
Heldin, Trösterin der Schmerzen,

Nacht! durch deines Tempels Mitte
Seh' ich Biondetten gehen,
Scheu verhüllt in zücht'ger Sitte:
Du wirst sie nicht wiedersehen.

Auf dem Platze mondbeschienen
Bleibt sie ruhig schauend stehen,
In die düsteren Ruinen
Noch einmal zurück zu sehen.

Sie beginnet leis' zu singen,
In der Nachtluft einsam Wehen
Ihre Töne sich verschlingen,
Wie der Andacht schwankend Flehen.

„Herr, ich steh' in deinem Frieden,
Ob ich lebe, ob ich sterbe;
Starb mein Heiland doch hienieden,
Daß ich sein Verdienst erwerbe!

„Will der Schmetterling zum Lichte,
Muß die Larve er zerbrechen,
So hast du dies Haus vernichtet,
Meine Freiheit auszusprechen!

„Lass' die Flügel mich erquicken,
In der Andacht sie erstrecken,
Und zum Himmelsgarten zücken
Durch der Buße dorn'ge Hecken!

„O, wie hast du hochgezieret
Diese Weltnacht, mir die letzte,
Eine Seele triumphieret,
Deren Tod mich hoch ergötzte!

„Solchen Tod lass' mich gewinnen!
Herr, nach einem solchen Leben
Lass' mich mit so klaren Sinnen
Dir die Seele wiedergeben!

„Denn in deinen Händen liegen
Alle demutvollen Herzen,
Wie die Kindlein in den Wiegen
Still entschlummert, ohne Schmerzen!“ —

Also sang sie, und geschwinde
Eilt sie auf verschlungnen Wegen,
Und schon höret sie die Linde
Nächtlich grüßend sich bewegen!

Rascher flügelt sie die Schritte
Ihres Hauses Thor entgegen,
Da begegnet ihrem Tritte
Klirrend ein entblößter Degen.

Ach, und weiter noch zwei Schritte
Liegt vom Mantel leicht bedecket,
Der den bösen Mord erlitten,
Stumm ein Jüngling ausgestrecket!

Da sie zu ihm niederblicket,
Will er noch die Blicke heben,
Den der Tod schon fest umstricket,
Kann die Schönheit noch beleben.

Gleich dem frommen Samariter
Hebt die mutige Biondette
Mühsam nun den toten Ritter,
Trägt ihn hin nach ihrem Bette.

Lebend konnt's ihm nie gelingen,
In ihr Kämmerlein zu sehen,
Und er mußte, einzudringen,
Durch des Todes Pforte gehen.

Schnell die Lampe angezündet
Unter bangen Herzensschlägen;
Ach, das Herz, das sie verbindet,
Schlägt noch liebend ihr entgegen!

Balsam macht sie aus den Giften,
Die sie sonst im Tanz umgeben,
Mit der Öle süßen Düften
Ruft sie wieder ihn zum Leben.

Und sie löset ihm geschwinde
Seinen Koller von dem Herzen,
Sauget ihm sein Blut gelinde
Aus der Wunde mit den Schmerzen.

Ach! und ihren frommen Lippen
Strömt die Thorheit frech entgegen;
Quelle böser Zauberklippen,
Liebesgift, war an dem Degen.

Auf der Brust ihm eingeschnitten
Ihren Namen, liest Biondette,
Und ihr Bild, nach Liebessitte,
Hängt darauf an goldner Kette.

Doppelt ihren Schleier windet
Sie, mit Thränen ihn benetzend,
Und die Wunde sie verbindet,
Sich der Blöße nicht entsetzend.

Und sie eilt und schmückt das Zimmer,
Zündet an wohl hundert Kerzen,
In der Spiegel Wiederschimmer
Gold und Silber freudig scherzen.

Ihres Putzschranks Flügelthüren
Öffnet sie mit leichten Händen,
Daß ein eitles Triumphieren
Rings entstrahle allen Wänden.

Und die falschen Götterbilder
Schmücket sie mit Flitterkränzen,
Aus dem Schoße goldner Schilder
Läßt sie seidne Röslein glänzen.

Reiherbüsche pflanzt sie flitternd
Auf des Bodens Purpurdecken,
Diamantne Nadeln zitternd
Zäumt sie ein mit Federhecken.

In der Thorheit Garten glimmend
Rüstet sie ein goldnes Becken,
Daß die Weihrauchwolken schwimmend
Lüstern halb den Glanz bedecken.

Weh! wer hat sie so verrücket?
Alle Blumen muß sie brechen,
Wie des Wahnsinns Braut geschmücket
Muß ihr keusches Herz erfrechen.

Vom Liebeszauber erregt bedeckt sie Meliore mit Küssen und singt zur Harfe eine freie Umdichtung von Salomons hohem Liede (das auch Goethe in seiner Jugend verdeutscht hatte). Meliore weist die irdische Liebe zurück und nennt sie Schwester.

Aber wehe! nicht vernimmet
Sie den schweren Namen Schwester,
Glühender ihr Wahn entglimmet,
Sie umklammert ihn noch fester.

Und sie spricht: „Der Kelch der Lilgen
Unserm Bett das Rauchfaß schwenket,
Unser Durften zu vertilgen
Sich der Traube Becher senket!

„Unsre Thür umgeben Früchte,
Ich bewahrte dir, mein Leben,
Heurige und fern'ge Früchte,
Beide kann ich dir nun geben!

„Tiefer Liebe reine Lüfte,
O du schön und lieblich Schweben!
Trauben gleichen meine Brüste,
Trauben wundersüßer Reben!

„Einer Palme aufwärts dringend
Gleichet meines Leibes Länge,
Wie der Wein hinan sich schlinget:
O, wer sich hinan so schwänge!

„Lass' uns durch die Felder ziehen,
Ob uns sieht das Aug' der Reben,
Ich will, wenn Granaten blühen,
Dort dir meine Brüste geben!

„Dich, der meiner Mutter Brüste
Saugte, Bruder, dich den schönen,
Wenn ich dort dich brünstig küßte,
Ach, wer wollte mich verhöhnen!" —

Als sie diesen Frevel singet,
Springt sein Blut ihr neu entgegen;
Den Verband, der Hilfe bringet,
Kann die Raserei nicht legen.

Und von jenem Nonnenbilde
Reißt sie in der Angst die Decke,
Daß damit das Blut sie stillte,
Und es dienet ihrem Zwecke.

Als sie zu dem Bilde blicket,
Fühlet sie ein tief Erschrecken,
Scham sie wie ein Schwert durchzücket,
Und sie eilt sich zu bedecken.

Von des Bildes Augen fließen,
Wunder Gottes! bittre Thränen,
In die Arme muß sie's schließen,
Ach, sie möchte es versöhnen!

Und dem Bilde gegenüber
Sitzt zur Harfe sie am Bette,
Und die Augen strömen über
Der verlornen Biondette.

„Wo ist die, die aus der Wüste
Aufgeht, auf den Freund gelehnet?"
Spricht Meliore nun, und grüßte
Sie, nach der sein Herz sich sehnet.

„Auf dein Herz gleich einem Siegel
War sie wahrlich doch gesetzet:
Goldne Rose, deinen Spiegel
Hat die Schlange bös verletzet.

„Um den Apfelbaum sich schlingend,
Der die Mutter dir bedeckte,
Als sie rang zur Welt dich bringend,
Bös die Schlange mich erweckte!" —

Aber trauernd sitzt die Süße,
Läßt die Harfe leis' erbeben,
Daß ihn schön das Leben grüße,
Das die Liebe ihm gegeben.

Wie die Töne sich ergießen,
Fühlt die Jungfrau in dem Herzen
Wunderbaren Zauber fließen,
Und so süße, wilde Schmerzen.

Höher sie die Saiten schwinget,
Denket nicht mehr des Gesellen,
Wie der Schwan im Tode singet
Glühend ihre Töne schwellen.

Tausend Töne, die sonst schliefen,
Aus der Harfe lebend brechen,
Und in allen Herzenstiefen
Hört sie laut das Echo sprechen.

In dem Tode hallt es wieder;
Schüchtern zu des Lebens Schwelle
Rufen ihn die Zauberlieder,
Seine Blicke werden helle.

Wer erklärt ihm die Gesichte,
Wer ergießt des Himmels Segen?
Ist so mild das Weltgerichte,
Kommt die Gottheit ihm entgegen?

„Süßer Tod, den ich erlitte,
Goldne Töne zu mir gehen,
Selig in des Himmels Mitte
Soll ich wieder auferstehen!“ —

Aus Biondettens frommen Mienen
Strömet ihm das sel'ge Wähnen,
Gottes Mutter sei erschienen,
Und er betet unter Thränen.

Doch die arme Jungfrau singet
Unter bittern, bittern Thränen,
Während sie die Hände ringet:
„O welch schmerzlich glühes Sehnen!

„Schwarz bin ich, doch voller Liebe,
Wie die Hütten Kedars stehen,
Wie die bunten Tepp'che schimmernd
Salomons im Tempel wehen!

8551 ff., wieder Anklänge an Sulamiths hohes Lied.

„Die Weingärten zu behüten,
Setzten sie mich ein zum Wächter,
Meinen konnt' ich nicht behüten,
Von Jerusalem ihr Töchter!

„Wie der Tod, so stark ist Liebe,
Fest der Eifer, wie die Hölle,
Glut und Feuer meine Triebe,
Wie des Herren Blitz so schnelle!

„Und wenn alle Wasser stiegen,
Und wenn alle Ströme rönnen,
Würden sie sie nie besiegen,
Nimmer sie erlöschen können!

„Was in meinem Haus sich findet,
Alles Gut, wenn ich's wollt' geben
Um die Liebe, die mich bindet,
Ach, ich hätte nichts gegeben!

„Schön und lieblich meine Füße
In den goldnen Schuhen stehen,
Und mein Haupt, wenn ich ihn grüße,
Ist wie eines Helmbuschs Wehen!

„Wie zwo Spangen schön sich schwingend
Von des größten Meisters Händen,
Eben an einander dringend
Stehen freudig meine Lenden!" —

Doch nun lischt der Kerzen Schimmer
Und Biondette singet: „Wehe
Wehe, Wehe, Lebensschimmer,
Holdes Leben nicht vergehe!

„Sterbet nicht, ihr süßen Lieder,
Wollt, o wollt nicht von mir schweben,
Sterbet nicht, ihr raschen Glieder,
Laßt euch froh zum Tanze heben!" —

Eh' die Lampe auch verglimme,
Will sie freudig nochmals schweben;
Doch sie hört nicht ihre Stimme,
Fühlt nicht ihrer Füße Schweben.

Weh! es walten böse Künste,
Laut die frühen Hähne krähen;
Kehrt, ihr Geister, aus dem Dienste,
Denn der Tag will auferstehen!

Und Meliore kommt zu Sinnen,
Licht und Lied und Lieb' entschweben,
Mächtig fühlt er sich von hinnen
Auf die öde Straße heben.

Kühl umwehn ihn Morgenwinde,
Wunderbar ist ihm geschehen,
Denn er kann noch ihre Binde
Auf der frischen Wunde sehen.

Und die nahe Glocke klinget,
Und er hört die ersten Messen:
„Bete, bete, nie gelinget,
Die Geliebte zu vergessen!"

XVI. Kosme krank. Pietros Garten brennt. Es ist kein öder Felsen, kein Bächlein oder Bronnen, keine waldumschloßne Stelle, wo nicht Sünde und Thränen wohnen, und so ist auch in dem rosenreichen Garten Kosmes Jammer und Sorge. Der Arzt Apone hatte dem erkrankten Kosme heftige Vorwürfe über seine Thorheit gemacht, in der er seiner Seele Löcher mit der Tochter Seele verstopfen wolle, er solle in die Stadt ziehen und sie die Poeten lesen lassen. Genesen würde er nur, wenn die drei Rosen im irdischen Garten Gottes in der Hand der Venus sterben. Kosme hat Apone als seinen alten Farbenreiber erkannt und mit Jesu Namen vertrieben; die Tochter soll ihm Benone als Beichtiger holen. Auf dem Wege zu ihm sieht Rosablanka Pietros Hütte brennen. Aus Liebesgram verwirrt und von Apone gegen Meliore als den begünstigten Liebhaber Rosablankas aufgehetzt hat Pietro selbst seinen Garten durch Feuer zerstört, Rosablanka fordert den um Rosarose klagenden auf, mit ihr zur heil. Messe zu gehen. — XVII. Totenmesse. Meliore und Rosablanka beichten. Rosablanka will Biondetten aufsuchen und gewahrt mit Schrecken die Veränderung in der leeren Wohnung. Der geheimnisvolle Knabe geleitet sie an das, nun für Rosarose geöffnete Grab ihrer Mutter. Während der Messe wird sie von heftiger Leidenschaft für Meliore ergriffen, indem sie aber mit Meliore Pater Benone beichtet,

besiegt sie die Versuchung. Als Buße legt ihr Benone auf, barfuß Rosaroses Leichenzug zu folgen. — XVIII. Biondette ersticht sich. Durch Beschwörung Samaels hat Apone erkundet, Biondette wäre nur zu verderben,

Wenn ein Mann aus ihrem Blute,
Den sie liebt, im Arm ihr ruhte.

Drum hat er Meliore so verwundet, daß ihn Biondette in ihre Arme nehmen mußte. Seine Eifersucht stört aber Samaels weiteres Schicksalsweben; allein durch andern Zauberspuk weiß er Biondetten in seinen Turm zu locken. Sie aber stößt sich unter Anrufung Marias die goldne Nadel ins Herz und sinket nieder heilig blutend als mit dem zwölften Schlage auch Apones Teufelsspuk untergeht. — XIX. Moles in Biondettens Leiche. Apone sucht dem noch warmen Körper Biondettens den Bußgürtel abzunehmen, an dem seine Zauberkünste machtlos sind; Moles rät ihm, aus Biondettens Wohnung den Schlüssel zu holen. Allein beklagt Moles (in Reimen) das traurige Teufelslos.

Mensch! um Zweie nur beneidet
Dich der Teufel: um den Tod,
Und die Lust, die dir bereitet,
Als sie dir den Apfel bot. . . .

Stift' ich tausend Bubereien,
Gehn sie alle auf ein Lot;
Das unendliche Verzeihen
Hilft dem Herrn aus aller Not. . . .

Ohne Freude muß ich teufeln,
Und mein Werk wird all zu Kot,
An dem ew'gen Leben zweifeln,
Und erzweifle nie den Tod!

Was ich mühsam hab' geleimet
Ist und bleibt ein schlechter Klotz,
Und in jedem Kraute keimet
Gegen meine Werke Trotz!

Nichts kann ich zu Ende treiben,
Ach, ein Ende wär' ein Lohn!
Das Unendliche vertreiben
Kann nicht all mein Spott und Hohn!

XVIII. Biondette ersticht sich. Böhmer bewunderte diese Romanze besonders wegen der musikalischen dem Inhalt entsprechenden Assonanz auf o und ei.

Ewig elendes Arbeiten,
Null ist mir wie Million,
Wer der Knoten könnt' zerschneiden:
Sohn ist Vater, Vater Sohn!

Arm, blutarm bin ich ein Teufel,
Mutterlos und vaterlos,
Bös erzeuget von dem Zweifel
In der Lüge dunklem Schoß.

Treibe ew'ge Äffereien,
Ohne Freude, ohne Zorn,
Keine Rose kann mich freuen,
Und mich schmerzen kann kein Dorn.

Moles läßt einen Geist in Biondettes Leichnam fahren und die belebte Gestalt bietet sich Apone an; an dem vollen Besitze hindert ihn freilich der unlösbare Bußgürtel. Aber reichgeschmückt und frechen Wesens tritt die Pseudo-Biondette an Apones Arm unter das staunende Volk. — XX. Rosarosens Leichenzug (in Reimen). Weitausholende Beschreibung des von der ganzen Stadt veranstalteten Trauergepränges. Rosablanka windet die Blumenkrone und trägt sie hinter dem Sarge zwischen Meliore und Pietro. Apone und Biondettens frecher Putz stören den Zug, Meliore sinkt in Ohnmacht, als er Biondette so erblickt. Apones Versuch, durch Erregung von Zwietracht die Beisetzung zu hindern, mißlingt.